

Von den Alpen bis zum Arno

VON

Karl Stieler.



# Die großen Wege nach Italien.

## Durch den Mont Cenis.



Man nennt Italien das Wunderland, aber schon die Wege nach Italien haben etwas Wunderbares, einen geheimen Zauber, den kein anderer Pfad mit ihnen theilt. Er ergreift uns mit unbewußter Macht, wenn wir diesem großen Ziel entgegenpilgern, wir fühlen ihn alle, ehe wir es wissen, worin er ruht. — Soweit die Geschichte hinauf reicht, war Italien ja das Paradies der Erde. Fast scheint es, als wollte die Natur es selber schirmen, dieses Sanctuarium ihrer Schönheit, denn dreifach legte sie das Meer vor diesen Garten und baute gigantische Mauern im Norden auf; aber die Leidenschaft aller Völker stieg im Sturm über diese Schutzwehr hinweg, und die weltgeschichtliche Fußspur, die sie zurückgelassen, sind jene gewaltigen Alpenstraßen.

Darin liegt ihre Größe, ihr Zauber; sie wurden nicht gebaut durch die Hand eines Starken, sondern die Sehnsucht, der Neid, die Rache ganzer Nationen hat diese Wege gebahnt. Italien war ja die Seele der Welt, und um diese Seele warben sie alle; es war der Herd der ganzen antiken Cultur, und diesen Herd wollte jeder sein eigen nennen. Sprechen wir ohne Bild, so waren es immer große historische Strömungen und mächtige Leidenschaften, welche die Völkerzüge nach Italien geleitet haben, und die Spuren solcher Leidenschaft sind gleichsam noch übrig geblieben in dem herkulischen Bau dieser Straßen.

\* \* \*

Am Mindesten bekannt von ihnen und doch eine der ältesten und mächtigsten ist der Mont Cenis (mons cinerum), der seinen Namen von der Sage nimmt, daß vor Jahrtausenden schon die Wälder, die ihn bedeckten, in Asche sanken. Bersehen wir uns zuvor in die enggeschlossene mächtige Landschaft. Wir sind in den Cottischen Alpen, die schweigenden Gipfel Cima del Caro und della Levanna, Monginevro und Gran Paradiso ragen vor uns empor, und mitten in ihrer Reihe steht ernst und weltberühmt der Mont Cenis. Er bildet den Knotenpunkt, wo sich die Grauen und Cottischen Alpen treffen, hier liegt jenes öde langgezogene Plateau, über das der uralte Heerweg von Frankreich nach Italien führt. Hoch über den Paß hinweg ragen zerrissene Felsengipfel, fast immer verschleiert in graues Gewölk, fast immer bedeckt mit tiefem Schnee: Rocciamelone und la Ronche, und wie sonst ihre wilden Namen klingen. Die Höhe derselben beläuft sich bis auf elftausend Fuß, die des Plateau's mißt siebenthalbtausend.

Schon Cardinal Bentivoglio, der 1648 in Venedig seine Memoiren schrieb, nennt den Mont Cenis den König der Alpen, und in der That — es liegt etwas Fürstliches in diesem titanischen Gliederbau, in diesen finsternen Zügen, in der gedankenschweren Einsamkeit, durch die wir nun schweifen.

Zwischen den Felsen wuchert dichtes Gestrüpp, nur dann und wann eine schlanke Birke; leuchtende Alpenrosen lauschen durch das dunkle Grün, und in den Ritzen blüht die duftige *Viola cenisia*.

Aber sie blüht nur um zu verblühen, kein menschliches Auge begegnet uns auf dieser Wanderstraße. Man hört nur das Schneehuhn flattern, und den gellenden Pfiff des Murmelthiers; man hört bei lautloser Luft, wie

sich droben in den Felsen die Steine lösen, man sieht den Adler die weiten Kreise ziehen, aber damit ist das Leben zu Ende — alles Andere ist todt.

Hart an der Straße liegt der kleine dunkle See, aus dessen Tiefen die Genista hervorbricht. Sieben Monate im Jahr deckt ihn das graue, mauerdicke Eis, aber selbst wenn ihn der späte Lenz entfesselt, wenn die Forelle wieder nach den Sonnenstrahlen emporhascht, bleibt etwas Gramvolles in seinen Zügen, wie das Gefühl der ewigen Gefangenschaft. Und doch gibt es noch andere Gefangene hier als die stummen Wellen; denn am östlichen Ufer des Sees, mitten in dieser kahlen Einsamkeit, steht das kleine Hospiz, das schon die Karolinger gegründet und das von jenem Bonaparte erneuert ward, der sich so gern den Erben des großen Karl nannte.

Für Tausende von Soldaten legte er hier Casernen an, und es wird uns fast schauerlich zu Muth, wenn wir in diesen ausgestorbenen Räumen rasten und im Geist jene langen Colonnen vorüberziehen lassen: müde zerrissene Gardes, beladene Pferde und rollendes Geschütz. Hier mögen sie noch eine Stunde ruhen, ehe es hinabgeht auf die Schlachtfelder Italiens, noch ein paar Athemzüge, ehe es wahr wird: Ave Caesar, morituri te salutant.

Nur wenige large Gebäude haben sich noch in der Nähe des Hospizes angesiedelt — sonst gibt es keine Menschen hier als die Wächter, die berufen sind die Straße im Stand zu halten. Sechszwanzig Häuser sind an den gefährlichen Stellen des Weges für sie errichtet, ihr Amt ist es, den Irrenden ein Obdach zu schaffen, wenn sie der Schnee überrascht — so bringen sie ihr Leben hin zwischen eigener und fremder Mühsal. Denn grauenhaft sind die Stürme, die dann wüthen, wenn der Lombardo und der javonische Wind sich hier begegnen, aufeinanderstürzend wie zwei heulende Wölfe.

Das ist die Landschaft des Mont Genis. — Wir haben versucht sie in flüchtigen Zügen zu schildern, diese trostige Scholle, und dennoch welche Fülle gewaltiger Thaten steht auf jenem öden, steinernen Grunde, wie uralt ist der erste Weg über diese Höhen seit Hannibal und Constantin, seit Karl dem Großen und der Fahrt nach Canossa! Sie alle betraten diesen Weg.

Seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts gehörte der Mont Genis eigentlich den Franzosen, wenigstens in historischer Beziehung; für die erbitterten Kämpfe, die sie gegen das Haus Savoyen führten, für alle Kriege, deren Ziel nach Süden wies, war der Mont Genis ihr natürlicher Weg. Wenn man bisher darauf bedacht schien, den Pfad wo möglich geheim zu halten und so enge, daß ihn kaum ein Saumthier begehen konnte, so wurde nun das Gegentheil erstrebt. Schon 1693 hatte ihn Marschall Catinat derart erweitert, daß man geringes Fuhrwerk und leichtes Geschütz hinüberbringen konnte — aber zur modernen Militärstraße in großem Stil verwandelte ihn erst Napoleon. Sein Ingenieur war der geniale Giovanni Fabrone.

Die Entstehungsgeschichte des Tunnels und die ganze Durchführung dieses Riesenbaues ist ungemein merkwürdig; er hat wie alle großen Werke der Welt seine Leidensgeschichte, ja es fehlt dieser ungeheuren Idee nicht einmal der Märtyrer, der sein ganzes Leben an dieses eine Ziel gesetzt, ohne verstanden zu werden.

Dieser Mann war der Ingenieur Joseph Medail in Bardonnèche, der bereits im Jahre 1832 dem König Karl Albert einen Plan vorlegte und den Durchstich der Cottischen Alpen fast ganz in der Weise fixirte, wie er heute vollzogen ist. Der Plan wurde angestaunt, wie man eben etwas Unerreichbares anstaunt, aber an die Verwirklichung dachte Niemand. Doch der kühne Alpensohn ließ sich dadurch nicht erschrecken. Zehn Jahre später legte er seinen Entwurf der Handelskammer in Chambéry dar, er ward geprüft und auch hier im höchsten Grade genial befunden; aber es war dasselbe Loos — an seine Verwirklichung dachte Niemand. Medail schloß die Augen, längst ehe der Gedanke seines Lebens erfüllt war — ihn zur That zu machen, war sein Vermächtniß an die Nachwelt.

Es währte lange, aber die Erfüllung kam; unter der Leitung der Ingenieure Orskoni, Grandis und Sommeiller ward der Durchstich binnen neun Jahren vollendet und am 17. September 1871 wurde die Bahn dem Verkehr übergeben, als ein neues Band für die Eintracht der europäischen Völker.

Es war zu Anfang Oktober, als ich die Fahrt durch den Mont Genis unternahm. Schon die Natur an sich wird herber, gewaltiger, sobald man aus dem Süden Frankreichs nach Savoyen kommt; die Berge zerklüften sich immer kühner und steigen höher empor; an die Stelle der weichen goldenen Töne, welche die Landschaft in der Provence trägt, treten ernste, dunklere Farben; bis hoch hinauf sehen wir Tannenwald und mit kühler Kristallfluth stürzt der Wildbach vorüber. Einsame Hütten aus brauner Rinde liegen am Weg; nur selten noch kommt ein

verwittertes Dorf, nur bisweilen noch finden wir schattiges Laubholz und läutende Heerden. Es ist die volle trohige Bergeswelt, das alte Jagdgebiet der wetterfesten Sarden.

Aber noch immer enger, noch immer höher wird dieses Bild, je weiter wir eisen; nur noch ein schmaler Fußpfad führt in die Seitenthäler, die sich im Fluge öffnen und schließen; der Kampf, mit dem die Menschenhand sich hier den Weg gebahnt, wird schon in hundert Zeichen sichtbar. Starr und verwildert rücken uns die Berge entgegen, bis mit einemmal der Weg durch Felskolosse vermauert scheint — es ist nicht mehr möglich, noch weiter zu dringen. Schrillend pfeift die Lokomotive, die eisernen Räder knarren — das ist Modane, die letzte Station hart am Fuße des Mont Genis.

Hier muß der Zug eine kleine Stunde halten, aus den breiten geöffneten Coupés der ersten Klasse (denn solche allein verkehren auf dieser Route) ergießt sich ein dichter Menschenknäuel, Italiener und Franzosen, Engländer und Russen, — in allen Farben, in allen Zungen wirrt sich das durcheinander. Da die Grenze in der Mitte des Tunnels liegt, so ist hier die Douane: mit verbindlicher Handbewegung wird man gebeten, in die Halle zu treten und die Colli zu öffnen. Welches Gewühl, welche bunte Gestalten; „prenez garde!“ rufen die Pader, die auf niederen Wagen das Gepäd in die Halle rollen. „Sangue di Cristo!“ wettet ein Italiener, dem plötzlich seine Frau verloren ging; eine Sängerin, die zur Scala nach Mailand fährt, hat neunzehn gewaltige Koffer, und ist die letzte, deren Gepäd erledigt wird.

Modane liegt in einem Felsentessel, der kaum eine Stunde im Umkreis mißt, verwittertes Geröll drängt sich fast bis an die Schienen, und schon am frühen Nachmittag werfen die Berge ihren blauen Schatten herab in's Thal. Hier ist der Eingang des Mont Genis; in dieser Wildniß, wo sich nur wenige schmale Häuserreihen finden, die von dem früheren Cantonement noch übrig sind, steht jetzt der gewaltige Bahnhof, der den eisernen Angelpunkt zwischen Frankreich und Italien bildet.

An Stelle des französischen Zuges, der uns bisher geführt, steht jetzt der italienische auf dem Perron, dunkelfarbige Wagen mit weiten hellgepolsterten Coupés, von denen jedes seine acht Passagiere zählt. Schon waren die Lampen angezündet, noch einmal prüften die Wagenwärter hier und dort eine Achse, und dann kam die zweite Lokomotive herangebraußt, die uns den Weg erleichtern sollte — ein Ruck und wir waren im Laufe.

Es war doch eine fieberhafte Erregung, die sich nun allenthalben kundgab, und die dadurch stieg, daß man das Ziel der allgemeinen Neugier nirgends erspähte. Denn der Eingang in den weltberühmten Tunnel liegt senkrecht



STRASSE UEBER DEN MONT GENIS.

etwa zweihundert Fuß hoch über der Station, und die Bahn macht zwei ungeheure Bogen, ehe sie diese Oeffnung erreicht. Es sind wahrhaft graueneregende Curven; die Lokomotive rollt nicht mehr weiter, sondern sie steigt gleichsam empor, Schritt um Schritt den Boden erkämpfend, und schon sehen wir tief hinab auf die grauen Schieferdächer von Modane, bis sie mit einemmal hart zu unsern Füßen liegen. — Ein gellender Pfiff erdröhnte — wie der Schrei eines Menschen, den man plötzlich hinabstößt in die Finsterniß; in wilden Verschlingungen krümmt sich der Dampf auf der Erde, nur noch ein Augenblick des Zwiellichts, dann ist es Rabennacht, dann sind wir gefangen.

Wir rollten wirklich im Tunnel des Mont Genis, und den Meisten ward es absonderlich zu Muth. Es war nicht Furcht, aber das scheue Gefühl, daß man nun den elementaren Mächten so unmittelbar überliefert ist, daß keine menschliche Hand uns erreicht, wenn auf dieser finstern Weise ein Unglück eintrifft. Wir sind entrückt aus dem Bannkreis aller Hülfe, und das empfinden wir, jeder Stein in diesem zerprengten Gewölbe ist Herr über unser Leben, und auch die Natur übt ja bisweilen Rache.

Man öffnete die Fenster, eine warme dunstige Luft, die das Athmen erschwerte, strömte herein, es war nicht möglich, die Wände des Tunnels oder den nächsten Wagen zu erblicken, wenn man hinausjah, so furchtbar war die Dunkelheit. Nur die qualmenden Massen des Rauchs wahrte man, wie sie hart an dem beleuchteten Fenster vorüberglitten; es lag beinahe etwas Dämonisches in diesen wesenlosen kriechenden Gestalten, die bald quer unter den Rädern hindurchhüschten, bald hastig über die Decke steigen, unaufhörlich versiegend und immer wieder auf's neue erwachsend.

Schauerlich war das Geräusch der Lokomotive, man fühlte fast die herkulische Arbeit mit, die ihr oblag, man hörte sie röcheln und stöhnen, denn die Steigung des Tunnels im Innern beträgt ja mehr als vierhundert Fuß. Mitunter war es beinahe als ob sie plötzlich stille stünde, als ob sie die Kraft verliesse, dann kam ein wilder Rud und die Arbeit begann von neuem. Ich zog die Uhr, es waren kaum zehn Minuten, daß wir in diesem Kerker weilten, noch kaum ein Drittel des Weges war zurückgelegt.

Die Luft ward immer schwüler und banger, mit Lesen und Schlafen wollte es nicht mehr gehen; aber wir fühlten doch, daß nun der Höhepunkt des Tunnels erreicht war. Denn plötzlich änderte sich der Pfad, er wurde eben — er sank; mit rasender Geschwindigkeit brauste die Lokomotive dahin, als gelte es, die verlorene Zeit zu erjagen; nur wie ein kurzer Lichtblitz erschienen die kleinen Stationen, die in der Tiefe des Tunnels liegen. Dort stehen die Wächter mit Blendlaternen in der Hand, die zum Wahrzeichen dienen, daß sie auf ihrem Posten sind; denn ihre Gestalt zu sehen, wäre ein Ding der Unmöglichkeit. — Unwillkürlich hatten wir das Gefühl: wenn nun ein Zusammenstoß, eine Entgleisung erfolgte? Soviel ich erfuhr, ist indessen die Mont-Genisbahn bis jetzt ohne erheblichen Unglücksfall geblieben; nur im Mai 1873 sollen zwei Züge im Tunnel zusammen gerathen sein, jedoch in der Art, daß sie sich (durch rechtzeitige Hemmung) regungslos gegenüberstanden. Ob es sich wirklich so verhielt, konnte ich nicht authentisch ermitteln, und muß daher die Verantwortung dem Reisegefährten überlassen, der uns das erzählte — ich habe bloß das eine Bedenken dagegen, daß er behauptete: er sei „selber dabei gewesen“.

Trotzdem verfehlte die Erzählung wenigstens nicht den Effekt: die Franzosen ließen ein Fläschchen mit Aether circuliren — es waren einunddreißig Minuten verstrichen, und schon konnte man von ferne jenes Zwiellicht fühlen, das uns das Ende verkündigte. Wie ein Raubthier, welches die Freiheit sucht, stürmte die Lokomotive jetzt dem Ausgange entgegen; wie man auf Schiffen ruft: „Land, Land!“ so stand es jetzt auf allen Zügen: „Licht, Licht!“

Wir waren im Freien, in vollen Strömen ergoß sich der Sonnenstrahl über die Felsengipfel, grüne Föhren und schlankte Birken standen am Wege, wir hörten den Gießbach rauschen, alles war wieder lebendig um uns her. Ueber der Station prangte das italienische Wappen; „Bardonneccia!“ rief der Conducateur, „si ferma cinque minuti“.

Und in lang gewundener Linie sahen wir nun noch einmal zurück auf das gewaltige Steinthor, das den Eingang des Tunnels bildet, auf dieses Fort des menschlichen Geistes; wir sahen die ganze Bergeskette, die wir durchschnitten, auf deren Spitze noch das weiße Kreuz steht, den Punkt bezeichnend, wo die Arbeiter im Innern zusammentreffen sollten.

Wahrhaftig — es war nicht bloß ein Gefühl der Befreiung, das uns in dieser Stunde die Brust erhob, es war auch ein Gefühl des Stolzes und des Glückes, daß wir in Tagen leben, die eine solche That zu thun vermochten. Man könnte sie wohl ein Wunder nennen; aber nicht unsichtbare Hände, sondern wir selber haben es gewirkt!

## Via Mala.



er hat nicht schon eine Gestalt gesehen, deren Schönheit ihn fesselt und in der doch ein Zug des Bösen liegt, den wir dämonisch empfinden! Auch die Natur hat solche Gestalten in jenen Bergen, die sie als Wächter zwischen welsches und deutsches Land gestellt; schon im Namen klingt uns dies Wesen wieder, so oft wir sagen: Via Mala. — Die Via Mala ist der Glanzpunkt des Splügens, jener Alpenstraße, die von Chur nach Chiavenna führt; und wenn gleich die Ähnlichkeit mit dem Gotthard sich manchmal bemerkbar macht, so hat doch auch dieser Weg wieder sein eigenes und anderes Gepräge.

Wie dort die Reuß, so ist es hier der Rhein, dem wir folgen, aber nicht jener breite Rhein, in dessen Fluthen sich Dome spiegeln, um dessen Ufer die Völker streiten, sondern das wilde, durch die Schluchten jagende Kind der Berge, das von der Welt nichts ahnt in seiner Einsamkeit! Bei keinem anderen Strome ist uns dieser Gegensatz zwischen schäumender Jugend und späterer Würde so greifbar. Der Bodensee ist gleichsam das stille, geheimnißvolle Gemach, in dem dieser Wandel seines Wesens sich unsichtbar vollzieht; sowie er den See verlassen hat, nach kühnem Sprunge, gehört der Rhein dem strengen thatenreichen Leben, aber Alles was weiter zurück in den Bergen liegt, gehört dem ungezähmten Spiele der Kindheit.

Bald, wenn wir der Straße aufwärts folgen, treten uns alle Merkmale der alten, großen Alpenpässe entgegen. Im Dorfe Felsberg die Spuren des abgestürzten Gerölls, in Oberems die Erinnerungen jener verzweifelten Kämpfe, mit denen die Trifolore sich hier den Weg erzwang, und dann auf steiler Höhe die Herrenburg von Planta und Rhäzüns. In dem erstgenannten Schlosse werden zwei Bilder gezeigt, die ein ehemaliger Lehrer zum Andenken seiner Wirksamkeit hiehergeschickt; die alten Leute im Dorf nennen ihn noch heute den Herrn Chabaud, die Geschichte nennt ihn Louis Philipp, den Bürgerkönig.

Nicht lange, so treten wir in ein herrliches, besonntes Thal, das der romanische Dialekt als Val Domgiasca bezeichnet. Es liegt noch tief unter der eigentlichen Bergregion, vor den rauhen Winden durch Wald und vor den rauhen Wogen durch mächtige Dämme geschützt, so daß eine reiche Vegetation sich hier entfalten konnte. Zahlreiche Burgen und viele Dörfer, deren Häuser an den Abhängen aufsteigen, beleben den Weg, den der Piz Bederin mit schneeiger Spitze hoch überragt. Allenthalben sind die Berge reich bewaldet; die Landschaft, die wir schauen, und die Luft, die wir athmen, sind von tiefem Tannenduft durchdrungen.

Alein schon hinter Thusis fängt die Landschaft an, sich zu verfärben und zu verengen; wie im geheimen Krampf ziehen sich ihre steinernen Glieder zusammen, alles Frische flieht, fahl und grau sind die Felsen, und wie ein Strom von tobenden Worten, der aus gepreßter Seele bricht, so bricht der Rhein mit seinen Wogen aus dieser felsigen Erdrückung — schäumend, rasend, unüberwindlich!

Ja, fürwahr die Felsen scheinen zu wachsen vor unserem Blick, wie eine Menschengestalt im Zorne wächst; nur mehr die nackte Leidenschaft, zu der die Natur sich aufgebäumt, starrt uns jetzt entgegen. Das ist der böse, dämonische Zug im schönen Antlitz der Spluga.

Aber der Menscheng Geist schrak nicht zurück, er wagte es, selbst an diese Leidenschaft die Hand zu legen und — er bezwang sie. Es sind nun eben vierhundert Jahre, seit man die erste Straße durch den Felsen sprengte, eine Straße, die nicht mehr als vier Fuß in der Breite maß, denn vorher ging nur ein verwegener Fußpfad über die Almen. Dann in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts begann man die steinernen Brücken aufzubauen und noch viel später ward der Tunnel gesprengt, der jetzt den Namen des „Verlorenen Loches“ führt. Auch in den heißesten Sommertagen träufelt es leise vom Gestein und die feuchte, finstere Kühle, die uns umwebt, treibt uns mit unbewußter Macht von dannen. Da hat die Landschaft etwas Gigantisches; zweitausend Fuß hoch steigen die Felsen zu beiden Seiten empor, und fast ebenso groß ist die Tiefe, in welcher der Strom vorüberbraust. Schaurig sieht es sich an, wie die Brücke hinüberseht, beide Ufer mit mächtiger Spannung umklammernd, bis wir nach langer



VIA MALA VERLORENES LOCH.

Wanderung das Ende der Via Mala erreichen. Nun ermattet die Leidenschaft, vor unseren Augen scheint die Natur sich zu besänftigen, wie ein Hauch der Befreiung kommt es über ihr Antlitz, das uns zuerst entgegenstarrte, gleich einem steinernen Medusenhaupt. Das erste Leben, das erste Lächeln regt sich wieder. Nur noch wenige Schritte



weiter, und wir sind in dem lieblichsten Thale, das sich denken läßt, mitten in einer Idylle von grünen Wiesen und dunklem Wald, aus dessen Richtung die Alpenhütten niederschauen; leise rauschend und kristallhell strömt der Rhein.

Betrachtet man den Weg über den Splügen nach seiner plastischen Gliederung, so stuft sich derselbe terrassenförmig ab; gleichsam auf der ersten Stufe liegt das Domgiascathal, durch das Felsenthor der Via Mala vom Schamserthal getrennt, das die nächst höhere Stufe darstellt. Aber auch dieses Thal ist wieder durch die steinernen Mauern der Rossfalschlucht, von der obersten Staffel, dem Rheinwaldthale, geschieden.

Hier liegt das Dorf Splügen und die Höhe des Passes (etwa siebentausend Fuß über dem Meere). Natürlich ist die Vegetation nicht mehr in dieser Weise ergiebig, wie auf den beiden unteren Thalstufen, aber der tiefe kräftige Athenzug des Lebens weht uns doch noch allenthalben entgegen; es sind deutsche Tannen, in die wir schauen, und deutsche Worte, die wir vernehmen. Mit blauen Knospen steht der Flach auf dem Felde, erst im späten Herbste wird der Roggen gelb, den sie hier bauen; aber der Mensch lebt doch im Frieden der Natur und im Segen seiner Arbeit. Der immense Verkehr, den die Post Splügen besitzt (weil hier der Weg nach Bellinzona und Chiavenna sich scheidet), gibt der Straße ein buntes Leben.

Martinière (1740) berichtet, daß auf dem Splügen ein kleiner geheimnißvoller See sei, tief in den Bergen zwischen Rheinwald und Schams, den er Calandari nennt, nicht breiter als ein Steinwurf reicht, aber unergründlich für alle Zeit. Von diesem geht die Sage, daß er alle Wesen, die ihm nahe kommen, mit magischer Gewalt in seine Tiefe zieht; ein junges Weib, das den Weg verlor und vor Müdigkeit am Ufer einschlief, war spurlos verschwunden, aber vier Meilen weiter fand man ihren Gürtel und ihre Schlüssel, die der Rhein an's Land warf.

Und als übermüthige Bursche einst sieben Pferde in den See gejagt, da gab derselbe zwar die Körper (nach drei Stunden) lebend zurück, aber die Thiere hatten sammt und sonders das Eisen vom Huf verloren.

Ueber die Vira hinweg, am schäumenden Fall des Madesimo vorüber, eilt nun die Post im schärfsten Trabe bergab, lange Lavinengallerien schützen den Weg vor Verschüttung, und erst tief unter Campo Dolcino sehen wir die alte herrliche Stadt von südlichen Gärten bekrönt, mit ihren tropischen Mauern und ihrem tropischen Namen — Chiavenna. Das Wort kommt von „clavis“ her, es ist der „Schlüssel“ zu jenem rauhen Pässe und der Schlüssel zu den goldenen Schätzen Italiens!





DER „PFAFFENSBRUNG“ AUF DEM GOTTHARD.

## Ueber den Gotthard.

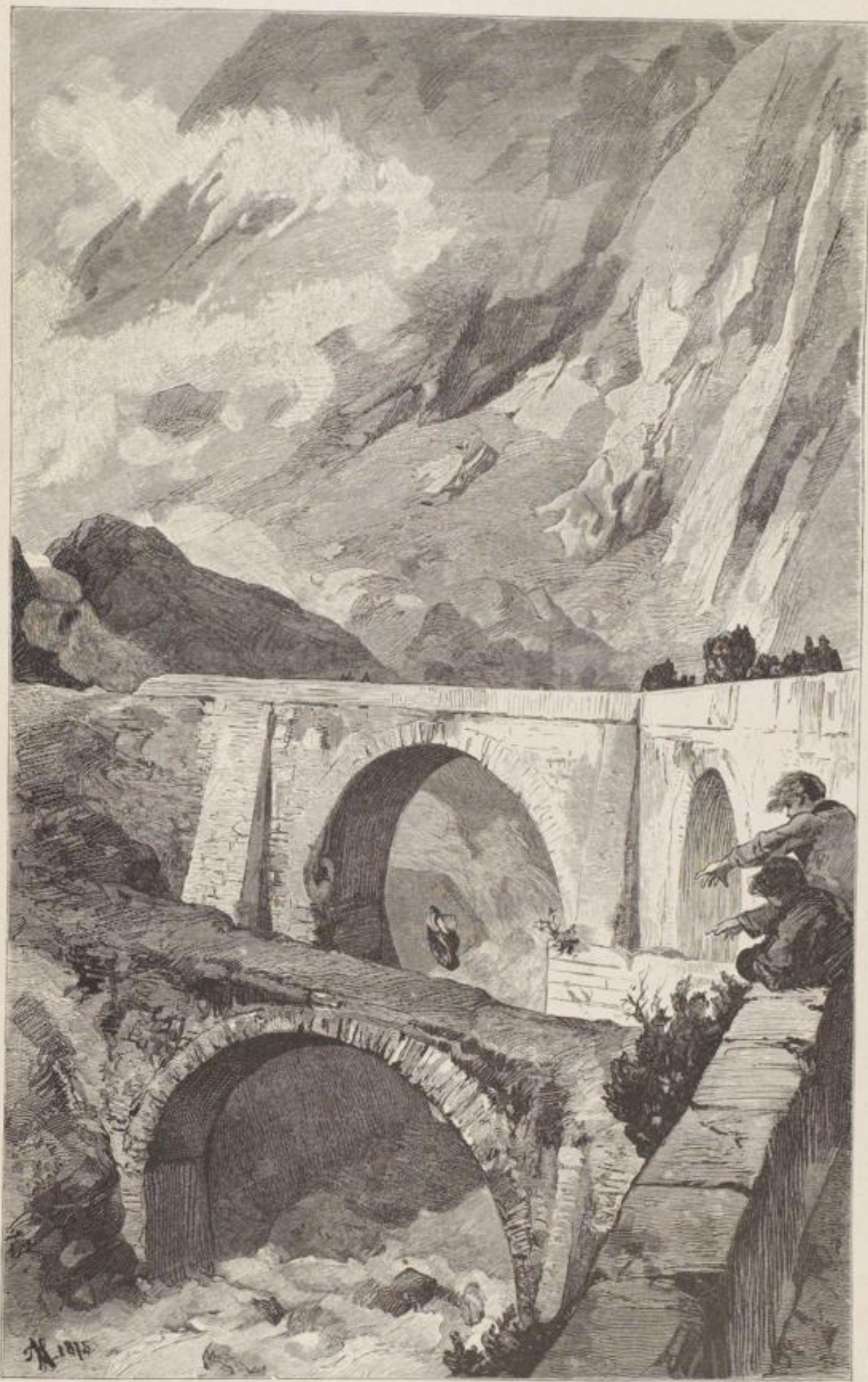
Mit leichtem Bündel treten wir auf die große Straße, die am südlichen Ufer des Vierwaldstättersees beginnt. Wir schreiten durch die Gassen von Fluelen und Altdorf hin, wo Tell einst den Pfeil auf den Bogen legte; die Wellen, die unseren Weg begleiten und die sich drüben an den Felsen des Rütli brechen, trugen dereinst sein Schiff. Und wir selber sehen sein mächtiges Denkmal prangen, das den Marktplatz hoch überragt; es will uns nicht möglich dünken, daß die Weisen sein Bild aus der Geschichte verbannen. Im Herzen des Volkes wird er ewig leben!

Dann aber, wenn wir die letzten Häuser von Altdorf verlassen haben, das 1799 durch einen furchtbaren Brand verwüstet ward, wenn die letzten Gestalten in ihrer alten Tracht vorüber sind, wird es einsam und rauh ringsum, der Weg hebt bald zu steigen an; wir sind auf der alten, weltberühmten Gotthardstraße.

Nimmer schweift unser Blick über dunkle Dächer und blaue Wogen, zur Rechten und Linken rücken die Felsen hart an die Straße und vor uns steht der gewaltige Bristenstok, als wollte er den Weg bergan verschließen.

Schäumend in enger Schlucht stürmt die Reuß vorüber, aber dennoch sind wir noch nicht in der vollen Wildniß, denn wo der schmale Pfad sich erweitert, da breiten sich grüne Matten und schmucke Dörfer aus, von Linden und Ahorn beschattet oder in riesigen Nußbäumen versteckt. Hochgeladene Wagen, die mit ihrer Fracht vor der Thüre rasten, spielende Kinder und plaudernde Gruppen, die auf den steinernen Staffeln sitzen, das sind die Gestalten, die dies Idyll beleben; unter dem braunen Giebel lugt ein Mädchen herab und horcht, was sie drunten von ihrem Liebsten sagen. So sind wir durch Amstäg und Intschgi gewandert; eine Stelle am Weg, wo die Fluth am wildesten braust, wird der „Pfaffensprung“ geheißt, denn dort soll einst ein Mönch seinen tollkühnen Weg genommen haben, um den Verfolgern zu entgehen, die schon dem Ufer nahten und ihm das Mädchen, das er auf den Armen trug, entreißen wollten. Bald darauf kommt Wasen und dann Göschenen, wo der riesige Tunnel mündet. Brausende Wasserfälle stäuben über die Straße, mächtige Färchen, die die Lawinen abgelöst und die sich an den

Landesbibliothek  
Düsseldorf



DIE TEUFELSBRUECKE AUF DEM GOTTHARD.

en hier des Semestertages  
 t, wo Zeit sich der Zeit  
 rüben an den Jahren ne  
 iges Verlauf zeigen, die  
 die Weisen im 18. an  
  
 1799 durch eine heftige  
 ad, wird es einm an  
 Gotthardstraße.  
 n und Linden rüben die  
 Berg bergan verließen  
 wie noch nicht in die  
 und schmale Dörfer an  
 gen, die mit ihrer Fülle  
 Staufen liegen, die sich  
 und hoch, was in der  
 Stelle am Berg, wo die  
 Wönd kein toller  
 um das Klüften, das  
 so der rechte Damm  
 abgelöst und die sich

Landes- u. Stadt-  
Bibliothek  
Düsseldorf

tieferen Stellen des Berges klammernd angewurzelt, hängen über die Felsen, im Schatten steht breiter Lattich und niedriges Gestrüpp. Aber alle Pflanzen, die die Kultur erzieht, werden nun immer spärlicher, bis sie langsam verschwinden. Schon bei Wasen stirbt das edlere Laubholz aus, noch einzelne kümmernde Kirschbäume überragen die Halde und die letzten gelben Felder wogen im Sonnenstrahl. In den kleinen Gärten, die mit schwerem Gestein umfriedet sind, blüht der hochgewachsene Hanf unter dürftigen Blumen, doch es sind kaum mehr so viele, daß sie zum Schmuck eines Heiligenbildes, für den Grabstein der Eltern, zum Strauß für die Liebste reichen.

Noch troziger tritt uns die Bergeswelt hinter Göschenen entgegen, wo sich zur Rechten ein finsternes Thal erschließt, ein Chaos von grauen zerklüfteten Trümmern; hoch darüber steht der weiße blendende Gletscher des Galenstocks, der alles Licht an sich gezogen und drohend in das öde Dunkel zu seinen Füßen schaut. Selbst die schwankenden Gräser, die zwischen den losen Steinen sprossen, zittern nur leise im Wind, sonst ist nirgend Bewegung! Es faßt uns wahrhaftig ein Grauen, wenn wir so weiter schreiten in dieser Wildniß und sehen, wie alles Leben erstirbt, wie sich die Felsen immer enger schließen, wie jene dämmerhafte Kühle uns umfängt — es ist wahrhaftig kein Wunder, wenn die Sage sprach: die Brücke, die nun die schwindelnde Klust überbaut, die baute der Böse! Um eine jähe Felsenecke biegt der Weg, die Donnerstimme der stürzenden Wogen dröhnt uns entgegen, als wollte sie rufen: „Halt!“ und im nächsten Augenblick stehen wir vor der Teufelsbrücke.

Es ist der Glanzpunkt dieses weltberühmten Weges, nicht etwa der höchste an örtlicher Steigung, aber der höchste an menschlicher Kühnheit und Thatkraft: ein Wunderwerk, wenn wir bedenken, daß seit Jahrhunderten der Pfad über diesen Abgrund führt. Die Stelle ist in der That sehr merkwürdig: durch Granitfelsen hat sich die Keuf gewaltfam Bahn gebrochen, der Zwang des engen Weges erhöht die Wucht der Wogen, die Klust aber, die sie schufen, liegt wie ein tiefer Schnitt mitten im Aufstieg der Gotthardstraße. Wer wollte es wagen, sie zu überbrücken?

Man erzählt, als die Bewohner des Urserner-Thales mit Sorgen vor dieser Frage standen, da sei der Teufel zu ihnen getreten und habe versprochen, die Brücke zu bauen, wenn ihm die Seele des ersten, der darüber ginge, gehören sollte. Allein die schlauen Urserner jagten nach der Vollendung des Werkes einen Hund hinüber, der augenblicklich zerrissen ward. Ueber diese List war der Schwarze so ergrimmt, daß er Granitblöcke von den Felsen schlug, um selber sein Werk zu zerstören; allein auch dießmal wußten sie Rath, denn als man dem Teufel ein derbes „Grüß Gott“ entgegenrief, ließ er die Felsblöcke fallen. Einer derselben, der noch heute der „Teufelsstein“ geheißt wird, rollte weit hinab und liegt an der Straße vor Göschenen. Diese älteste eigentliche Teufelsbrücke ist noch vollkommen sichtbar, sie steht als Ruine unter dem kühnen Bogen, der uns jetzt über die Klust hinwegführt.

Stundenlang mag man hier stehen und hinabschauen in den Schlund mit seinen schäumenden Wogen, die sich drohend aufbäumen aus dem freisenden Gischt und dann wieder hinunterwühlen bis auf den Grund der Fluth. Wie großend, wie ungestüm schallen ihre zornigen Laute zu uns empor, aber Geschlechter und Jahrhunderte ziehen vorüber und Keiner versteht sie! Nur wenige helle Augenblicke leuchten in diese Wildniß, wenn die Sonnenstrahlen über die Bergwand gleiten und in die Fluth hernieder tauchen; dann blizt es in tausend flimmernden Funken, dann wird der Groll zum Jubel und weithin streut der Fluß sein stäubendes Silber in die Lüfte! Aber wie bald kommt wieder der Schatten, das Moos auf der alten zerfallenen Brücke wird schwärzlich-grün, der Staub des Wasserfalles, der kaum in leuchtenden Farben spielte, wird kalt und grau und nezt uns mit seinen feinen unsichtbaren Stichen.

Wie schnell wird aus dem Schatten die Nacht und aus der Nacht der Winter! Mit fahlem Schimmer liegt der Mond über der verschneiten Brücke — eine Schmugglerschaar zieht lautlos die Straße entlang, mit gespanntem Gewehr und geschwärzten Gesichtern. Sie suchen langsam nach dem verwehten Geländer und fassen das jagende Saumthier am Zügel; denn der Frost hat die Wege geglättet, und die Mauern zerklüftet — sie horchen, sie tasten, der Führer stürzt! Das ist die echte Staffage für diese gewaltige Landschaft, das ist der wahre Zug über die Teufelsbrücke!

Im Jahre 1799, als die Franzosen, Russen und Oesterreicher in dieser Wildniß zusammentrafen, ward die alte Brücke gesprengt und nur auf morschen Balken, die man querüberlegte, zogen die Soldaten Suwarow's über die gähnende Klust. Die neue Brücke wurde von 1828—1830 erbaut, ihr Bogen ist aber kürzer als der frühere, sie wölbt sich in einer Höhe von fünfundneunzig Fuß über den Strom.

Bald nach der Teufelsbrücke kommt das „Arner-Loch“; auch hier hat sich der Mensch mit bewaffneter Faust den Weg erzwungen, den ihm die Natur verwehrte. Wie es dort die Klust zu überbrücken galt, so galt es hier,

den Fels zu durchbrechen und zwar den härtesten Granit; früher hing nur eine hölzerne Brücke in Ketten an der steilen Wand. Der Mann, der das Wagniß der Durchbohrung unternahm, war Pietro Moretini aus Locarno; 1707 begann er die Arbeit und nach elf Monaten war sie vollendet. Freilich schmaler und niedriger als heute,



HOSPENTHAL.

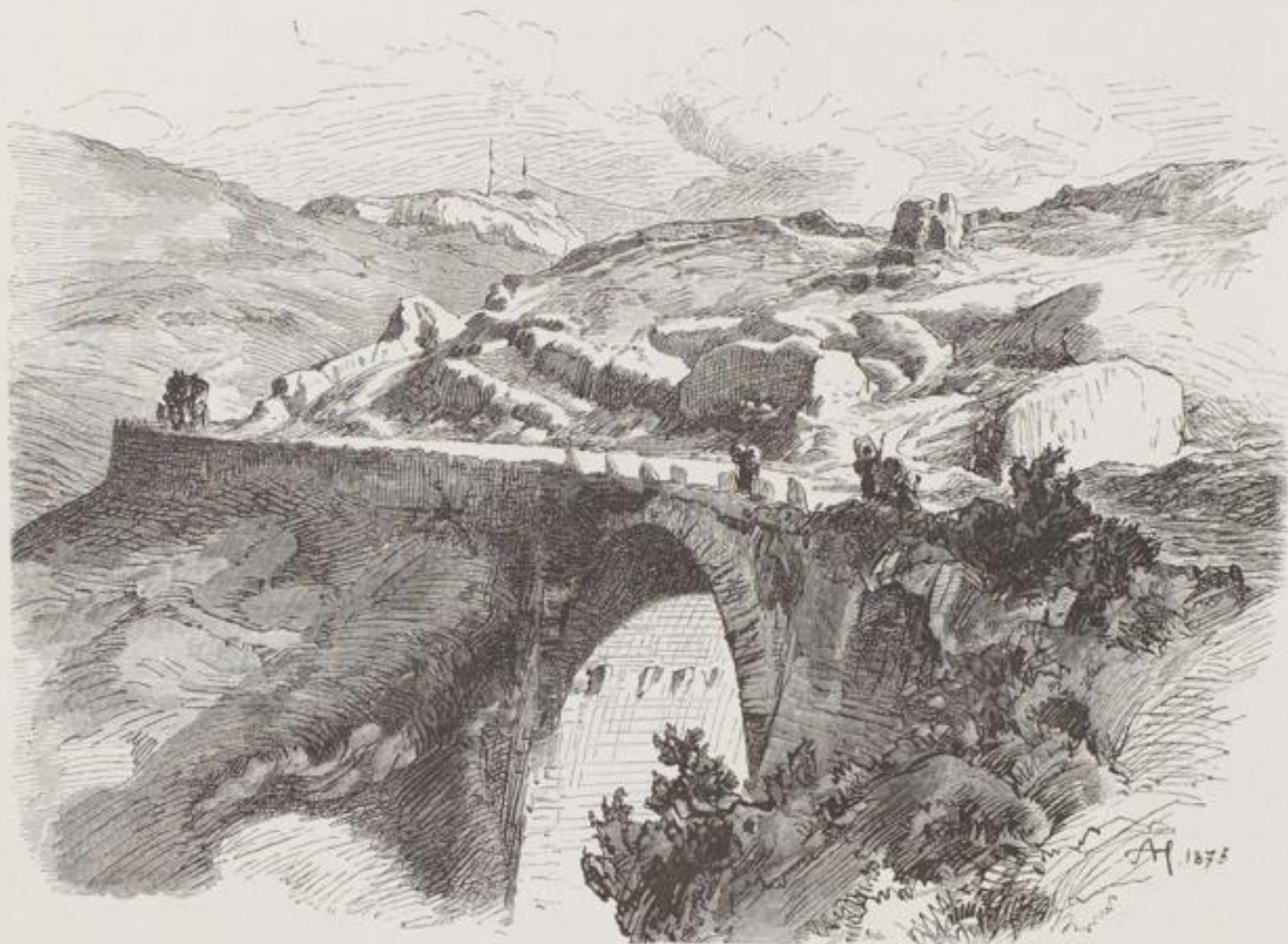
wo die Straße über sechszehn Fuß Breite mißt, aber immerhin waren es fast zweihundert Fuß in der Länge und allenthalben erzählte man damals von jenem gewaltigen Tunnel, der volle achttausend Gulden gekostet habe. Wer hätte es wohl geahnt, daß hundertfünfzig Jahre später für den Durchstich des Mont Genis fünfundsiebzig Millionen Franken verwendet würden; ja, daß an die Felsen des Gotthard selber bereits der Hammer klingt!

Das „Aener-Loch“ bildet nicht nur einen Markstein des Weges, sondern auch der Landschaft selbst; wenn wir

mit hallendem Schritt durch die finstere Wölbung hindurchgezogen und mit einmal wieder in die lichte Freiheit treten, so haben wir rings um uns ein neues Bild. „An der Matt“ heißt der sonnige Name des Dorfes, in das wir treten und der Name wird zur That; es ist, als wäre ein grüner Teppich vor uns ausgebreitet; die Neuf, die wir noch eben toben sahen, strömt sachte und silbern zwischen den Wiesen hin, das wilde Schauspiel wird zur lachenden Idylle.

Es ist das Urjerntal, in dem wir weilen, dessen wunderbaren Contrast schon Schiller in seinem „Tell“ beschrieb, das selbst der heimischen Bevölkerung so räthselhaft erschien, daß die Sage entstand, es sei durch das Wachtwort des heiligen Columban aus der Felsenwildniß gezaubert worden.

Das Urjener Thal war in mythischer Zeit ohne Zweifel ein See, den jener Granitfels wie ein steinerner Kiesel schloß, durch welchen Moretini den Weg brach; die Bewohner des Thales aber, etwa vierhundert an der



DIE LUCENDROBRUECKE AUF DEM GOTTHARD.

Zahl, bildeten damals eine kleine Hirtenrepublik, die frei und selbstständig ihre Angelegenheiten besorgte. Ein Thalthat führte die Herrschaft, fünfzehn Richter wurden aus der Bürgerschaft gewählt und nur in den wichtigsten Fällen stiegen sie hinab und frugen den Landrath von Uri um sein Bedünken. Die Entscheidung aber blieb den Bürgern selbst; erst mit Beginn des Jahrhunderts ward der kleine Freistaat dem Canton unterworfen.

Was die Landschaft des Urjener Thals so eigenartig macht, das ist die strenge Sonderung; wir finden das fruchtbarste Weideland, aber es mangelt alles Holz, jeder üppige Baumwuchs, all' die mächtigen Berge, welche diese Matten umgeben, sind öde und kahl. Nur ein einziges dunkles Dreieck aus uralten Fichten überragt das Dorf, das ist der sogenannte „Bannwald“, der Jahrhunderte lang für heilig galt, in dem es bei Todesstrafe verboten war, einen Baum zu schlagen, weil seine grünen Mauern allein den Ort vor den Schneelawinen beschirmten. Erst mit den Kämpfen von 1799 drang die Art in diesen Wald; die Wunden, die sie ihm schlug, sind heute noch sichtbar! Oft aber, wenn man in's Tiefe gräbt, findet man hier und dort verkohlte Knorren und kolossale verchlungene Wurzeln, die auf die Sage zurückweisen, daß die Wälder dieses ganzen Gebietes einst von den

Urbewohnern in Flammen gefeßt wurden, sei es um Weideland zu gewinnen oder um die Menge von Raubthieren zu verschrecken.

Wenn wir das Ursener-Thal durchzogen und Hospenthal hinter uns gelassen, das schmucke hochgebaute Dörflein, wo die berühmte Furka-Strasse auf den Gotthard mündet, wird die Landschaft von neuem rauh und öde; sie versteinert sich vor unserem Blick, sie stirbt vor unseren Füßen. Es ist die letzte mächtige Stufe zur Höhe des Gotthard; in kühnen Windungen drängt sich die Straße durch die Felsen und endlich stehen wir vor dem berühmten Hospiz. Wir haben damit den Gipfel des Passes erreicht und dennoch ragen rings umher noch höhere Gipfel, Stella und Monte Prosa, Sibia und Fieudo, die wie gigantische Mauern den Ausblick verschließen.

Das alte Hospiz, das schon im dreizehnten Jahrhundert genannt und von Kapuzinern versorgt ward, wurde 1777 durch eine furchtbare Lawine zerstört; in dem später errichteten Gebäude führt ein Spitalmeister das Regiment, der jetzt noch etwa zehntausend Fremde im Jahr verpflegt. Man nimmt keine Bezahlung, sondern nur milde Gaben. Auch den früheren Stall, ein Octogon, um dessen Wände acht Krippen liefen und dessen Dach eine einzige Säule trug, zerstörte der Krieg zu Beginn dieses Jahrhunderts; Suwarow's wilde Kosaken warfen die Sparren in's Lagerfeuer. — Auf der Höhe des Gotthard liegt der Lago Lucendro, eine schwarze spiegelklare Fluth, die von eisigen, fast senkrechten Felswänden umgeben ist, ein Bild, das an den Avernensee der Alten, an den Eingang des Hades mahnt. Aus seinen Tiefen fließt die Reuß; aus einem der kleineren Seen, die ihn umgeben, der Ticin, der bis nach Mailand hinab der Straße folgt.

Aber so wild die Landschaft war, wie traulich saßen wir doch in der gastlichen Stube zusammen; Menschen die sich nie begegnet und vielleicht nie mehr begegnen werden, die nichts gemeinsam haben als den Augenblick und dieselbe Scholle. Jeder wußte anderes zu berichten, der eine Geschichten aus dem Feldzug von 1799, der andere von den Lawinen, die besonders auf der Südseite des Berges drohen. Noch im Sommer 1801 sah man längs des ganzen Weges in der Tiefe die Leichen von Pferden und Maulthierren liegen, die man hinabgestürzt, weil sie nicht mehr vorwärts kamen und das Futter mangelte; rings um den Lago Lucendro und den kleinen See der Oberalp war Jahrzehnte lang der Boden bedeckt mit zerbrochenen Musketen, mit Pistolenhalstern und weißem Gebein; ja nicht selten fand man noch Kugeln, unter denen die der Oesterreicher und der Franzosen leicht zu unterscheiden waren. Zwei breite Flintenkolben lehnten als Ruder in einem durchlöchernten Kahn, der am Ufer stand, daneben ein frischer Hügel, mit einem zerplitterten Kreuz! So erzählte uns der Alte, der auch am Tische saß; sein Bart war eisig grau, aber seine Augen funkelten, als Knabe war er der Zeuge jener mörderischen Zeit gewesen!

So währte das Geplauder bis in die tiefe Nacht, nur wenn die Rede stockte, hörte man wie der Wind an die Fenster schlug, jener heulende Bergwind, der die Lawinen von den Felsen reißt und ganze Dörfer mit einem Schlage zertrümmert.

Die gefährlichsten Stellen sind La Piota, St. Antonio und die Thäler Tremola und Bedretto. Dort war es, wo am 6. Februar 1801 eine Lawine über Osasco niederging und dreizehn Personen zermalnte; nur in einem Hause stemmten sich die Balken des Daches so glücklich, daß sie dasselbe vor dem Zusammenbruche schirmten. Es war Nacht; eine Mutter mit ihrem Kinde schlief dort in der Kammer, aber drei Tage währte es, bis man sie, in starren Schlaf versunken, aus den Trümmern hervorgrub. Dennoch erwachten Beide wieder zum Leben.

Endlich suchten auch wir das Lager. Wie seltsam wirkt es doch, einzuschlafen unter Gebilden und Geräuschen, die so weit ab von unserer täglichen Gewohnheit liegen und nun in dämmerhafter Flucht an uns vorüberziehen! Ich sah das kletternde Saumthier und die müden Soldaten, ich hörte die donnernden Lawinen; aber der Donner ward immer ferner, die Worte immer verworrener, wie im Nebel verschleierten sich Mann und Roß, sie schienen still zu stehen vor Müdigkeit und endlich — war ich eingeschlafen.

Um so herrlicher ist der Morgen nach so tiefer Raft mit seinem thauigen Sonnenstrahl; er gab uns die alte Stärke und neue Wanderlust; denn nun ging es abwärts gegen Süden, wo die „Citronen blühen“, jetzt erst empfanden wir's, daß wir den großen Weg nach Italien betraten. So verlangend pocht das Herz auf keinem andern Wege.

Die Straße senkt sich in jähen Windungen durch das Val Tremola, von mehreren Brücken überschritten, die Landschaft wird wieder fruchtbar, alles Leben erwacht! Tief unten zu unsern Füßen liegt Airolo, liegt Italien!





AUF DER BRENNERSTRASSE UNTERHALB GOSENSASS.

## Ueber den Brenner.

Es mag andere Wege geben, die vielleicht noch kühner sind, aber die Brennerbahn war doch die erste, womit der Menscheng Geist den Sieg über die Bergesgeister gewann und die höchste Mauer erklimmte, hinter der sich die Natur wider ihn zur Wehre setzte — die Alpen. Die Brennerbahn eröffnet gleichsam jene Epoche titanischer Bauten, die sich nun in rascher Reihe folgen, und die dereinst den Stempel unseres Jahrhunderts bilden werden; denn wenn die Gothik Kirchen schuf und die Renaissance Paläste, so baut die Gegenwart ihre Eisenbahnen, die ja auch fast bis zum Himmel steigen. Schon an sich ist natürlich eine Höhenbahn viel fesselnder, als wenn der Pfad durch die Tiefen des Berges führt, aber der Reiz wird hier noch dadurch erhöht, daß uns der wilde, eigenartige Charakter des Weges fast vom ersten Augenblick entgegenpringt. Die Landschaft entwickelt sich nicht allmählig, sondern im Fluge sieht sie vor uns, im ersten Schauen, wenn der Zug berganstürmt, ist sie vollendet.

Noch einen letzten Blick werfen wir zurück auf die alte Bergstadt am Inn, zur Rechten dehnt eine prächtige Abtei ihre Flügel aus, im Rücken ragen die blauen Gipfel des Solstein und der Martinswand, dann schließt uns der gewaltige Tunnel ein, der durch den Berg Igel führt. — Er ist gewissermaßen die Pforte, durch die wir den tropfigen Weg betreten, wir sollen am Eingang schon die Gewalt empfinden, die dieser Weg gekostet.

Wenn wir wieder das Licht gewinnen, schauen die Ferner von Stubai auf uns herab, ungestüm braust die Eiss, das wilde Kind der Berge, vorüber und wenn die enge Landschaft bisweilen sich aufthut, so blicken wir in ein Seitenthal, dessen weiße Häuser sich an die Felswand schmiegen. Darüber stehen die Ruinen verfallener Burgen, oder ein Kirchlein, dessen Glockenton fast untergeht im Brausen unsrer Fahrt. Drohend hängt das Gestein über

den Weg, drohend drängt der Abgrund zur Tiefe und das graue Riesgeröll scheint oft so lose, daß man mit Bangen an den schweren Lastzug denkt. Man sieht, wie die lockeren Steinchen über die Böschung hinunter rollen, die kaum durch braunes Gestrüpp gefestigt ist; die Telegraphendrähte sind an den Felsen festgenietet, wenn der Weg für die Leitung zu enge wird. Wo der Wald eine Pflanzung bietet, sieht man hinüber auf die alte, prächtige Poststraße, die jetzt so still und verwaist ist und doch einst zu den Weltstraßen zählte. Römische Meilensteine von Caracalla und Septimius Severus wurden dort gefunden; Karl V. zog hier des Weges, wenn er aus Bältschland zum Reichstag nach Augsburg kam, Kaiser Max, der letzte Ritter, jagte in diesen Schluchten.

Am längsten von den siebenundzwanzig Tunnels, welche die Brennerbahn besitzt, ist jener von Mühlthal (zweitausendacht Hundert Fuß), der uns zur Station Matrey bringt. Es war das alte Matrejum, ein festes Lager für die römischen Legionen, von denen die Erde noch manche Reste birgt; es war ein Edelsitz der rauhen, deutschen Kaiserzeit, wie uns die Mauern des niederen Schlosses sagen, dessen Thurm schweigend heruntergrüßt und durch dessen felsigen Grund die Schiene führt. Jetzt ist es verwaist, die Fürsten von Auersperg, denen es nun zu eigen ist, weilen in weiter Ferne.

Unter den Größen, die das stattliche Dorf beherbergt hat, war auch Pius VI., als er 1782 nach Deutschland reiste, und ein Bäcker hatte damals den guten Einfall, für seine sämtlichen Brode den Segen Seiner Heiligkeit zu erbitten. Als Karl V. im Jahre 1530 nach Matrey kam, stand der Ort in hellen Flammen, so daß er in einem entlegenen Hause (im Grieshof) Unterkunft suchen mußte; siebenmal ward seitdem das Dorf ein Raub des Feuers.

Post Steinach kehrt der Bahn den Rücken, die Fronte seiner Häuser schaut westwärts, schmolend steht es zur Seite und doch war es ehemals eine jener stolzen alten Poststationen, die mit dem vorigen Jahrzehnt für immer zu Grabe gingen. Tag und Nacht war damals der Weg belebt, sechzig Pferde standen im Stall und die bunten Fresken, die die Häuser schmücken, zeigen den behäbigen Wohlstand der Bürger. Hier hielt Max Emanuel und Andreas Hofer seine Einkehr, aber auch hier ist es jetzt stille geworden, die Weltgeschichte geht andere Wege!

Auf der Strecke von Steinach zur Brennerpost findet sich eine der schlimmsten Curven, welche die Bahn zu bestehen hat, denn der Aufstieg bis zur Höhe ist so steil, daß er in gerader Linie nicht zu erreichen wäre. So lenkt denn die Bahn, statt nach Süden zu eilen, plötzlich gegen Osten ab, um nach einem weiten Wege wieder kehrt zu machen und in dieser künstlichen Verlängerung die Steigung zu bestegen. Gewaltige Tunnels geben diesem Wege das Gepräge, der von Gries aus noch steiler und malerischer wird, bis wir endlich die Höhe des Passes erreichen.

„Station Brenner!“ ruft der Conductor den Zug entlang, und die Menge eilt aus den dichtgefüllten Coupé's, um in's Freie zu schauen und dem alten, wunderbaren Namen seinen Zauber abzulauschen. Die Spur zweier Jahrtausende birgt sich in diesem Worte; über den Brenner zogen die Legionen des Augustus und der Weltverkehr der deutschen Kaiserzeit; hier scheiden sich die Ströme, die zur Adria und zum schwarzen Meere eilen.

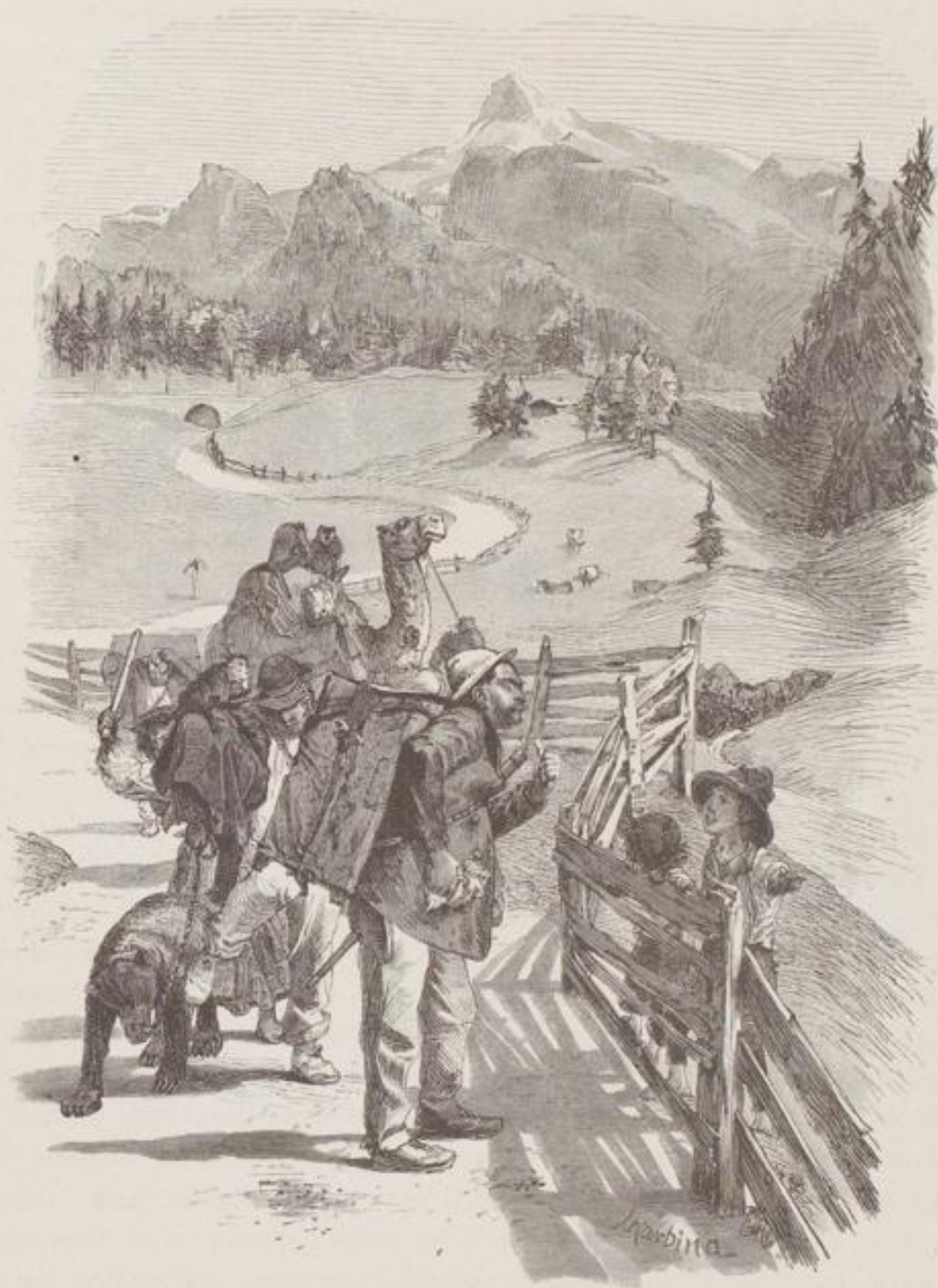
Aber die Gegend ist keinem Fremdling hold; die wenigen Häuser, aus denen der Ort besteht, sind eng zusammengedrückt und bergen nur ein kümmerliches Leben; der kleine, grüne See, der die Höhen krönt, bleibt düster und regungslos. Wenn die neuesten Angaben richtig sind, so beträgt die Höhe des Brenner viertausendvierhundertvierundzwanzig Fuß; er ist der niedrigste von all' den vielen Pässen, die jetzt über die Alpen führen, und wie ein tiefer Schnitt scheint er eingesenkt in die blaue Kette, wenn man von einem hohen Gipfel in die Berge schaut.

Nicht weit davon liegt das „Brennerbad“; starke Quellen, die ehemals siedend aus der Erde brachen, aber durch irgend einen unerklärten Zufall mit kaltem Wasser vermischt wurden. Ihr Ruhm stammt schon aus alter Zeit, wo zahllose Pilger hier Heilung suchten.

Auch auf dem Weg von Schellenberg nach Gossensaß kommen einige gewagte Stellen; fast senkrecht liegt der letztgenannte Ort unter dem ersten; und um die Senkung zu bewältigen, welche hier fünfhundertsechzig Fuß beträgt, mußte man sie auf eine Strecke von fast drei Stunden vertheilen. Abermals wie im ersten Falle, weicht der Zug auf die Seite und wendet sich tief in's Pflerschtal hinein, bis er in einem Kehrtunnel die Wendung macht und auf die unten gelegene Station zurückkehrt. Während Fußgänger in fünf Minuten von Schellenberg nach Gossensaß hinabsteigen, bedarf die Lokomotive fast einer halben Stunde.

Unter dem Schwarm der Gäste, die auf dem Perron den Bahnzug erwarten, bemerken wir jetzt auch viele Bewohner der benachbarten Thäler, sie fahren freilich selten weiter als bis zur nächsten Station, aber sie geben doch

dem Wege jenes reizende Lokal-Gepräge, das einen wohlthätigen Contrast in dem cosmopolitischen Gewimmel bildet. Wer sähe sie nicht stets mit Freuden jene hohen, stämmigen Gestalten, denen das blonde Gelock tief in die Stirne wächst, jene träumerischen Mädchen im schwarzen Nieder und breiten Hut?



FAHRENDES VOLK AUF DER BRENNERSTRASSE

Ach, es fiel ihnen schwer genug, die Bahn „hereinzulassen“ in ihre fromme, verschlossene Heimath, und jetzt noch haben es viele nicht ganz verschmerzt, daß ihnen solches Heil widerfahren.

Die nahe Franzensveste, die wir bald nach Sterzing passiren, gibt der Landschaft für kurze Zeit ein kriegerisches Gepräge. Schwerbeladene Soldaten drängen sich an den Zug und die fremde Sprache, die sie reden, gibt ihrem Dienst noch mehr den Eindruck zwangvoller Härte. Auch viele Offiziere steigen auf dieser Strecke ein, meist schöne Gestalten, die leutselig den Fremden nahetreten; manchen begleitet eine junge Frau bis an den Wagen und sieht mit nassen Augen den Zug verschwinden. „Nach Ungarn“, „nach Polen“, „nach Triest“ lautet die augenblickliche Weisung.

Aber nicht nur die Gestalten, auch die Erinnerungen dieser Scholle tragen ein kriegerisches Kleid; hier, wo das Pusterthal und der Brennerpaß sich kreuzen, wo der Schlüssel zu dem Wege nach Wälschland liegt, floß manches

edle Blut. Wir sind in jenem Theile des Passes angelangt, der strategisch der stärkste ist, hier mußten Forts zu seiner Deckung errichtet werden; hier, wo es sich um den Besitz der Brigener Klause handelt, galt es jederzeit den erbittertsten Kampf. Ja, fast scheint es, als hätte die Natur sich selbst an dieser Stelle zur Vertheidigung gerüstet, sie wird noch rauher und steiler, als bisher und thürmt auf schwindelnden Höhen jene felsigen Geschosse auf, die in den Kämpfen von 1809 zerschmetternd unter die Feinde stürzten. Bei Gott, die Blutspur von 1809 ist das Wahrzeichen dieses Weges. In Mittenwald, wo das einsame Posthaus an der Straße steht, stecken noch in der Mauer die Kugeln: über tausend Mann eines deutschen Regiments wurden an jener Stelle erschlagen, die jetzt noch die „Sachsenklemme“ heißt; man riß die Bäume von den Höhen und die Faden vom Gestein, um sie hinabzustürzen auf die Bedränger; wie in uralter Germanenzeit kämpfte damals das ergrimnte Volk. Man hatte dies Volk entwaffnet, aber die Natur war die unerschöpfliche Rüstkammer, in der sie ihre Waffen fanden, sie war ihr Bundesgenosse und ihr Ayl, sie gab dem Kampfe jene elementare Wucht, an die wir nicht ohne Grauen denken. — Nicht nur die Griechen haben Thermopylen.

Jetzt steht im Mittelpunkt des großen Defilés die dräuende Franzensveste, auf kolossalem Unterbau von Granit; riesige Mauern und Thore starren uns entgegen, dahinter aber erhebt sich noch mächtiger, als sie selbst, der Berg. Dreizehn Jahre (von 1833—1846) vergingen, bis der begonnene Bau vollendet und feierlich eingeweiht ward.

Hinter der Brigener Klause öffnet sich wieder das Thal; nun geht es scharf bergab, die Luft wird milder und die Vegetation ergiebiger; „Brixen“ ist der nächste Ruf, auf den wir halten. Noch einmal tritt uns hier die echte kleine Tyrolerstadt entgegen mit allem, was diesem Worte eigen ist und was ihm begriffsmäßig fehlt; denn Bogen selbst ist schon zu südlich angehaucht. — Aber das uralte Wirthshaus zum „Elephanten“, die engen mit Lauben und Erkern geschmückten Gassen, die sich dann plötzlich zu verschwenderischen Plätzen öffnen, wenn wir vor eine der vielen Kirchen kommen, die geistlichen Herren, die mit dem Brevier in der Hand sich durch den Schwarm der Kinder drängen, das sind die Wahrzeichen in unserem schönen deutschen Tyrol.

Brixen ist eine geistliche Stadt und seit den Tagen der Ottonen ein fürstlicher Bischofsitz, das prägt sich bis in's Kleinste aus. Ueberall trifft man Mönche und Nonnen, die Frömmigkeit lebt förmlich auf der Straße, ja selbst die Industrie ist davon ergriffen, denn die einzige Fabrik, welche Brixen besitzt, macht Kutten für Kapuziner. In einem der dortigen Seminarier ward Fallmerayer gebildet, bis er unverhofft entwich.

Auch nachdem die Bahn bereits eröffnet war, fuhr noch täglich der „Stellwagen“ neben den Schienen her (von Brixen nach Bogen) und täglich war er gefüllt.

Unser Leser aber bleibt wohl lieber dem eisernen Pfade treu, der uns jetzt durch Klauen und Azwang weiter führt. — Noch mancher Wink aus Geschichte und Sage grüßt uns von den Bergen, wir sehen den Giebel des Klosters, das Haspinger dereinst bewohnte, die langen blendenden Mauern von Seben, wo schon die Römer ihr Castell gebaut und hoch vom Felsen ragend die Burg, in welcher Oswald von Wolkenstein, der Minnefänger, geboren ward.

Aber noch einmal gilt es, bei Azwang die wilde Natur zu bemeistern, denn nicht nur Erde und Fels, auch die Woge warf dem Riesewerk ihren schallenden Widerspruch entgegen. An manchen Stellen wurde der rauschende Eisal abgegraben und in seinem früheren Bette zieht jetzt der Schienenweg, oder die Fluth ward in sogenannten Wassertunnels gefangen, zwischen deren Mauern sie finster dahindrauft. Azwang ist das letzte schmucke Dörflein, das wir begegnen, ehe wir in den breiten Thalboden von Bogen hinausträten; schon grünt zu beiden Seiten wieder die Kastanie; die Nähe der großen Stadt macht sich fühlbar in der größeren Betriebsamkeit.

Noch gibt es einen letzten Kampf, noch einmal muß der stürmende Eisal überbrückt, noch einmal muß der drohende Fels durchbrochen werden, der das gewaltige Schlußthor des kühnen Weges bildet, dann fliegen wir hinaus in's Freie, in's offene Paradies. — Mit ihrer ganzen wuchtigen Majestät, mit ihren tausend fein gegliederten Spitzen steht die riesige Dolomitenwand uns gegenüber; zwischen Weinbergen, in denen die reifen Trauben hängen, läuft die Bahn und Tausende von schlanken Giebeln und flachen Dächern grüßen uns entgegen. „Bolzano“ hören wir mit lauter Stimme rufen, überall klingen wälsche Laute an unser Ohr.

Ist das Italien, das wälsche Land mit seinen Zauberfarben, fragen wir uns berüdt, aber es ist noch kaum die Schwelle jener Prachtgebilde, die sich nun erschließen. Es ist nicht Bolzano, es ist nur Bogen.



DAS CASTELL VON TRIENT.

## Im Trentino.

Die Etsch gehört zu den Strömen, die geweiht sind durch die Sage und die Leidenschaft der Völker, zu den Strömen, um deren Ufer die großen kämpfenden Gestalten der Geschichte stehen. Und wie sie dem Lande, das sie durchströmt, den Namen gab, so gibt sie ihm auch etwas von jenem Zauber, das Etschland selber wird bestimmt durch den Charakter der Etsch. Wie sie in wilder, ungestümer Windung über die Berge herabbraust, so ist das Land in seinen Höhen trozig zerklüftet und wie sie dann erst in breiter ruhvoller Strömung dahinquilt, so breitet das Thal sich aus zur unabsehbaren Fläche, gesegnet mit Oel und Wein, mit Korn und Seide. Und all' diese Fülle, dieß reiche Geben, findet schon im Namen seine Bezeichnung, denn die Bewohner nennen den Fluß ihren Vater, sie sprechen vom padre Adige, wie wir Deutsche vom „Vater Rhein“.

Das interessanteste Gebiet im Laufe der Etsch aber ist ohne Zweifel das sogenannte Trentino, denn wenn sie bei Bogen noch ganz der tyrolische Bergstrom ist, so durchströmt sie Verona schon mit vollen italienischen Wogen. Gerade dort jedoch, wo sie die Ufer Trients bespült, vollzieht sich der Wandel zwischen beiden, in dem Anblick des Stromes fühlten wir gewissermaßen, wie die Gegensätze ineinanderfluthen; aus seinem Spiegel blidt ein seltsames Doppelbild.

Wenn dieser psychologische und nationale Conflict, in dem die Bewohner leben, vor allem interessant ist, so verdienen die naturgeschichtlichen Erscheinungen nicht mindere Beachtung. Denn gleichsam stufenförmig entwiddelt sich der milde Süden, der im Thale herrscht, zur nördlichen Rauheit, die die Felsengipfel umgürtet; nicht nebeneinander, sondern übereinander breitet das Land seine Schätze aus, bis in die letzten hochgelegenen Kammern, die nur mehr derbes Korn und grano turco bergen.

Der Baum, welcher sicherlich am meisten zur italienischen Charakteristik des Landes beiträgt, ist der Oelbaum; aber diese breiten, silbergrauen Wälder, die sich besonders an den Abhängen des Gardasee's emporziehen, reichen niemals

höher als siebenhundert Fuß. Noch fünfzehnhundert Fuß über dem Meere gedeiht die Feige und zweitausend Fuß hoch finden wir Trauben, freilich niedrig gewachsen und nicht mehr die edelsten der sechsundzwanzig Sorten, die das Trentino hervorbringt. Dann aber verichließt der Süden mit einmal seine reiche Hand; auf den letzten angebauten Strecken (viertausendvierhundert Fuß über der Meeresfläche) stehen noch goldene Roggenfelder und was darüber liegt, ist Fels und Wald, ist deutsches Alpenland. Durch seine Tiefen streift scheues Wild, ja es sind keine dreißig Jahre, daß man im Sarcathal die Spur der Barentage sah und den letzten Wolf erlegte, und heute noch baut der Adler seinen Horst in das Geklüft jener Felsen. — Wer nicht die einzelne feine Gliederung, sondern die großen Massen des Landes überichaut, dem treten drei gewaltige Gruppen entgegen, fast gleich bedeutend an Größe und Macht.



BRUNNEN AUF DEM DOMPLATZ IN TRIENT

ihr eine gewisse Bedeutung zu. Und das war es auch, was die Blicke so vieler Forscher auf die eigenartige Beschaffenheit des kleinen Ländchens zog, das wir Trentino heißen und in dem nun seit Jahrhunderten zwei mächtige nationale Elemente ringen; die Zahlen, die uns hier die Statistik bietet, stehen im Kampfe; jede Ziffer seiner Culturgeschichte ist ein gewaffneter Streiter.

Die Bevölkerung des Trentino beläuft sich zur Zeit auf etwa dreihundertvierzigtausend Seelen, sie ist seit 1810, wo die erste verlässige Zusammenstellung stattfand, gerade um Hunderttausend gewachsen; am stärksten ist der Bezirk von Roveredo bevölkert, zu dem das Sarcathal und das nördliche Ufer des Gardasee's gehört. Die Zahl der Schulen beträgt etwa fünfhundert, die der Kirchen dreihundertfünfzig, und die der Priester mehr als tausend; die geistliche Oberherrschaft übt das Domcapitel zu Trient. Wenn wir die Reihe der Fürstbischöfe durchlaufen, so spiegelt sich in ihren Namen gleichsam der Wechsel der Zeit; im Anfang sind es die uralten kraftvollen Typen, Gerhard und Burkard, Otto und Adalrich, lauter Germanen, bis sich allmählig einzelne wälsche Klänge einmischen und schließlich die

Das erste Drittel des Landes ist mit Wäldern bedeckt, das zweite beherrschen Wasser- und Felsenmassen, und erst das letzte und kleinste ist wirklich bebauter fruchttragendes Land. — Diese Beschränkung aber wird noch dadurch erhöht, daß seit Jahrhunderten der Gegensatz zwischen freien Eigenthümern und den Colonen bestand, die fremde Acker bebauen und nur einen kleinen Bruchtheil des Gesamtertrages erhalten. In diesem Kampfe um's Dasein, wo der eine nur nach rücksichtsloser Benützung und der andere nach sorgfamer Erhaltung strebt, litt der Agro Trentino schweren Schaden, bedeutende Strecken sind diesem Raubbau nahezu erlegen.

Auch die Wälder des Landes litten schwer, so daß man bereits im jähen Wechsel des Klima's die Unbill fühlt, die hier verübt ward, obwohl die Gesetze jetzt alles mögliche zum Schutze aufbieten. Wurden doch selbst in den Schulen Bücher vertheilt, um die schlimmen Folgen solcher Gewaltthat klar zu machen, aber das gedruckte Wort hat auf den Bauer ja noch weniger Einfluß als das gesprochene und die Verwüstung hat allezeit schnelleren Schritt als das Verständniß.

Eine „res litigiosa“ (wenn wir das böse Wort hier brauchen dürfen) genießt schon von vornherein ein gewisses Interesse, schon dadurch allein, daß eine Sache im Streit liegt, kommt

berühmten Namen des österreichischen Adels dominieren, die Harrach, Thun und Wolfenstein. Zur Seite des Bischofs saß ein Rath von fünf Doctoren und der Capitano der Stadt, den der Graf von Tyrol ernannte, die wichtigeren Sachen appellirten nach — Weglar.

So kreuzt sich überall mit den wälschen Spuren des Landes die deutsche Geschichte, es kommt uns wie ein Märchen vor, wenn wir bedenken, daß Trient und Riva zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts bayerische Städte waren, daß das Val di Non und Val di Sole ihren Vertreter zum Parlament nach Frankfurt sandten!

Wie ein mächtiger Vorhof Italiens liegt jetzt das Trentino vor uns; die Plastik des Landes und die Architektur der Städte, die Luft und die Farben, die uns umgeben, sind von südlichem Hauch durchdrungen, wir fangen



AUF DER WANDERSCHAFT.

an zu fühlen, daß wir fremd sind. Es ist jener breite Streifen, der sich zwischen Deutschland und Italien hinzieht, durch die Alpen vom einen, durch die Berge Verona's vom anderen getrennt; jene Scholle, auf der die Natur noch einmal stille steht, da sie schon Abschied genommen von der keuschen Strenge deutscher Berge und doch noch zögert, die Fülle ihrer glühenden Schönheit hinzugeben. Sie steht am Scheideweg, nur wenige Schritte weiter, dann ist sie der umworbene Liebling von Millionen, der Liebling mit dem Zaubernamen Italia!

Die felsigen Kuppen, die in weitem Bogen das Trentino umschließen, sind steil und rauh, oft haben die Formen noch etwas Hartes, aber die Luft, die in der Tiefe des Thales strömt, ist mild und lodend. Und wenn es auch manchmal stürmt in den Wogen der Etsch, so ziehen ihre Fluthen doch zwischen Nebgeländen und offenen Terrassen, und dann fließt sie weich und schwellend wie das alte Lied: *Voga, voga* —

Wahrhaftig, die Natur steht vor uns da wie eine Gestalt, in innerem Kampf begriffen, aber es ist kaum mehr ein Kampf, denn die Seele hat den Wandel schon vollzogen. Auch den Bewohnern geht es so, auch sie

schwanken zwischen deutscher und wälscher Art, aber in Wahrheit haben sie längst gewählt; es ist der blaue Süden, an den sie denken, wenn sie mit Stolz erzählen: „la patria“ . . . . .

Das also ist das Trentino und im Centrum desselben steht die uralte Römerstadt Trient. Man hat den besten Blick in ihre weiten Mauern, wenn man auf den Dos-Trento steigt, denn schon von halber Höhe übersehen wir weithin das prächtige Thal und die rauschende Etsch. Neben dem heutigen Flußbett dehnt sich das alte hin, das still und öde geworden ist; die graue Mauer, die jetzt die Bahn durchschneidet, hat einst Theodorich, der Gothenkönig, gebaut, die rauhen Thürme, die aus der Häusermasse emporsteigen, überragen das Leben zweier Jahrtausende. Denn wie die Schichten der Erde, die sich stumm aufeinanderlagern, so liegen über dieser Stätte die Erinnerungen uralter Zeit, verfeinert und doch beredt; aber die Menschen gehen vorüber und sehen nur die Scholle, die ihr Fuß berührt.

„Veda — il Buon Consiglio,“ sprach der Begleiter, der sich unbeten zugesellt, und deutete mit der Hand hinüber auf das mächtige Castell, das diesen Namen trägt. Seine Zinnen, die gebieterisch die Stadt überragen, glühten im Abendgold, hoch darüber dehnten die Berge ihre edlen Formen; es ward erbaut in jener Zeit, da jeder Palast noch eine Beste war und jede Macht sich nur im Troge zeigte. Hier wohnte ehemals der gefürstete Bischof mit seinem Capitel, das ein Vorrecht besaß, sich nur aus dem Adel oder den berühmtesten Gelehrten zu ergänzen. Ueber den langen Fensterreihen erhebt sich das gezackte Mauerwerk, in dem die Falken nisten; wie von einem kriegerischen Wall ist der gesammte Bau umzogen, und jetzt ist es in der That ein Eigenthum des Mars. „È una caserma,“ sprach der Begleiter mit gedämpfter Stimme und gekränktem Stolz, und dann erzählte er von der verfallenen Pracht des großen Saales, der herrlichen Treppen und Majoliken, von den Fresken Giorgione's und Giulio Romano's. È una caserma! — „Und jener Bau, der sich mit seiner Kuppel hoch über die Häuser emporhebt, dicht neben den beiden schlanken Thürmen?“

„Il duomo,“ sprach er pathetisch, es schien ihm unbegreiflich, daß man so wichtige Dinge nicht wissen könne.

Für den Erbauer des Domes gilt Adamo di Aragno; die röthlichen Quadern sind von der Zeit geschwärzt; hoch oben ist das Gemäuer von lustigen Arkaden durchbrochen, in denen flatternde Tauben schwirren; der lange Mittelraum wird durch Säulen von den Seitenschiffen getrennt.

Viel schlichter, aber historisch berühmter ist Maria Maggiore, wo das tridentinische Concil im Jahre 1545 eröffnet ward. Weißer und röthlicher Marmor sind die herrschenden Farben des Baues, in den Nischen stehen Statuetten und an den Wänden zierliche Reliefs; die prachtvolle Orgel der Kirche, die durch ihren Vollklang weithin bekannt war, ward durch einen Blitzschlag am 13. Juni 1819 zertrümmert. Den Erinnerungen des Concils ist ein großes Freskogemälde im Chor der Kirche gewidmet, auf dem wir zahlreiche Porträts der Theilnehmer finden; über ihnen schwebt die Jungfrau mit dem Kinde und mildert den Streit ihrer Worte. Bekanntlich währte jene Versammlung volle achtzehn Jahre, neunundzwanzig Gesandte der weltlichen Fürsten wohnten derselben an, ja es gab sogar einen eigenen „Concilsarzt“, den berühmten Fracastoro.

Als es schon dämmerte, stiegen wir herab und machten noch eine flüchtige Runde durch die Straßen. Sie waren belebt mit einer bunten Menge, wie dieß in allen südlichen Städten Abends der Fall ist, aber die Bevölkerung hat wenig, was dem Fremden sympathisch entgegentritt. Ihre Mittelstellung zwischen Wälschland und Deutschland und das gewaltthätige Streben, sich daraus zu befreien, tritt häufig fühlbar zu Tage, die Leute machen sich mit ihren Interessen viel wichtiger, als sie sind, und eben deshalb erscheinen sie uns häufig unbedeutender, als sie es verdienen. An der niederen Bevölkerung bemerken wir zwar häufig jene Zerrissenheit des Aeußern und jene Beweglichkeit der Geberde, die für den Süden so bezeichnend ist, aber ohne die Grandezza, mit der der gemeine Mann in Italien selber dem Fremden gegenübertritt, und sogar die gebildeten Stände finden nur schwer den Ausgleich zwischen ihren Sympathien, die nach Süden weisen und der Erfahrung, die sie belehrt, wie viel Gutes ihnen von Norden kommt. Dennoch scheint diese Einsicht allmählig wieder zu wachsen; man ruft in die besseren Familien deutsche Erzieherinnen und schickt wohl gar Söhne und Töchter zu uns in's Land, um deutsche Sprache und deutschen Ernst zu lernen.

So versicherte mich mein Begleiter (der Angehörige einer vornehmen Familie), als wir eben am Palazzo Galasso vorübergingen. Hier lohnt es wohl der Mühe, einen Augenblick zu verweilen, denn wir stehen vor einem



der prächtigsten Privatgebäude, welche Trient besitzt. — „Wer hat es erbaut?“ frug ich erstaunt den Führer; „Georg Fugger von Augsburg,“ war seine Antwort. Erst von diesem kam es in die Hände der Grafen Thun und Gallas, bis Zambelli der Eigenthümer ward.

Wir gingen weiter über den Domplatz hin, während der Himmel sich langsam mit funkelnden Sternen bedeckte. Rauschend schoß das Wasser über die große Fontaine, die in der Mitte des Platzes steht, aus rothen Marmor-schalen errichtet, über denselben Neptun mit seinen Tritonen und Sirenen. Drüben in der Vorstadt, die man erreicht, wenn man die Gasse überschreitet, sah man die dunklen Cypressen ragen, die das alte Franziskanerkloster umgeben.

Der materielle Aufschwung, den der „Agro Trentino“ in der jüngsten Zeit genommen hat, ist durch die Bahn wesentlich gefördert worden, aber die Richtung desselben weist nach Deutschland; dort, nicht im tieferen Süden, lagert Trient seine Schätze ab, Früchte, Seide und Wein, und wenn unter dem, was sie dagegen tauschen, auch manches Stück deutscher Sitte ist, so wird es nicht ihr Schaden sein.

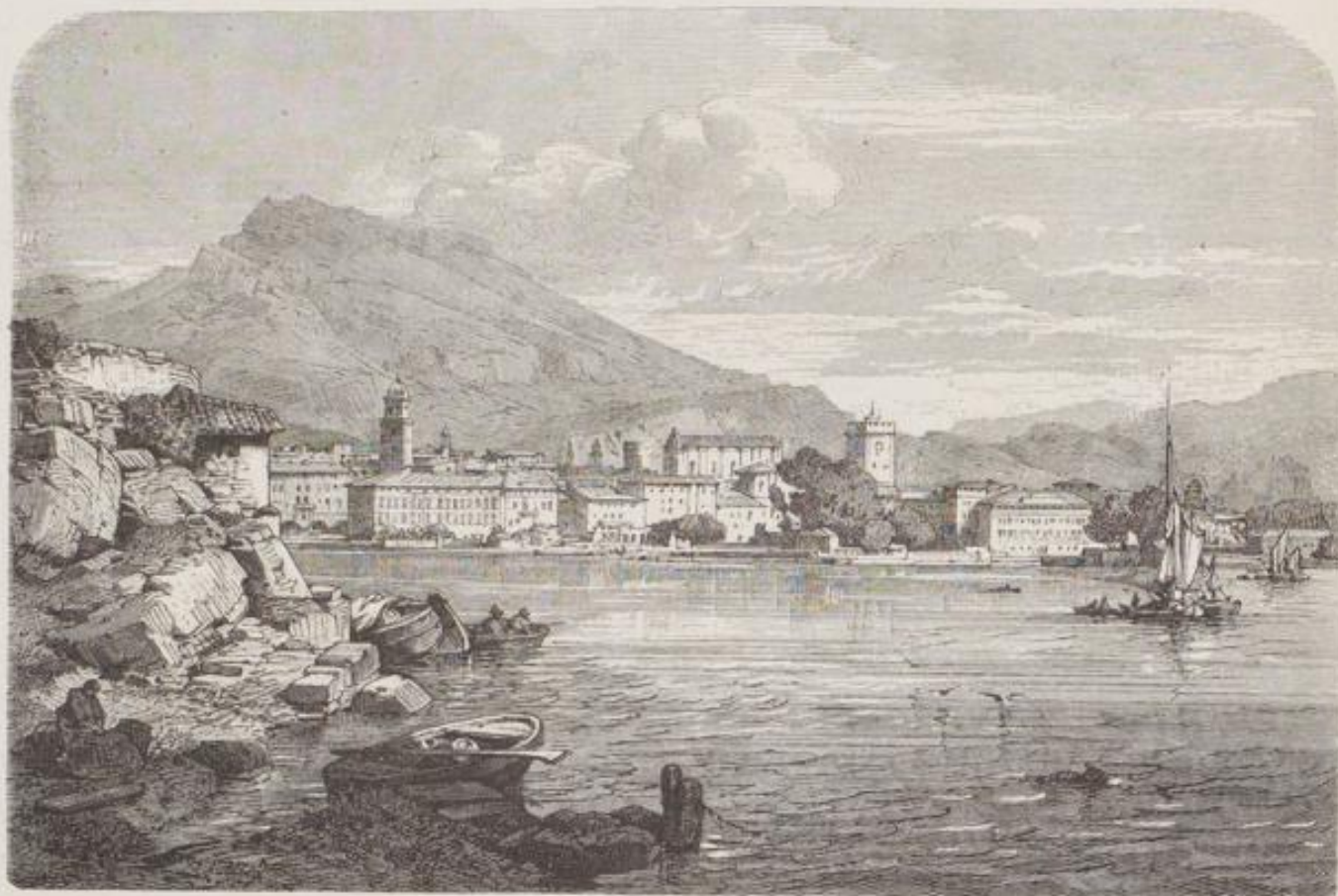
Nach Trient ist Roveredo die wichtigste Stadt von Südtirol, aber hier überwiegt schon die Industrie beträchtlich den Landbau; über fünfzig Fabriken dienen allein der Seidenspinnerei.

Die Gründer von Roveredo, das in der Sprache des Mittelalters noch Rovereth genannt ward, sind die Grafen von Castelbarco; der weiche Klang, den jetzt der Name der Stadt besitzt, war ehemals germanisch-herb. Denn das Wahrzeichen der Stadt, das noch in ihrem Wappen prangt und dessen Spur wir selbst im Namen finden, war die Eiche; von robur, von dem kleinen, aber mächtigen Eichenwald, der einst im Val lagarina stand, ist Roveredo benannt. Auch hier hat die Natur die Spuren ihrer zerstörenden Kraft hinterlassen, in den gewaltigen Felsentrümmern, die unweit von San Marco liegen und ehemals als „steinernes Meer“ bezeichnet wurden. Der Bergsturz, welcher hier verstreute, fand 883 zur Zeit der Karolinger statt und bot noch 1319 ein so schauerliches Bild, daß Dante sich desselben in seiner Divina Commedia bediente; er war damals hieher gekommen (als ihn die Florentiner des Landes verwiesen hatten), um die Gastfreundschaft des Grafen Castelbarco zu genießen. Für kurze Zeit war Roveredo sogar im Besitze der Republik Venedig, bis es durch Kaiser Max mit Tyrol verbunden ward.

Noch mächtiger, als in Trient, tritt hier das Gepräge des Südens zu Tag, weißes Gemäuer ragt uns blendend entgegen, immer häufiger werden Cypresse und Feige; in den Gärten, die die Häuser zieren, blüht eine farbenprächtige Flora und selbst die Fülle des Wassers, das überall aus Brunnen und Fontainen sprüht, ist schon ein Zeichen südlicher Neigung. Aber auch in den Blicken und Herzen sprüht es, wenn die Frauen der Stadt, die den Ruhm erlesener Schönheit genießen, über den Corso Nuovo ziehen, hinaus in die lange Allee, die an kühlen Abenden der allgemeine Weg ist. Sichernd und kosend wallen sie hier einher, in schwarze Seide gehüllt, das blizende



BAEUERIN AUS DER GEGEND VON TRIENT.



RIVA.

Auge halb verborgen hinter dem Fächer, und der Bettler, der sie um eine milde Gabe anspricht, sagt schon zu ihnen „Madonna“, wie zu der stolzesten Römerin.

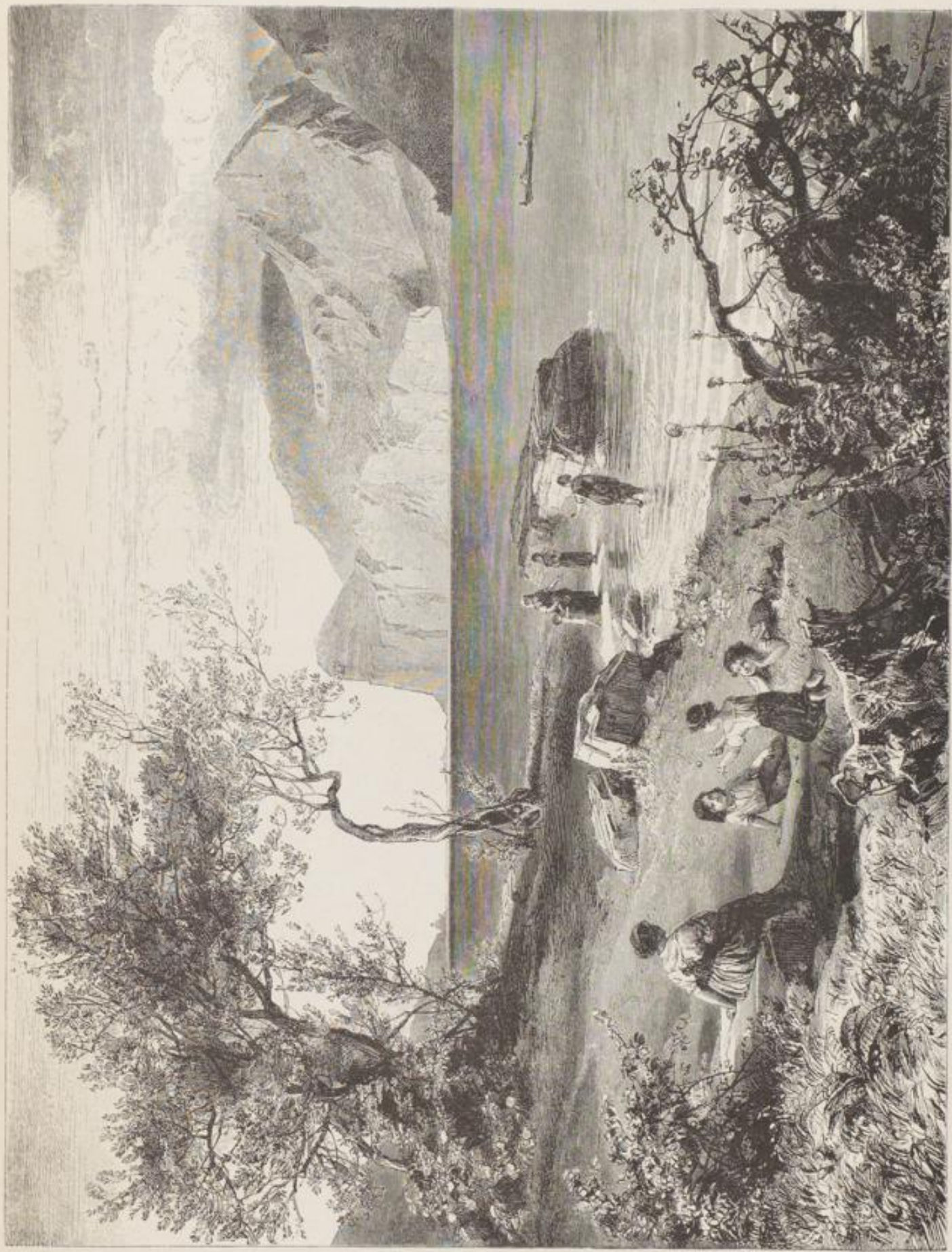
Bei Racco führt eine Fähre über die Etsch, von hier werfen wir noch einen letzten Blick auf die schöne Stadt, dann geht es von hinne. Wenn es wieder Abend wird, liegen blaue, rauschende Wogen vor uns und der Mond kommt langsam empor über den Monte Baldo. Das sind die Wogen des Gardasee's.

## Am Gardasee.



wei Wege führen durch das Trentino an den Gardasee. Der eine (wohl Tausenden bekannt) zweigt sich von Mori nach Riva ab, der andere, viel weniger begangen, aber prächtiger und kühner, zieht von Trient durch das Sarcathal. Denn kaum haben wir die Stadt verlassen, so öffnet sich eine gigantische Felsenchlucht, Baco di Vela, über deren hangenden Wänden nur mehr ein Streifen Blau sich hinzieht, während die Spitze zitternd sich an die Felsen klammert. Hier und dort rauscht aus dem Gestein ein Bergbach nieder, der die einsamen Mühlen im Thale treibt, bis wir heraus-treten an den kleinen See von Terlago, dessen Spiegel von einer steinernen Welt umschlossen ist.

Nicht nur das Auge, selbst die Seele fühlt, wie tief diese Fluth ist. — Solch' einsamer Bergessee'n gibt es noch manche im Sarcathal, ja sie bilden recht eigentlich sein Wahrzeichen und weisen uns gleichsam den Weg, bis hinab in jenes ungeheure Becken, in dem die stuhende Urzeit den Gardasee zurückgelassen.



GARDASEE. OLIVENSTRAND VON TORBOLE.

onipricht, sag ich zu  
a lepton Bild zu sei  
ende Bogen vor uns  
dofee's.

Landenden beland  
prächtiger und ihre  
erhalten, so oft sie  
en nur noch an die  
rt. Hier ist die  
ale treibt, die in  
ernun Bild und die  
er Begleiter zu  
icham den Weg zu

Landes- u. Stadt-  
Bibliothek  
Düsseldorf

Das kann  
Manus einer andern  
verfähe. Wer sich  
an den Jago in Gern  
zu verhalten  
Gehg der alten nicht  
we mit dem geigen  
Die mit, die  
in so ist, das es mit  
Friede unter trachte  
Wick, dem Egel in  
an den an der



Der Jago in G  
in so überst mit  
Zeit. Die große  
die, die die nicht,  
in die Zeit zur Zeit  
in zur verhängen  
Schlagend, die  
die Jago, die mit  
Die Jago in G  
die mit verhalten. J  
Egal's an der, die mit  
nicht in so langge  
nicht die Egel in G  
Wer y weiter  
in einem Bild, die  
die, die nicht mit

Dem kaum ist Terlago entschwunden, so tritt der lago Toblino hervor, aus dessen schweigender Fluth die Mauern einer uralten Feste steigen, die schon die Römer erbauten, um dessen Ufer sich alle Blüthe des Südens entfaltet. Aber bald siegt wieder die Natur mit ihrem felsenfesten Trope, wenn wir über Pietra murata hinaus an den lago di Cavedine kommen auf langgewundener, hochgelegener Straße.

In leuchtenden Farben, von steiler Burg gekrönt, winkt uns aus Süden ein Fels entgegen, das ist das Schloß der alten mächtigen Grafen von Arco. Es ist der letzte herrliche Meilenstein auf unserem Wege, und wenn wir auch diesen grüßend hinter uns gelassen, dann ist das Ziel erreicht, dann stehen wir vor dem leuchtenden Gardasee.

Wie weit, wie schrankenlos dehnt sich vor unsern Blicken die bewegte Fluth, ihre Wellen klingen und ihr Blau ist so tief, daß es uns schon an allen Reiz der fernen Adria gemahnt. Wir aber sitzen auf der kleinen, hochgebauten Terrasse unter fruchtbeladenen Bäumen und schauen den Knaben zu, die sich am Ufer tummeln, und der schwanken Barke, deren Segel im Duft verischwindet. Wir sind in Riva; im Namen allein klingt schon der südliche Zauber, man kann das Wort kaum sprechen ohne tiefen, wohligen Athemzug; es weht uns frische, flimmernde Seeluft an.



PIETRA MURATA IM SARCA-THAL

Der Lago di Garda, den wir von hier aus durchforschen wollen, ist der größte von allen italischen Seen, ja er übertrifft mit seinem Umfang von hundertvierundzwanzig Kilometern sogar den Lago Maggiore noch um ein Drittel. Drei große Gebiete begränzen sich an seinem Ufer: Trentino, Venetien und die Lombardei, und wenn die Flüsse, die ihn nähren, noch meist von hohen Bergen kommen, aus dem Sarcatthal, aus Ledro und Tavolo, so ist sein Ausfluß jener breite, hellströmende Mincio, dessen Name kriegerisch in unsere Gegenwart hereinragt. Er bildet eine jener verhängnißvollen Linien, die den Weg der Weltgeschichte zeichnen; unter seinem Schutze steht das trostige Festungsviereck, seine Fluth nährt jene gewaltigen Sümpfe, die sich vor Mantua in's Weite dehnen; wie viel Blut mußte fließen, bis auch hier der Sturmruß siegte: Evviva l'Italia!

Die Plastik des Gardasee's selbst, wenn wir von oben auf das ungeheure Becken herniedersehen, ist ungemein reich und wechselnd. Im Norden des See's sind die Ufer steil, hier thürmen sich noch einmal die drohenden Felsen Tyrol's empor, die sich Allem, was fremd ist, gleichsam entgegenstemmen; der Monte Baldo und Monte Adamo zeichnen sich in langgezogenen Linien vom blauen Himmel ab, zackige Buchten überschneiden das Gestade und die Fläche des See's ist schmal.

Aber je weiter wir hinausschauen gegen Süden, umso mehr wandelt sich dieß Bild: es scheint zu wachsen vor unsern Blicken, die Fluth ergießt sich überall in's Breite. Zur Rechten und Linken dehnen sich sanfte Hügelreihen, und endlich wird die Landschaft flach und still, die Woge herrscht allein. — Hier hat der Gardasee seinen

Charakter als Bergsee völlig verloren, es ist die zur Fluth verwandelte lombardische Ebene, über die wir ziehen; hier wird es glaubhaft, daß der See kaum vierundsechzig Meter über das Meer emporragt und daß die Sage noch jetzt sein Becken als das uralte Flußbett der Etsch bezeichnet. Auch die Inseln, die sich da und dort erheben, sind nicht hoch, und ohne jene zerklüfteten Linien, mit denen so manches Eiland uns seinen Kampf um's Dasein erzählt.

Selbst Sirmione, die am Südrand weit vorspringende „peninsula“, ist von dichten, milden Olivewäldern bedeckt, mehr lieblich als großartig in ihrem Bau und rhythmisch wie die Wogen, die sie bespülen.

Hier beginnt die Geschichte des See's, nicht eine Geschichte im knappen, gedrungenen Stil der antiken Historiker, sondern in klingenden duftigen Liedern, denn hier wohnte Catull, der römische Lyriker.

Schon vor zweitausend Jahren hatten die Welteroberer auf ihrem Pfad den blauen Edelstein gefunden, den wir heute den Gardasee benennen, und wenn der stürmende Geist der Cäsaren auch unbewegt daran vorüberging,



LAGO DI CAVEDINE IM SARCA-THAL.

weiter nach Gallien und in die deutschen Wälder, der Geist des Dichters stand in stummer Verzückung still und begehrte nicht mehr. — Das kleine Städtchen, das sich damals hier ausgebreitet und von dem wir noch überlebendes Gemäuer finden, hieß Sirmio; Sirmio war es, das Catull mit jauchzenden Versen grüßte, als er es nach langem Fernsein wieder betrat, um hier zu weilen und zu rufen:

„O quid solutis est beatius curis?“

Und wer die Lieder kennt, die diese wunderbare Hand geschaffen, der fühlt darinnen fast noch heute den leisen Wogenschlag, der ihnen ehemals Form und Seele gab.

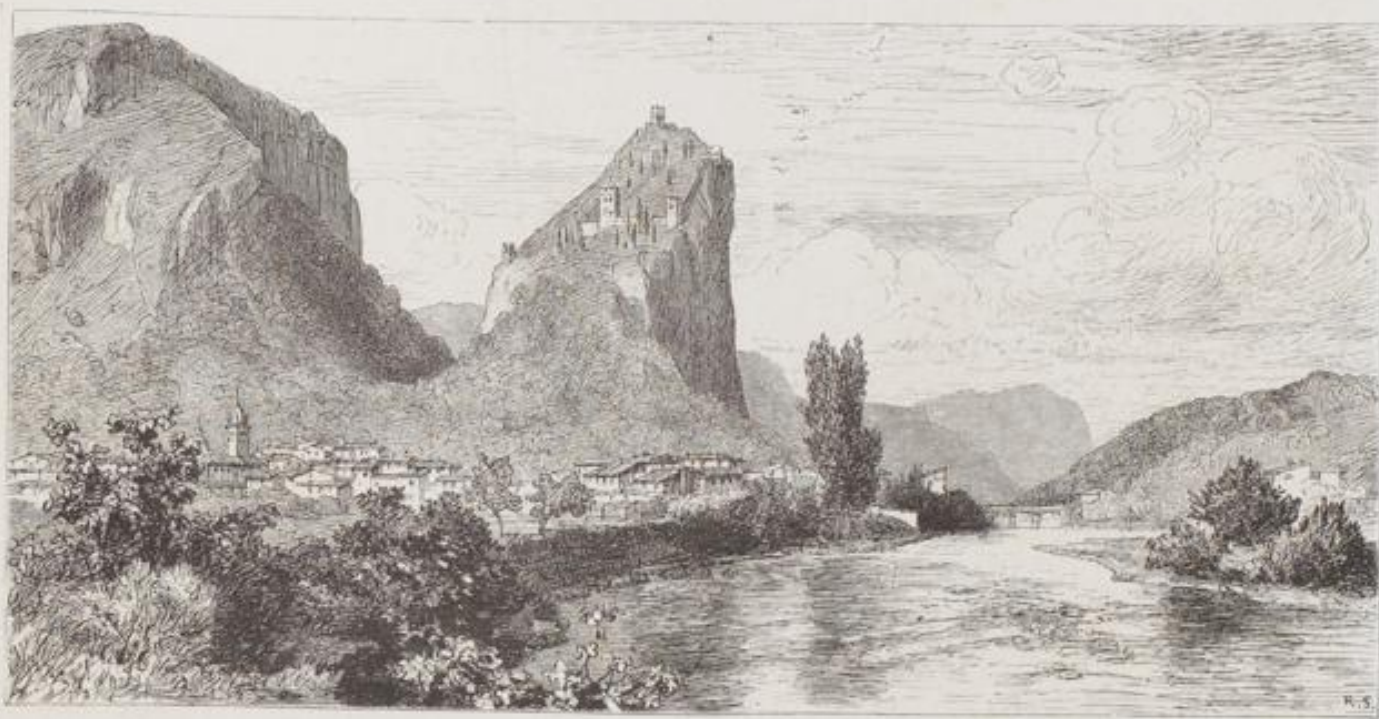
Es ist ein Bild der alten Welt, mit dem wir beginnen: der große kunstgewaltige Mann inmitten dieser lachenden Idylle, die Augen liebevoll auf alles Einzelne gewendet, das ihm die Schönheit der Natur entgegenbrug, ohne andern Ehrgeiz, als sie zu begreifen, ohne andern Wunsch, als sie zu besingen.

Auch in den Liedern Virgil's und in der „Divina Commedia“ wird der Gardasee genannt; dann aber griff auch die Hand der Mächtigen nach diesem Juwel; Vasallen und Herren stritten um seinen Besitz, die vornehmsten Geschlechter von Verona und Venedig begegneten uns hier in Waffen, der Kaiser und die Kirche, Welfen und Ghibellinen liegen im Streit, und nicht selten ist die Geschichte des schönen See's so stürmisch wie seine Wogen.

Der Friede, von dem Catull hier sang, ging früh zu Grabe. Auf dem Monte Rocca, dessen beide Gipfel sich über Garda erheben, sieht man noch jetzt die Trümmer eines grauen Thurmes, wo Adelheid, die Wittve Lothar's, gefangen saß. Barbarossa verschenkte und Heinrich verkaufte das Land, bis wieder neue Geschlechter kamen, deren besseres Recht das bessere Schwert war.

Am wildesten aber tobte die Fehde in jener Zeit, da die Allmacht Venedig's keinen Gegner ertrug, da große und kleine Städte sich gegenseitig befehdeten, da jeder Edelmann ein Landsknecht ward. Es war im Jahre 1439, als der Herzog von Mailand, Filippo Maria Visconti, mit den Venezianern im Kampfe lag; er übermächtig zu Lande, jene übermächtig zur See. Ringsum hatte er mit seinen Söldnern das Gebiet von Garda besetzt und war bereits Herr der Gegend geworden, als die Venezianer, die unter Gattamelata fochten, den kühnen Gedanken faßten, einen Theil ihrer Flotte in jenen See zu senden.

Es war eine furchtbare Mühsal, die Höhen zu überschreiten, die sich zwischen Garda und dem Etschland



SCHLOSS ARCO IM SARCA-THAL.

erheben, die Klüfte zu überbrücken, welche in diesem wilden, trümmervollen Bergthal sich aufthun; aber Venedig war ja damals allmächtig! Der Plan, welcher anfangs nur Spötter fand, fand bald viele tausend emsige Hände, um dem Geschwader, das aus mehr als dreißig Schiffen bestand, den Weg zu bahnen. Bis Ravazzone ward die Flotte in der Etsch gezogen, von da aber ward sie zu Lande in den Loppiosee gebracht; zweitausend Zugthiere waren aufgeboden, um die furchtbare Last zu bewegen. Die Wasserscheide war erreicht; über den Monte Baldo kamen sie herab in den Gardasee wie wandelnde Ungeheuer: auch ein Wald, der feindlich heranzieht, aber ein Wald von Masten und rauschenden Segeln. Erichroden sahen die Bewohner am Ufer diese kolossalen Gestalten, die das Meer ihnen sandte; allein gar bald war die kühne Armada fast völlig vernichtet. Erst die zweite Flotte, welche die Venezianer an Ort und Stelle erbauten und die sich in Torbole verschanzte, gewann den Sieg über Mailand.

Doch das Alles war nicht das letzte Blut, das hier geflossen, und nicht die letzte Flotte, die hier gelegen; es ist ja Italien, von dem wir erzählen, und Italien ist eine Schönheit ohne Frieden. Nicht nur die Kämpfe Napoleons und die Kämpfe von Neunundvierzig brandeten an diese Ufer, sondern selbst später noch, zu Beginn der Sechziger-Jahre, kreuzten kleine verwegene Dampfer über die Fläche, welche von Freischaaren besetzt und mit der italienischen Flagge geschmückt waren. Ihre Kanonen, die den See beinahe beherrschten, geboten nicht selten dem Verkehr zwischen Riva und Peschiera Halt; an manche schweigame Barke, die durch die blauen Wellen strich, klang

der schmetternde Gruß herüber: „Evviva l'Italia!“ „Evviva Garibaldi!“ Die jungen Gejellen, die am Mast lehnten, trugen das rothe Hemd; damals hört' ich zum erstenmal das Lied erklingen:

Camiscia rossa            Ein rothes Hemd,  
Camiscia santa!        Ein heil'ges Hemd.

Man darf ja jetzt von diesen Dingen offen reden, sie sind vergessen und versöhnt; aber damals lag ihr Druk noch schwer auf allen Gemüthern, und selbst der Fremde empfand es, wie das glimmte und gährte. Die Schiffer, die im Hafen die Flagge wechselten, die Beamten, die vor dem kaiserlichen Zollhaus in italienischer Uniform promenirten, und die Menge von Müßiggängern, die nichts weiter zu thun hatten, als die öffentliche Erregung aufzufangen, zu steigern und weiterzutragen, machten damals den Aufenthalt nicht angenehm. Unablässig drängte sich ein fremdes



ABFAHRT EINES DAMFFBOOTES IN PESCHIERA.

Element in den harmlosen Verkehr mit Land und Leuten, unwillkürlich stieß man überall auf Gegensätze, von denen man doch nichts wissen wollte. — Das Alles ist anders geworden und besser für den Wanderer, der jetzt diese lieblichen Ufer betritt, denn wenn man es unserer Zeit zum Vorwurf macht, daß sie die Gegensätze zu ungeahnter Kraft entwickelte, so darf man es andererseits nicht leugnen, daß sie mit ungeahnter Kraft auch manche Gegensätze überwand, die sich Jahrtausende lang befehdeten. Der welthistorische Fluch: „Morte ai Tedeschi!“ ist wohl für immer verklungen.

Kehren wir jetzt noch einmal zurück in die Straßen von Riva, so fühlen wir freilich bald, daß das Beste von der Hand der Natur, nicht von der Hand des Menschen gethan ward. Es ist zum größeren Theile enges Winkelwerk, in das sich die Gassen verwickeln, wenn auch fast jede verwahrloste Ecke, jedes bunte Tuch, das über die Dächer hängt, jeder Faulpelz, der unter der Thüre schläft, sein malerisches Gepräge hat. Nur an wenigen Stellen erweitern sich die Straßen zu einer stattlichen Piazza, von denen die schönste ohne Zweifel der Platz am Hafen ist. Hier entfaltet sich das tägliche Leben zum dichten Gedränge und die Enge des Hauses wird zur stattlichen



Säulenhalle; hier wirkt die künstlerische Einheit der Stadt und der Landschaft am herrlichsten. Alle Linien sind fest und geschlossen, die verwitterten Mauern scheinen nicht aufgebaut, sondern herausgewachsen aus dem steinernen Grunde, die riesige Felswand des Monte Giunella und die blaue Ferne des See's, die alten prächtigen Oliven, die sich in dichten Reihen gegen die Stadt hin drängen, das Alles stimmt in Form und Farbe wunderbar zusammen. Hier ist das Bild vollendet, es ist so neu und zündend, daß uns das Herz von dem freudigen Gefühle pocht: wir sind auf der Wanderschaft, wir sind in der Fremde. Und wenn uns auch bisweilen die Ohren gellen von dem wilden Geschrei der Rangen, die sich um eine Citrone balgen, welche zur Erde fiel, wenn uns der Schaum in's Antlitz



MÜHLE IN BUCO DI VELA.

spricht von der schmutzigen Barke, in der sich rothmüßige Schiffer schaukeln, wir können ihnen deshalb nicht gram sein! Ja, selbst für die wälschen Dandies, die sich mit schreiend bunter Cravate vor dem „Café Misatti“ wichtig machen, haben wir nur ein vergnügtes Lächeln: es muß auch solche Käuze geben!

Freilich drängt sich schon hier der verschiedene Eindruck auf, der uns durch ganz Italien geleitet, wenn wir zwischen den gebildeten Ständen und dem ungebildeten Volke ein Urtheil fällen sollen. Daß das letztere in unseren Augen gewinnt, während die ersteren an Sympathie verlieren, je näher man sie kennen lernt, ist eine Wahrnehmung, die wir von Verona bis nach Neapel bestätigt fanden; die freie, oft vornehme Art, womit der gemeine Mann sich gibt, scheidet wohlthätig ab von der blasirten tändelnden Manier, welche so häufig die „Herren“ in den großen Städten Italiens zeigen.

Von den Straßen, die uns über Riva hinaus geleiten, ist die „neue Ponalsstraße“ am schönsten, so genannt nach dem prächtigen Wasserfalle, an dem sie vorüberführt, ehe wir in's Ledrothal gelangen. Auch hier, wie so oft in der hoch gelegenen Umgebung des Venaco, finden wir einen kleinen, tiefgrünen Bergsee, dessen steile Felswände

uns noch an die Alpen mahnen, während die Vegetation der Ufer in südlicher Fülle wuchert. Wie gerne weilen wir hier und verträumen in solcher Einsamkeit noch einen Tag, ehe wir in den Lärm des kleinen Riva zurückkehren!

Die Dampfer, welche alltäglich die Länge des See's durchschneiden, halten an den wichtigsten Punkten der beiden Ufer, und manche lachende Idylle, manche glorreiche Erinnerung zieht unterwegs an uns vorüber.

Run erst, indem wir in's Weite streben, schließt sich die schwellende Fruchtbarkeit des Landes auf; an den sonnigen Hängen sehen wir sorgsam gepflegte Citronengärten, wir sehen Rebgelände, so reich beladen, daß sich ein Bacchuszug mit ihren Früchten schmücken könnte, und dazwischen immer wieder ganze Wälder von Oliven, die in ihren schmalen silbergrauen Blättern eine Zartheit haben, welche selbst den gewaltigsten zerklüfteten Stämmen bleibt. Es gibt wenig Bäume, die so edel sind. Von Limone bis Gargnano ist das Ufer steil, die Felsen steigen fast senkrecht aus der Tiefe, die hier beträchtlich ist, dann aber dehnt sich bis Desenzano jener lange fruchtbare Strand hin, den die Italiener



DESENZANO

Riviera nennen. Gärten und schlante Villen wechseln mit Ackerland; an den Häusern sehen wir nicht selten Fenster und Thür mit Marmor verbrämt, der aus den Brüchen von Tremosine gewonnen wird. Der Adel von Verona und Brescia hat hier seine ländlichen Sitze, aber auch buntes, fröhliches Volk versammelt sich in reicher Menge, wenn Markttag zu Gargnano gehalten wird, oder wenn die Fischerbarcken beim nahen Sturm in die Bucht von Salò zurückkehren.

Der wichtigste Punkt auf dem östlichen Ufer ist Torbole, durch einen tropigen kleinen Port geschützt, um den sich die zürnenden Winde streiten. Zwei sind es vor Allem, die auf dem Gardasee die Herrschaft üben, der Nordwind, der von den Alpen kommt und „il Sover“ genannt wird, und die Ora, die der Süden sendet. Ihr Wechsel und die leuchtende Stille, die zwischen diesem Wechsel liegt, geben dem See jene unerschöpfliche Farbenfülle, die ihn ganz einzig macht. Wenn uns der glatte Spiegel jenes unergründliche Blau zeigt, über dem der Himmel sich nur wie ein zarter Schleier wölbt, so wandelt sich die Farbe wie durch Zauberschlag in finstern Stahl, sobald der Sturm in seinen Tiefen wühlt, bis auch diese jäh erbleicht und der weiße Schaum über blasgrüne Wogen spritzt. Dann aber lichtet sich der schwarze Gewitterhimmel und ein rosigter Abendschein gleitet über die weite Fluth, die sich langsam in Ruhe wiegt, durch die zerrissenen Wolken tritt der Mond und gießt sein strömendes Silber aus. Es

ist wie ein menschliches Angesicht, in welchem Grimm und Borne wechselt, das bald vom Zorne übergossen wird und bald im Schreden verblaßt, bis endlich stiller Friede auf seinen Zügen steht.

Die beiden Inseln, die uns bald hinter Malcesine begegnen, sind die einzig steilen, die der See besigt, und ihr wehrhaftes Bild wird noch gesteigert durch das kühne Trümmerwerk zerfallener Burgen, die uns in die Zeit der Skaliger versetzen.

Wir steuern an Garda vorüber, dem kleinen Flecken der uralten Grafschaft, von welcher der See seinen Namen erhielt. Auch hier noch stehen dann und wann verwitterte Thürme, aber ihre Strenge ist machtlos, sie sind überschüttet von prangenden Blüten und würzigem Grün; Camilien und Oleander, Del und Wein schmücken die Terrassen, und in ihrem tiefen Schatten ruht die Sage, daß hier einst die alte Stadt Venacus stand, von der die Inschriften zeugen, die man aus dem Schutte grub. — Noch manches reizende Dorf steigt aus den Fluthen empor und taucht in den Fluthen unter, dieweil wir vorüberfliegen; meist im Halbrund an die Bucht gebaut wie Bardolino, oder mit alten Mauern umgürtet wie Lazise, dessen heilsame Quellen schon das Alterthum gekannt hat.



TORBOLE.

Dann aber, wenn auch Sermione entschwinden ist, sind wir dem Südrande des See's nahe; die weißen Häuser, die drüben im Westen glänzen, gehören dem Flecken Desenzano, die geschwärzten Mauern, unter denen wir innehalten, tragen den Namen Peschiera. Beide zusammen bilden den mächtigen Schlußpunkt des See's.

Werfen wir noch einen letzten Blick über seine blaue Fläche, bevor wir scheiden.

Eine leichte Fischerbarke schaukelt auf den Wellen, das weiße Segel schwillt im Abendwind; sie fahren in der Dämmerung hinaus auf den Fang, der besonders vor der klaren, schilfreichen Strömung des Mincio ergiebig ist. In langem Bogen ziehen sie die Netze, weit vorgelehnt über den Bord des Schiffes, singend zur Arbeit, und wer ihnen in die schwarzen, leuchtenden Augen sieht, den schauen sie an mit jener Schwärmererei, die nur in den Blicken des Südens wohnt. Forschend folgen sie dem Gewölk, das über den Monte Baldo emporsteigt, und dem Abendstern, der die Wolken durchbricht, ihren Gesang trägt der Wind in die Ferne, daß Weib und Kind am Ufer ihn vernehmen.

Wer ist glücklicher hier: wir oder sie? Wir fühlen nur mit prüfendem Bewußtsein den Zauber, den wir erleben, aber ihnen ist er unbewußt in's Herz gewachsen; wir schauen betroffen in dieß fremde Wunder, aber für sie ist diese Schönheit die Heimat!



SAN ANASTASIA IN VERONA.

## Verona.

**S**chon bei S. Lucia, wo die Schienenwege Verona's zusammentreffen, erblickt unser Auge die herrliche Stadt. Weit vorgeschoben starren die drohenden Forts mit ihren markigen Kanten, überragt von dunklen Cypressen, zwischen denen das Weiß der kleinen Villen hindurchblickt, die auf den Hügelreihen zerstreut sind. Der rollende Zug und die rauschende Etsch und unser eigenes Herz, das in lauter Erwartung pocht, — Alles trägt uns in Sturmeseile dem großen Ziel entgegen, denn so prächtig auch die italische Landschaft war, die uns bisher umfingen, Verona ist doch die erste echt italische Stadt, die wir begrüßen. Und welche Erinnerungen wachen auf, je näher wir ihren Thoren kommen, diesen Thoren, hinter denen noch so manches majestätische Denkmal der Antike steht, hinter denen Dietrich von Bern und Alboin sich verschanzten, wo Dante als Verbannter lebte und Romeo am Sarge Juliens erblich.

Aber bald weicht diese traumvolle Vergangenheit; denn mit gellendem Pflöffe braust der Zug in den Bahnhof von Porta Nuova ein und gibt uns der fesselnden Wirklichkeit zurück. Aus dem Gewühl der lustigen gewölbten Halle, aus dem Geschrei der Facchini und Conducteurs, die der stuhenden Menge die Wege weisen, drängen wir uns hinaus, wo „Uscita“ über der Pforte steht; erst jetzt, da wir den großen freien Platz gewonnen, kommt man wieder zu Athem.

„Torre di Londra“, „Aquila nera“, „Colomba d'oro“ schallt es ringsum in singendem Tone und der Portier, der vor jedem Wagen steht, mit dem Messingchild auf der Mütze, ergreift nicht nur das Gepäd, sondern



DAS GRAB DER SKALIGER IN VERONA.

auch uns selber und setzt uns in einem jener Omnibusse gefangen. Es ist wahrhaftig wahr, was Dr. Stephan, der Generalissimus der deutschen Post, von unserer Zeit behauptete: „man reist nicht mehr, man wird gereist.“

Stöhnend flogen die Koffer auf's Dach, „avanti“ ruft der Facchino dem Kutscher zu und dann geht es durch die breite, endlose Straße von Porta Nuova hinein in die Stadt. Es ist jener eigenthümliche, hastige Trott, den alle die italienischen Klepper haben; unbekümmert fliegt das über Stod und Stein, ob auch der Braune bisweilen strauchelt, bei dem rasselnden Pflaster, bei den klingelnden Schellen merkt man es kaum. „Canaglia!“ ruft uns der Gedensteher nach, der flugs auf die Seite sprang, ehe ihn die Räder ergriffen, aber sein Fluch klingt so melodisch, als wär's ein Compliment.

Aus der heißen, staubigen Bahnhofstraße kommen wir bald in die engeren, kühleren Gassen der Stadt, jeden Augenblick geht es um eine scharfe Ecke und endlich rollen wir unter das weite, offene Thor des Hotels. Die luftigen Treppen, der Marmorboden, und die großen Oleander, die im Vorfaal prangen, das Alles zeigt uns schon den italienischen Haushalt, und auch die Stammgäste, die an der gedeckten Tafel sitzen und mit heftiger Geberde von der Staatskunst disputiren, theilen dieß Gepräge. Neugestärkt und mit wohllichem Behagen nehmen wir an ihrer Seite Platz, wenn wir nun erst den Reifestaub von Hand und Kleid geschüttelt; es braucht uns nimmermehr zu grämen, daß sie so laut und stolz von ihrer Einheit sprechen; denn auch wir schreiben ja in's Fremdenbuch: Germania. Bald fühlen wir uns heimisch, und schlendernd hier und dort, von raschen Bildern festgehalten, erreichen wir die

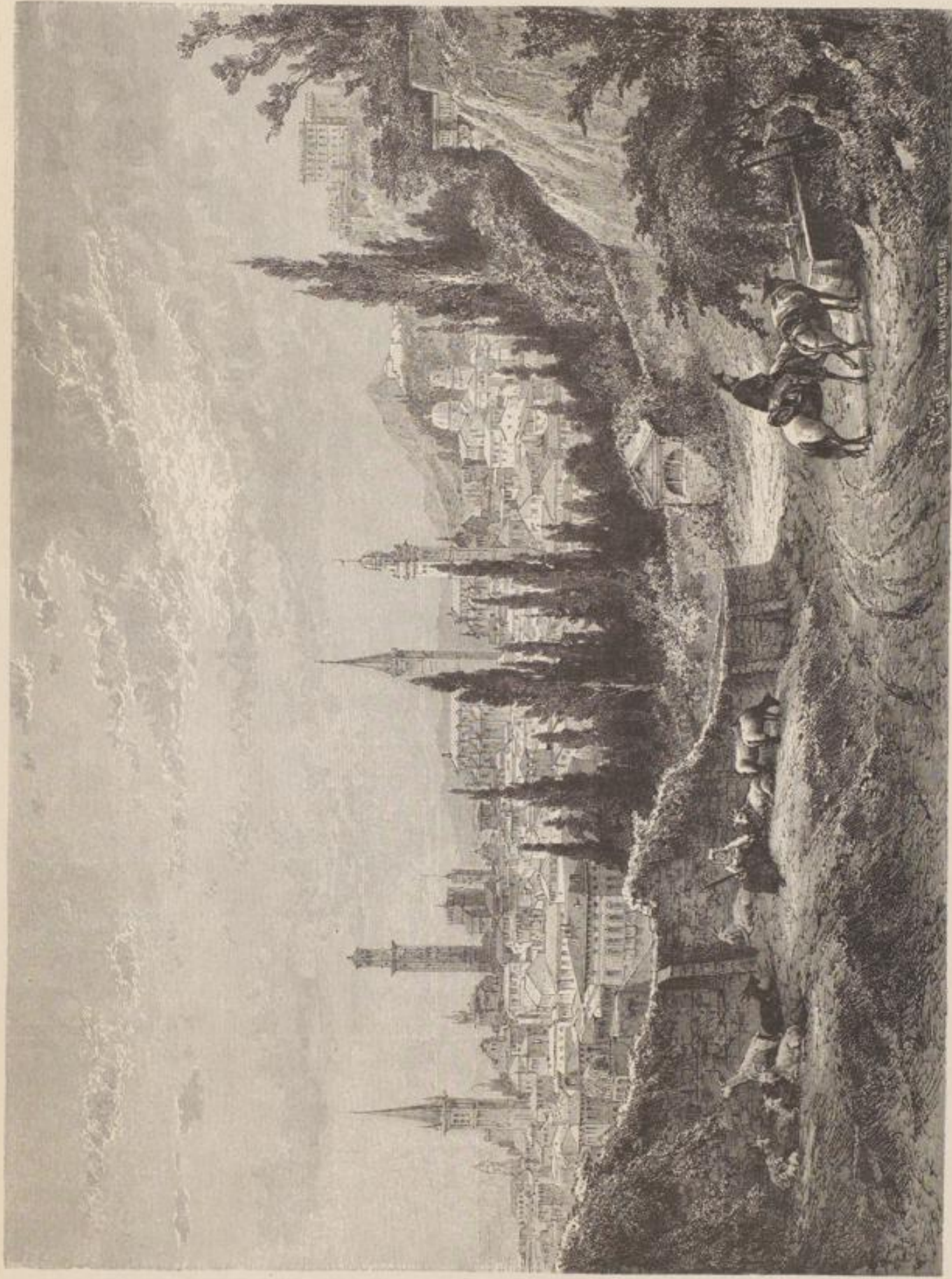


PIAZZA D'ERBE.

Piazza d'Erbe, den Punkt der Stadt, wo sich das Leben am buntesten zusammendrängt. Hier stand zur Römerzeit das alte Forum, jetzt ist der Platz von allen Seiten durch die herrlichsten Bauten des Mittelalters umfaßt, unter deren offenen Arkaden die Menge wogt. Rauschend steht der Marmordrucken in der Mitte; die Figur, die die Schale überträgt, ist noch antik und stellt das Bild der Stadt Verona dar, mit einer offenen Rolle in den Händen, die den uralten Ruhm ihrer Bürger kündigt. Auch eine Säule, aus einem einzigen Stein gehauen, steht hier, aber ihr Gipfel ist verwaist, ihre Bedeutung wurzelt darin, daß sie kein Bild mehr trägt; denn hier oben thronte einst der Marcuslöwe Venedigs und sah herrschend herab auf das unterjochte Volk, bis er in den Kämpfen der Revolution (1797) zertrümmert ward. So reicht sich stürmische Geschichte und argloses Leben die Hand, ein Leben, das ganz der Stunde und der Kleinigkeit zu gehören scheint. Unter den weißen ausgepannten Leinwandzelten wimmeln Hunderte von Käufern und Verkäufern, auf den niedrigen Tischen sind Früchte und Gemüse aufgehäuft, eine Last der kostbarsten Blumen füllt die schweren Körbe. Zahllose Stimmen tönen bunt durcheinander und überall verdichtet sich die wogende Menge in geschlossene Gruppen, „piselli, fagioli, cavoli fiori“ schallt es da drüben, „fragole, uve, limoni“ hallt es hier, „scusi, signore“ ruft ein Dritter, der uns mit rascher Wendung in das erschauerte Gesicht fuhr. Unter den Hallen der Casa dei mercanti versammelt sich die junge Handelswelt, jeder den Blumenstrauß in Knopfloch

und die Cavourcigarre im Mund; über ihnen an den Wänden liest man riesige Plakate, dazwischen Krizeleien und politische Exclamationen, wie sie ja in Italien auf keiner Mauer fehlen. Alles wandelt und handelt, die Einen um Tausende, und die Andern um zwanzig Centesimi, aber je kleiner die Summe ist, desto größer der Lärm. Schaut doch nur jenen Trödler an, mit welchem verachtenden Pathos er seinen Kunden mißt, weil er ihm nur zehn Soldi geben will, wo er zwölf gefordert hat. Mit unaussprechlicher Entrüstung tritt er drei Schritte zurück, aber rasch gewinnt die Vernunft die Oberhand und mit beredsamen Gesten ruft er von neuem „dodici“. „Dieci“ fällt ihm der Andere blühschnell in die Rede und nun entwickelt sich ein Dialog, der zwar nicht mehr als zwei Worte hat, aber dennoch eine solche Fülle von Tönen und Geberden, daß keine Bühne ihn besser spielt. Dieci — dodici — dieci — dodici — dieci brüllen sich die Beiden entgegen, als ob sie mit Klängen auf einander hieben, bis der Verkäufer plötzlich ruft va bene und seine Waare dem Andern in die Hände wirft.

die engeren, kühleren Höhen zu  
das weite, offene Meer zu  
Horizont prangen, das Meer zu  
en Tafel sitzen und mit schmerz  
t wohligen Schagen sitzen zu  
geschüttelt; es bracht mit un  
er schreiben so in's Fremde  
sichen Bildern künftigen, reiche  
Erbe, den Punkt der Zeit, in  
buntesten Zusammenhäng. Sie  
als alte Forum, jetzt in der  
ch die herrlichen Szenen zu  
ter deren offenen Schalen in  
teilt der Marmorchanen in die  
die Schule übertrag, in sich  
r Stadt Verona der, mit einer  
den, die den andern kein  
ach eine Zeit, auf dem  
cht hier, aber die Stadt in  
wurgt darin, daß sie tri  
den throne auf der Straße  
reichend herab auf die un  
Kämpfen der Revolution (179  
reicht sich kürzlich wieder  
und, ein Leben, das zu  
heit zu gehören ist. In  
m Feinmengen nimmt  
fern, auf den niedrigen Eben  
aufgehört, eine Zeit be  
weren Kirche. Zahllos  
r und überall verläßt in  
geschlossene Gruppen. „  
schallt es da drüben, „  
„sensi, signore“ mit  
Sendung in das reiche  
der Casa dei mercanti  
steuert, jeder den  
in richtige Plätze,   
Alles wandert und  
Summe ist, daß  
Runden mit, weil er  
ang tritt er den  
e von neuem „  
r paar nicht mehr  
in besser ist. Die  
ingen auf einander  
st.



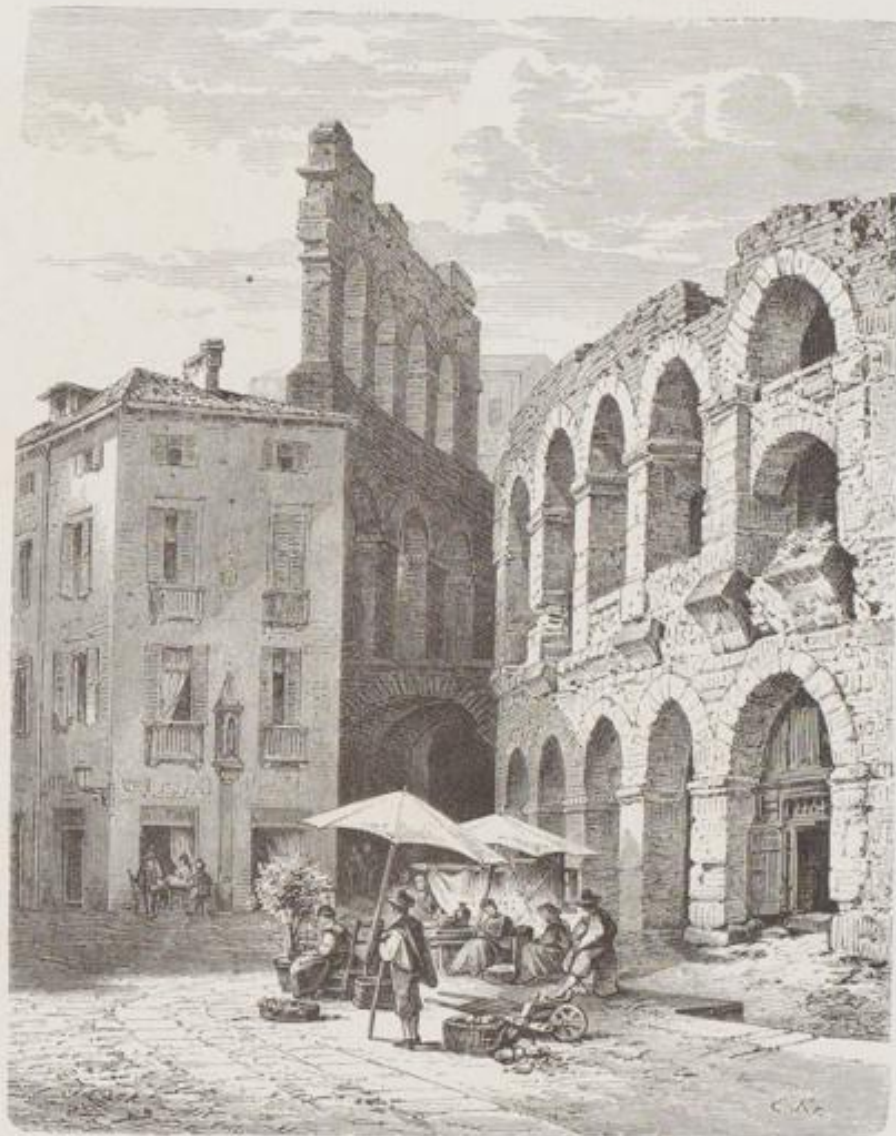
VERONA.





Unterdeſſen kommt eine neue Gruppe durch die Via Pellicciai, mit ſchallendem Gelächter einen Vantefänger begleitend. Wo die Menſchenmenge ſich ſtaut, hält der Gaukler an, macht Kehrt und äſt mit unnachahmlicher Mimik eine Primadonna nach, die eben auf dem Theater durchgefallen. Schauerliche Grimaffen begleiten das pianissimo, zu dem ſeine Stimme langſam herabſinkt, überall läuft das Volk herzu, ja ſelbſt an den hohen Fenſterbogen zeigen ſich lachende Geſichter, bis der ganze Zug in der nächſten Gaſſe verſchwunden iſt. Wir aber eilen durch den maleriſchen Thorweg Volto barbaro nach der Piazza dei Signori, wo ſich der Geiſt der alten Städtezeit und die Allmacht ihrer ſpäteren Herrſcher in wunderbaren Formen verſteinert hat.

Ohne Zweifel wird es nur wenige Städte geben, in denen die großen Epochen der Geſchichte ſo ſehr durch große Baudenkmale verkörpert ſind, wie hier. Denn in der Arena hat uns das klaſſiſche Alterthum ein Denkmal hinterlaſſen, das höchstens vom römischen Koſoſeum an Schönheit übertroffen wird, und wenn uns auch aus der Gothenzeit nur wenig greifbare Erinnerungen blieben, ſo werden dieſelben doch um ſo reicher, ſobald die Herrſchaft der Skaliger, das Ringen zwiſchen Welfen und Ghibellinen beginnt. Aus jener Epoche ſtammen die gewaltigen Caſtelle und jene thurmgekrönten Häuſer, die jezt noch die Phyſiognomie Verona's beherrſchen, bis die Renaissance kam und der Stadt zwei Männer wie Sanmichele und Fra Giocondo gab. Wunderbare Paläſte und einzelne der ſchönſten Kirchen verdanken ihnen ihre Entſtehung, aber der kriegeriſche Charakter der Stadt, die ja noch heute der Kernpunkt des Feſtungsvierecks iſt, gewann bald von neuem die Oberhand. Die Schlachten am Schluſſe des vorigen Jahrhunderts, wie die neueren Kämpfe zwiſchen Oeſterreich und Italien, finden ihre Wahrzeichen in den Forts mit ihren ſtarrenden Kanonen.



AN DER ARENA.

So baut ſich die Vergangenheit Verona's gleichſam vor unſeren Augen auf, die Piazza dei Signori aber, auf der wir ſtehen, gehört ausschließlich dem Mittelalter. Hier wohnten die Gebieter der Stadt, Martino und Alberto aus dem Geſchlechte der Skaliger, hier ſteht der Palazzo del Conſiglio, in dem der Rath der Fünfhundert tagte und vor deſſen Hallen fünf Statuen antiker Meiſter emporragen, die Verona ihre Heimat nannten. Es ſind Plinius und Catull, Cornelius Nepos, Macer Aemilius und Vitruv. Noch heute ziehen uns die reinen Formen des herrlichen Baues an, und nicht ohne Ehrfurcht halten wir vor dem Denkmal Dante's inne, das die Mitte des Platzes ziert; denn vier Jahre weilte der heilige Sänger als Gaſt Cangrande's in dieſen Mauern. Er ſelber war Ghibelline, der unerschütterlich zum Kaiſer ſtand, und auch die Skaliger folgten ja dieſem Loſungswort; der Adler, der in ihrem Wappen über der Leiter prangt, war der Adler des Reichs.

Fast allenthalben, wo wir in Verona auf edle, echt historische Denkmale stoßen, sind sie mit dem Namen dieses Geschlechtes verknüpft, mit ihrem Leben oder ihrem Sterben, allein das herrlichste von allen bleibt doch stets ihr Grab. Es stößt hart an die Piazza dei Signori an und darf als Zubehör der Kirche Maria Antica gelten, von deren vergittertem Vorhof es umschlossen ist, nicht in dunkler kummervoller Gruft verborgen, sondern hoch emporgethürmt mitten im freien, vollen Leben!

Wie Villani berichtet, stammten die Skaliger von einem schlichten Kaufmann (aus Montagua) ab, der einen Handel mit Leitern trieb, und waren einfache Bürger, als sie in Verona sich niederließen. Aber eben damals war jene Zeit, wo das Bürgerthum der Städte im erbitterten Kampf gegen die Herrschaft des Adels lag, und so führte das Ansehen, das sich die Familie errungen, bald dahin, daß das Volk im Jahre 1260 aus ihrer Mitte seinen Podestà erwählte. Dieß war Mastino, und als ein menschlicher Dolch sein Leben zerschnitt, erhielt sein Bruder Alberto die Herrschaft, der sich bald zum unabhängigen Fürsten machte und von drei Söhnen gefolgt ward, deren bedeutendster den Namen Cangrande trug. Mit ihm begann recht eigentlich jene Glanzepoche, wie sie den kleinen italischen Staaten nach der Staufenzzeit beschieden war; sein Waffenruhm, die Pflege, die er den Wissenschaften gönnte, und die Kunst, die er mit reichen Händen förderte, erhoben das Veroneserland zur höchsten Blüthe. Auf ihn hofften die Besten im Lande, von ihm sang Dante, daß er die Sache der Ghibellinen zum Siege führen werde; aber je höher der Flug, um so tiefer der Fall.

Wie in den meisten großen Geschlechtern Italiens, ward auch hier die Leidenschaft

daß man fast die kleinen kostbaren Särge übersieht, die zwischen jenen ihren Platz gefunden. Es ist vielleicht die herrlichste Ruhestatt, die irgend ein italischer Herrscher gefunden; aber nicht der Friede des Todes, sondern die Thatkraft des Lebens waltet hier; noch in ihren Gräbern sind sie die Gebieter der Stadt, noch ihre Leichen ragen hoch empor über das lebende Geschlecht!

So reich an historischen Erinnerungen, wie Maria Antica, ist deßhalb keine andere Kirche der Stadt, aber immerhin liegt auch in jenen anderen eine vielsagende Vergangenheit, die ja fast jede Scholle in Verona heiligt.

Vom alten Dome geht die Sage, daß er auf den Trümmern eines Minerva-Tempels errichtet ward und die Gestalten, die das Hauptportal verzieren, weisen zurück bis in die Zeit der Karolinger; unter ihnen steht Held Roland und Königin Bertha, die Mutter des großen Karl. Noch tiefer aber dringt in die Vergangenheit, wer durch den langen Kreuzgang die gelehrten Räume sucht, wo das Archiv und die Bibliothek des Domcapitels verwahrt sind. Die kostbarsten Werke römischer Klassiker, Handschriften, welche bis zur Zeit des Kaisers Constantin zurückreichen, wurden hier gefunden, und die Wissenschaft zählt wohl wenige Stätten, deren sie mit gleichem Danke gedenkt.



ZIEHBRUNNEN.

des Einzelnen dem Ganzen zum Verderben; wilder Mord und wilde Lust gewannen die Herrschaft; dreimal fiel ein Bruder von Bruderhand, bis die Alleingewalt zur Verwaisung führte. Antonio war der Letzte seines Stammes; nach hundertdreißig Jahren voll Glanz erlosch auch der Stern der Skaliger, einer der leuchtendsten, die Italien jemals gesehen! Das fühlen wir noch vor ihrem Grabe.

— Das Denkmal Cangrande's steht über dem Portal der Kirche, eine heroische Reitergestalt, zu seiner Seite die Särge von Mastino und Giovanni. Ueber einem anderen Sarkophage erhebt sich ein steiler gothischer Thurm, mit zahllosen Spitzen und Figuren geschmückt, die ebenfalls von Roß und Reiter überragt sind, alle so prächtig,

In Zeno Maggiore ist es die Kunst, die manche Schätze findet, denn das Längenschiff der Kirche ist bereits vor der Staufzeit erbaut und auch die ehernen Reliefs der Thüren, die Säulen, die auf ungeheuerlichen Thiergestalten ruhen, sowie die Fresken deuten auf uralte Zeit.

Architektonisch berühmt ist die Kapelle der Pelegrini; San Giorgio besitzt ein Meisterwerk des Paul Veronese; aber als die älteste Kirche wird uns S. Siro bezeichnet, wo sich noch heute eine Inschrift findet, daß hier die erste Messe in Verona gelesen ward. Wie die Sage geht, ward dieselbe mit Genehmigung des Königs Berengar aus den Steinen des antiken Theaters erbaut.

Ueber sie hinweg treten wir jetzt in jene Ruinen, die uns die alte Welt in Verona hinterließ, jene Welt, in der Catull und Plinius gelebt.

Vom Theater selbst, das auf dem linken Ufer der Etsch liegt, hart unter dem Felsenbau vom Castell San Pietro, sind nur noch wenige Reste übrig und es erscheint als ein verdienstvolles Werk, daß man schon im vorigen Jahrhundert begann, die ungeheuren Räumlichkeiten auszugraben und dem Auge der Gegenwart zu enthüllen. So gewannen wir wenigstens aus dem freigewordenen Bühnenraum und aus den Fragmenten der Sitze ein Bild, das durch die Landschaft selbst unterstützt wird; denn das Theater liegt gerade zwischen dem Strome und dem Felsen San Pietro, so daß der letztere gleichsam den Hintergrund der Scene bildet. — Wenn trotzdem hier der Eindruck ein unvollkommener ist, den nur Kenntniß oder Phantasie ergänzt, so wirkt der Anblick



HAUS DER JULIA.

Zum größeren Theil ward er aus dem röthlichen Marmor aufgeführt, den man in der Veroneserklaufe gewann und auf der Etsch stromabwärts brachte, so daß kein anderes Amphitheater an Kostbarkeit des Stoffes mit diesem vergleichbar ist. Rassei, der berühmte Geschichtschreiber der Stadt, widmet der Arena eine umfangreiche Untersuchung und führt uns mit kundiger Hand an allem Wandel vorüber, den dieses wunderfame Werk im Lauf der Jahre erfuhr. Aus seinen unerschöpflichen Massen wurden die Steine zum Bau der Stadtmauer genommen, als der Andrang der Barbaren Verona bedrohte; in den Kämpfen der städtischen Führer ward es zur Zwingburg, in der sich die Parteien verschanzten; Gottesgerichte und Todesstrafen wurden hier vollzogen, und öffentliche Dirnen bewohnten zur Miethe das öde Gemäuer. Aber allezeit lag doch etwas Finsteres, Geheimnißvolles über den unermesslichen Räumen mit ihren Kerkern für Panther und Sklaven, man fühlte sich noch immer in einem „Labyrinth“, wie man zu Pipin's Zeiten die Arena nannte, bis endlich die Einsicht siegte, daß es hier ein Wunderwerk der Antike zu erhalten galt. Somit ward es schon im sechzehnten Jahrhundert verboten, Steine aus der Arena wegzutragen; die Bewohner, die in den Bogengängen ihr Domicil hatten, wurden strenge überwacht und zuletzt erhob man sogar öffentliche Steuern, um die Besserung der Schäden zu erleichtern.

Bom Theater selbst, das auf dem linken Ufer der Etsch liegt, hart unter dem Felsenbau vom Castell San Pietro, sind nur noch wenige Reste übrig und es erscheint als ein verdienstvolles Werk, daß man schon im vorigen Jahrhundert begann, die ungeheuren Räumlichkeiten auszugraben und dem Auge der Gegenwart zu enthüllen. So gewannen wir wenigstens aus dem freigewordenen Bühnenraum und aus den Fragmenten der Sitze ein Bild, das durch die Landschaft selbst unterstützt wird; denn das Theater liegt gerade zwischen dem Strome und dem Felsen San Pietro, so daß der letztere gleichsam den Hintergrund der Scene bildet. — Wenn trotzdem hier der Eindruck ein unvollkommener ist, den nur Kenntniß oder Phantasie ergänzt, so wirkt der Anblick

Um sie zu erreichen, gehen wir über die Piazza Brà (jetzt Vittorio Emanuele), einen jener riesigen Plätze, neben deren weiter Fläche die umgebenden Gebäude fast niedrig schienen, wenn nicht dann und wann ein Thurm über das rothe Dachwerk ragte. Aber er verschwindet vor dem ungeheuren Koloss, den wir nun betreten, vor dieser Ruine cäsarischer Weltmacht.

Wer die Arena erbaut, ist bis zur Stunde unbekannt, und kein Stein ist bis jetzt gefunden, der uns Kunde von diesem Wunder brächte; nur Vermuthung ist es, wenn man den Bau in die Regierung Trajan's verlegt.

Nur auf diese Weise ward es möglich, daß uns die berühmte Stätte wenigstens im Ganzen erhalten blieb, wenn auch nur wenige der breiten Marmorsteine jetzt noch die alten sind, wenn auch die äußerste Mauer bis auf vier gewaltige Bogen zerbrochen ist. Blei und Eisen, welches ehemals die riesigen Quadern verband, ward freilich immer noch von räuberischer Hand hinweggetragen, und unter dem pochenden Hammer in jene Waffen verwandelt, mit denen neue Geschlechter sich befähigen.

Wie die Bauform der Amphitheater entstand, besagt schon der Name, und die alten Autoren fügen vielfache Erklärungen hinzu; man rückte lediglich das doppelte Halbbrunn zweier Theater zusammen, so daß ein einziger kreisrunder Raum entstand.

Fast alle bedeutenden Städte Italiens bauten solche Theater, anfangs aus Holz, aber später aus Stein und der Umfang derselben gestattet uns einen überraschenden Blick in die Bevölkerungszahlen jener Zeit und den Fremdenverkehr der Provinzen.

Nach der Messung Maffei's, der uns hier vor Allen als Führer dient, umfaßt die Arena Verona's vierhundertfünfzig Fuß in der Länge und dreihundertzweiundsechzig Fuß in der Breite, während die vierundvierzig Reihen, die sich terrassenförmig erhoben, über vierzigtausend Sitze begriffen. Dieselben waren durch Gänge abgetheilt, die radienförmig von dem Kampfplatz bis zu den obersten Gallerieen liefen, so daß sich das Volk, das durch sieben Thorbögen Einlaß fand, leicht über die ungeheuren Räume zerstreute.

Um Sonne und Regen abzuhalten, ward ein kolossales Zeltdach von Segeltuch über den Reichauern ausgespannt, und unter seinem Schutze saß nun die tausendköpfige Menge, athemlos dem Gebrüll des Panthers lauschend, der sich unter dem Fuß der Elephanten krümmte, athemlos dem Schwerte des Gladiators folgend, der seinem Gegner den letzten Stoß gibt. Habet, habet!

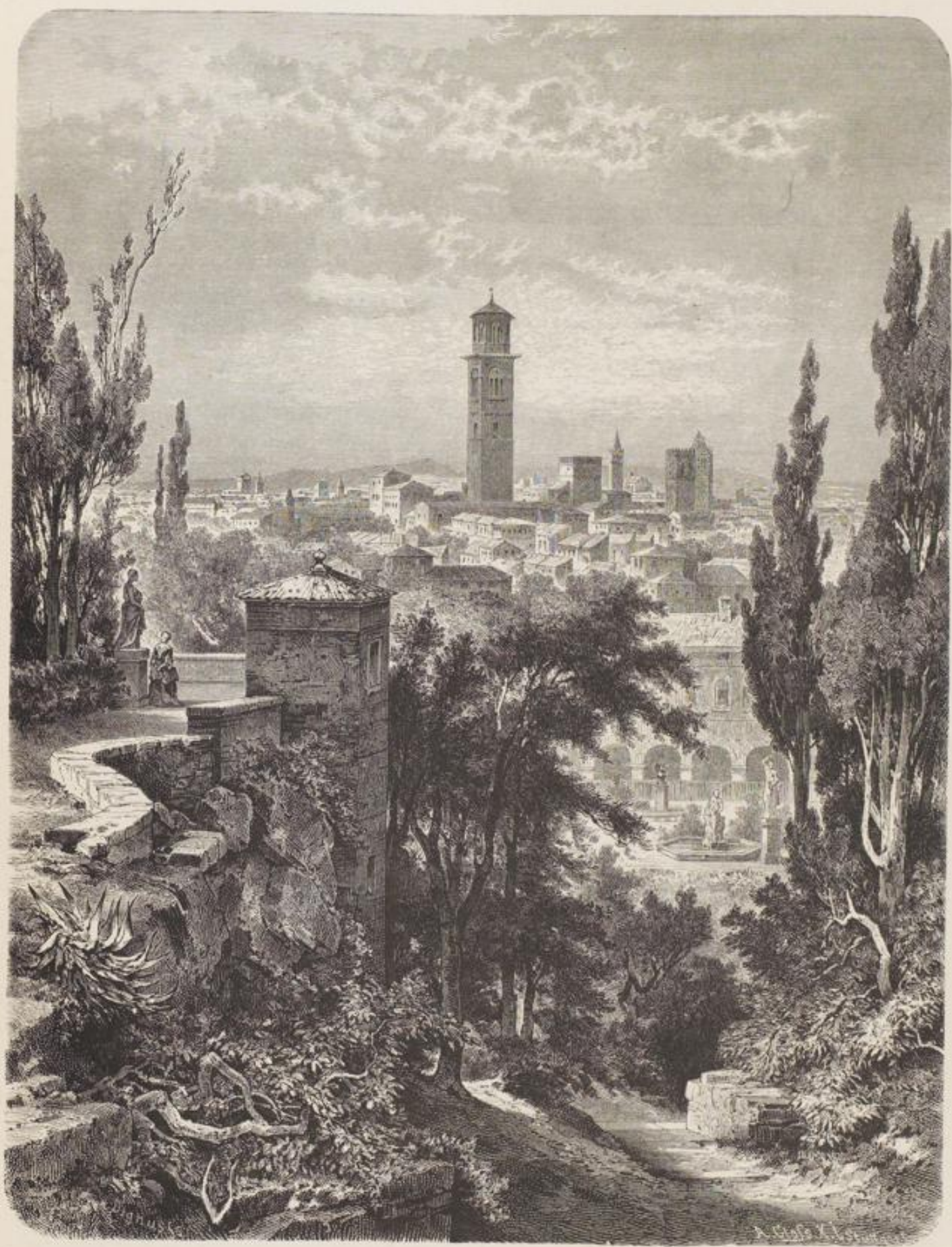
Welch fürchtbares Bild taucht auf vor unserer Seele, wenn hier die alten Erinnerungen lebendig werden, wenn wir im Geiste in jene blut- und luftberauschten Massen schauen, die einst auf diesen Marmorsteinen harrten, bald in brütender Spannung, bald mit brausendem Jubel das Spiel begleitend! Prätores und Aedilen, Männer in wallender Toga und Frauen mit goldenem Schmuck im Haar, und je höher, je dichter gedrängt der wilde Pöbel — zerrissen, ausgehungert, verwildert, aber unerfättlich im Blutdurst! Sie sind zusammengekauert, jeder selbst wie ein Raubthier, panem et circenses ist ihre drohende Losung.

Schon sind Hekatomben der edelsten Thiere gefallen, schon haben die Fechterschulen, wie sie in ganz Italien zur Kaiserzeit bestanden, ihre berühmtesten Helden auf den Kampfplatz gesandt, aber noch immer ist es des Mordens nicht genug; wie das Schlachtgeschrei eines stürmenden Heeres, wie das Evoc eines Bacchanals fliegt es durch die Reihen der Tausend und Tausende, bis der letzte herkulische Gegner zu Boden bricht.

Wir schauern zusammen, aber wenn wir gleichsam erwachen und nun in die Runde blicken, ist Alles stumm und leer, die Sitze verwaist und die Erde trocken vom Blut, und die Geschlechter, die hier jubelten, begraben unter dem Schutte eines Jahrtausends! Nur der einsame Handwerker, der seine Werkstatt unter den mächtigen Bogen aufschlug, hämmert mit emsiger Hand; nur wie ein Spielzeug, das kindische Hände dorthin gestellt, erscheint die farbige Bretterhütte, die in dem riesigen Raume steht und als Theater für kleine Pöbel dient. Kein Mensch, außer den Fremden, die neugierig um sich spähen, betritt in der Regel dieß ungeheure, todte Rund; nur die Sonne in ihrer ewigen Ruhe schreitet langsam hindurch, von Stufe zu Stufe gleitend, und wie ein riesiger Zeiger, der nicht Stunden, sondern Jahrtausende deutet, fällt ihr Schatten über dieß Grabmal römischer Weltmacht.

Wir aber scheiden von dieser Stätte, wo sich die Kraft des Menschengeschlechts zur sieberhaften Vergeudung emporgebäumt, wo unsere Erinnerung sich noch an der erloschenen Leidenschaft entzündet. Wie eine still verfühnende Macht wirkt dann der Zauber der Natur, wenn wir in ihren Schutz, in jenen wunderbaren Garten Verona's treten.

Es ist Giardino Giusti, von dem wir sprechen, das herrliche Wahrzeichen der Stadt, in dem sich Natur und Kunst seltsam vereinigt. Denn bald erhebt sich der Boden, welcher sich anfangs noch eben hinzieht, in leiser Steigung, bis er endlich zur schroffen Höhe emporwächst; hier stehen, von breiten Gängen durchschnitten und von dämmernden Seitenpfaden durchkreuzt, die ältesten Gipfel Verona's. Es sind mehr als zweihundert Cypressen, himmelhoch wie die Thürme der Stadt, und älter als die herrlichsten Paläste, dazwischen aber blüht wilder Lorbeer und zarte Myrthe, Oleander und Manth. Trümmereich überschattet stehen die nackten Marmorbilder im Dickicht,



PARTIE AUS GIARDINO GIUSTI IN VERONA.

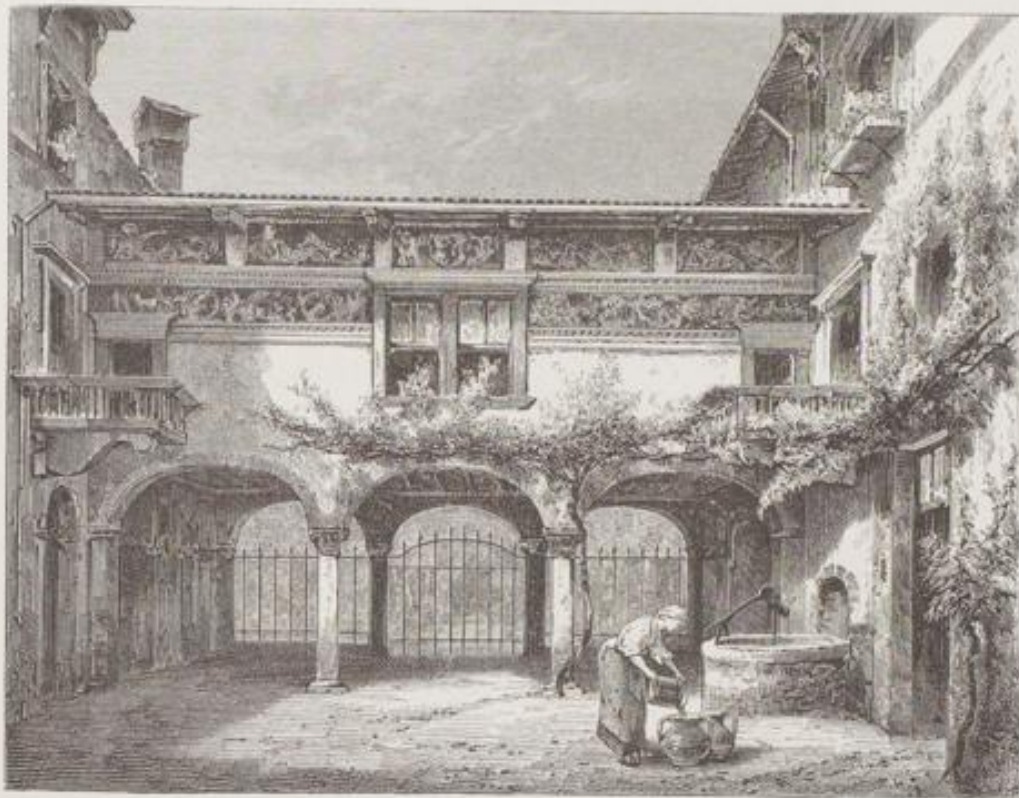
Stätte wenigstens im Wege  
 d, wenn auch die letzte Seite  
 die riesigen Caubern verhält, was  
 henden Ganner in jux Seite  
 came, und die alten Kisten  
 der Theater zäumen, so hat  
 stangs aus Holz, aber nicht  
 Alterungszahlen jener Zeit  
 r dient, umfagt die Kiste  
 in der Breite, während die  
 Die selben waren durch  
 en, so daß sich das Holz  
 von Segeltuch über die  
 demlos dem Gehüll des  
 des Gladiators folgte, der  
 die alten Erinnerungen  
 die einst auf diesen  
 gleitend! Peinlich und  
 höher, je höher geht  
 Sie sind prächtig, die  
 die Festschulen, wie in  
 mt, aber noch immer  
 Eroe eines Buchens  
 Boden bricht.  
 nun in die Kunde  
 chlechter, die hier  
 ne Verfall unter  
 die Hände dorthin  
 keine Fäden  
 gehewer, todt  
 und wie ein  
 auf römischer  
 benegleitet zu  
 ert entzündet. Sie  
 en wunderbaren  
 rächen der Stadt,  
 anfangs noch  
 breiten Gängen  
 sind mehr als  
 die, dazwischen  
 die naden



gestürzte Götter, die sich geflüchtet haben in dieses schöne Asyl, das sie mit ewigem Grün beschirmt. Achtzehn solcher Statuen sollen antik sein und dem Museo Molin entstammen; auch römische Inschriften finden sich in Menge, die an Felsen und Grotten in die Wand gelassen sind. Aus den zierlichen Beeten aber, die am Wege liegen, quillt ein Blumenflor in überströmender Fülle; jeder grüne Bogen ist von Rosenzweigen überwuchert, die uns festzuhalten scheinen, wenn wir lautlos eingetreten.

Das herrlichste Bild indessen, das der Giardino Giusti bietet, stellt sich auf der Terrasse dar (am Ende des Gartens), die wir mittelst einer Wendeltreppe erklimmen.

Da liegt ein weiter, unermesslicher Kreis vor uns, dessen letzte Ringe fast im Horizont verschwimmen, hier die duftige Kette des Apennin und im Norden die Alpen. Dann, schon näher herangerückt, dehnt die lombardische Ebene sich aus, die goldenen Felder, die im Abendhimmel glänzen, sind mit Mais bebaut; in langen Reihen, durch Rebengelände verknüpft, ziehen die Maulbeerbäume sich hin und die tiefen, dunkleren Streifen sind jene Gräben, die



HOF EINES HAUSES IN VERONA.

zur Bewässerung die ganze Ebene durchschneiden. Aus ihrer Fläche ragt die Kuppel von S. Andrea in Mantua hervor, wir schweifen über die euganäischen Hügel, die noch ihren alten klassischen Namen tragen, wo Petrarca's Asche ruht; aber je mehr der Blick aus der Ferne zur Nähe zurückkehrt, desto dichter wird der Kranz der Villen, bis zuletzt das Auge auf dem Mittelpunkt der Rundschau haftet, auf der Stadt zu unseren Füßen.

Hier zeigt sich das Eigenartige, das Individuelle in der Bauart Verona's am schönsten, man sieht, wie schon der Strom und die schützenden Felsen gleichsam die Marken abgegränzt, auf denen die uralte Stadt sich erheben sollte, wie dann der Bau derselben durch die Jahrhunderte emporwuchs unter der Hand der Römer, der Gothen, der Gibellinen, aus dem Geiste der Knechtschaft und dem Geiste der Freiheit! Hoch über die Dächer weg ragen die zierlichen Thürme, nicht nur diejenigen, mit denen die Kirche gen Himmel strebte, sondern auch die welche die Häupter mächtiger Familien sich aufgebaut zu einer Zeit, da jedes Haus eine Befestigung war. Viele von ihnen sind freilich zerfallen mit dem Zwang der Zeit, die sie erschaffen hatte, aber ihre Erinnerung ist uns schon in einem Gedichte des achten Jahrhunderts bewahrt, das achtundvierzig solcher Thürme nennt. Kaum ein anderer Ort in ganz Verona ist so dazu angethan, uns in geschichtliche Gedanken zu vertiefen, als eben der Giardino Giusti, dieser stille Hain, unter dessen Bäumen vielleicht schon Dante gewandelt, dessen Cypressen gleichsam über dem Grabe

einer tausendjährigen Vergangenheit emporsteigen, dessen Stille uns innerlich scheidet von dem Gewühl der Außenwelt, das sie uns zeigt.

Hier fühlen wir das alte Recht, aus dem das Wort „Verona la degna“ hervorging; hier sollte man zur Abendstunde weilen, wenn das ganze weite Häusermeer in glühendem Lichte schwimmt, wenn jede Woge der Etsch wie strömendes Gold ist, wenn in den Laubgehängen, wo es schon dämmt, die Nachtigallen sich regen. Kein rauher Schritt, kein fremdes Auge stört uns mehr, nur ein Liebespaar wallt langsam durch den dunkleren Seitengang, eng aneinander geschmiegt und mit sinnender Hand die Zweige streifend — Lorbeer und Myrthe! Verona war es ja, wo einst die tiefste Tragödie aller Liebe Beginn und Ende fand, wo Romeo und Julia sich liebten.

Freilich sind es nicht eben die äußeren Ueberreste, die uns mit Weihe daran gemahnen, aber was bedeuten sie neben dem unvergänglichen Eindruck, der sich seit Jahrhunderten an diese Stätte knüpft. Nicht das zerfallene



FONTANA DI FERRO BEI VERONA.

Haus ist's, das den Liebreiz jener Gestalten erst in uns wachruft, nicht der zertrümmerte Sarg, der uns dieß Sterben vor die Seele führt, das Alles steht ja längst vollendet vor uns da und verfolgt uns mit heimlichem Zauber, so oft wir an einem Palaste die langen Fensterreihen leuchten sehen. Diese Erinnerung gehört Verona der ganzen Stadt, nicht der verwitterten Gasse, in welche die Sage sie verbannt hat.

Das Haus, das man jetzt für den Palast der Capuletti ausgibt, steht in der Via S. Sebastiano; ein aus Stein gemetzter Gut, der über dem Thorweg sichtbar ist, soll als Beleg für die Vermuthung gelten. Aber der wüste Lärm, der aus dem Innern dringt und das Geräthe, das im Hofe wirt durch einander liegt, zeigt uns bald, daß wir vor einer osteria stehen, der wir gerne den Rücken kehren, und die selbst bei den Bewohnern verrufen ist. „La tomba di Giulietta“, der Sarg, der einst die Leichen beider Liebenden vereint, steht im ehemaligen Klosterhof der Franziskanerinnen, und ist aus rothem Granit gehauen, dessen Ränder vielfach zerbröckelt sind. Der Dedel, auf dem man einst die Namen las, ist schon seit Jahren verschwunden, denn lange Zeit diente ja der leere Sarkophag nur zum Wassertroge und fremde Hände mochten ungescheut sich eine Reliquie aus den Steinen brechen.



Jetzt ist die Wache schärfer, auch ein paar weisse Kränze hingen über den zerplitterten Rand, die heimliche Hände hier niedergelegt.

Als ich Verona zum erstenmale sah (vor 1866), war es noch in österreichischem Besitz, und wenn man sich auch nicht eben in einer Festung fühlte, weil der Aufbau der Stadt hierfür zu weit ist, so war das militärische Element doch überwiegend merkbar. Kroatische Regimenter hielten die Garnison und wer Abends über die Piazza Brà hin ging, der sah die weißberodten Soldaten in zahllosen Gruppen schlendern; vor den Café's saßen die schmucken Manenoffiziere beim Sorbetto, während die Musikkapelle ihres Regiments spielte — den Radekymarsch und die Kaiserhymne. Aber die Signora, die in schwarzer Seide und mit langem, schwarzem Schleier



CASTELL VON VILLAFRANCA.

vorüberging, wandte das Haupt zur Linken, ohne Gruß und Lächeln, denn „Verona la degna“ schmachtete in der Hand der Fremden.

Jetzt hat der Adler die Stadt aus seinen Fängen freigegeben, in denen er sie zwei Jahrtausende gefesselt hielt, der Adler der römischen Legionen und der deutschen Kaisermacht, der Adler, der sich im Wappen der Staliger über die Leiter schwang und jener doppelhäuptige, der bei Magenta und Solferino aus seinen Höhen sank.

Das Kaffeehaus, vor welchem einst die kaiserlichen Reiter zechten, heißt jetzt „Vittorio Emanuele“, und der Bürger, der vom vino della riviera selig nach Hause taumelt, ruft ungestraft „Evviva l'Italia!“

\* \* \*

Die Umgebung Verona's ist reich an Erinnerungen und an herrlicher Landschaft, wenn auch die letztere mehr durch große stilvolle Linien, als durch ihre Anmuth hervorrage.

Viele der Namen, die wir hier begegnen, sind freilich mit Blut in das Buch der Geschichte geschrieben, Custozza und Solferino, Novara und Montebello, und wer jemals diesen Weg mit Soldaten fuhr, der hat die düstere Macht empfunden, die diese Namen über die Gemüther haben.

Ich hab' sie gesehen jene verwitterten hochbeladenen Gestalten, wie sie sich um das Fenster drängten oder an die eiserne Galerie des Wagens, wie sie hinüberdeuteten auf das heiße Feld und dann auf die alten Narben ihrer Stirn. Glühend stach der Sonnenbrand und in glühender Sonne zogen sie damals bergan mit gefältem Bajonnet, in wirbelnden Staub gehüllt, dem Sterben entgegen. Wie viele Tausende ihrer Gefährten liegen dort in den Hügelgräbern, wie viele Tausende werden dort noch sinken, wenn es jemals wieder zum Kampf geht.



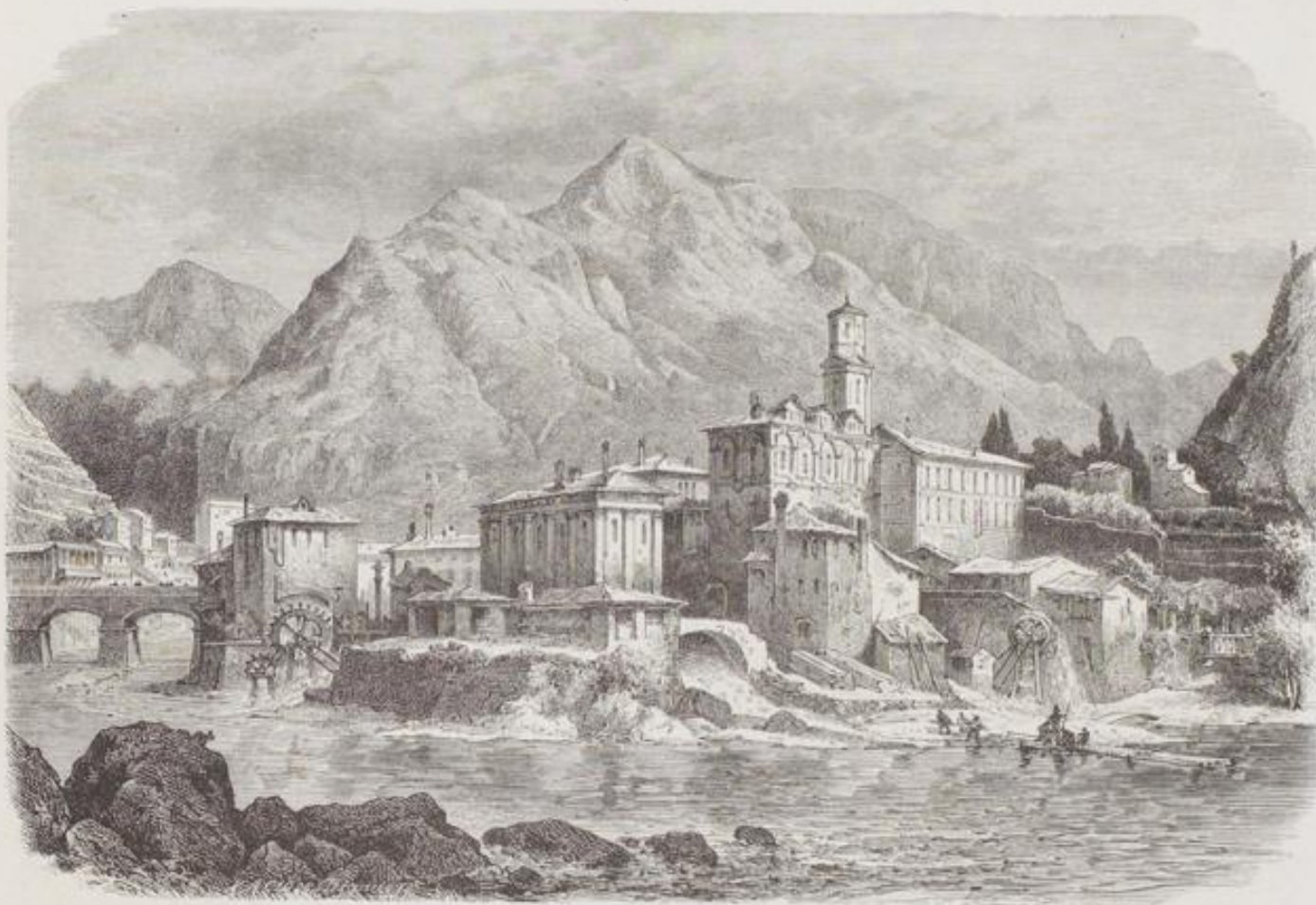
PONTE DEL BORGHETTO BEI VALLEGGIO.

Das stand in den funkelnden Augen und über den gefalteten Brauen jener müden Soldaten; spürend sahen sie in's Weite, als fühlten sie das wallende Blut, das damals im Herzen Europa's pochte und die nahen Wolken, die damals am Himmel standen. Es war kurz vor 1866.

Gegen Mantua hin liegt Villafranca, die kleine Stadt, wo am 11. Juli 1859 die beiden Kaiser zusammentrafen, um die Bedingungen des Friedens festzustellen, während vor Venedig schon die französische Flotte stand und das Festungsviereck sich rüstete, eine Belagerung zu bestehen mit allen ihren Schrecken. Weithin drang damals das bange Wetterleuchten jener Wolke, die sich über der lombardischen Ebene emporgeballt und das Erstaunen war fast unbegrenzt, als plötzlich der Friede vor Europa lag.

Seine Wiege sind die Mauern des alten Castells, das schon von ferne die Stadt überragt und einst von den Staligern gegen Mantua errichtet ward. Keck und scharf gezackt, wie ein echter Fallenhorst, greifen die Thürme empor in's Blau, der Boden (obwohl nicht selten felsig) ist doch von reichen Gräben und Kanälen durchschnitten, deren Alter oft zurückreicht bis in die Staufenzzeit, schon Arrigo d'Ebna, der mächtige Podestà, ließ eine solche „Fossa“ bauen, die bis Somma campagna führt.

Ueberhaupt war Villafranca (obgleich es seinen Namen dem freien Handel dankt) eines der meist befestigten Städtlein im Veronesergebiet; vor Allem aber berühmt durch die Muraglia, eine Festungsmauer, die sechs Kilometer weit bis nach Valeggio reichte. Auch sie ward von den Staligern im vierzehnten Jahrhundert erbaut und mit Zinnen, Thürmen und Thoren bewehrt, Borghetto aber ist berühmt durch die zerfallene Brücke, die hier den Mincio überschreitet. Gian Galeazzo Visconti errichtete sie, um dem Fürstenhaus der Gonzaga's zu trotzen und die Wasser des Mincio abzuleiten, durch welche Mantua geschützt wird; allein dieser Zweck blieb unerreicht, obwohl Galeazzo mehr als hunderttausend Zechinen darangelegt. Das ganze tiefe Thal, wodurch Borghetto und das Castell von Valeggio getrennt sind, ward überbrückt; die Länge des Baues maß (nach Persico) fünfhundert Meter, die Breite fünf und zwanzig-



VALTAGNA.

einhalb, und vierzehn mächtige Thürme gaben dem Weg ein drohendes Gepräge. Der Kampf, den diese Zinnen fast herauszufordern schienen, blieb ihnen nicht erspart; am heftigsten aber tobte auch hier der Streit zur Zeit Bonaparte's, nicht unter dem großen schweigsamen Soldatenkaiser, wie er es später ward, sondern unter jenem feurigen Jüngling, der als General der Republik über die Alpen stieg, der auf der Brücke von Arcole stand mit fliegender Fahne und fliegendem Haar!

Schon damals, wenn man das zerbröckelte Mauerwerk genauer prüfte, fand man Stücke, die ganz dieselbe Mischung zeigten, wie die römischen Bauten in Sirmio und in der Umgegend des Gardasee's; in dem tiefertiegenden Schutt der Dämme fand man Münzen von Consuln und Kaisern; kurzum, es bleibt kaum ein Zweifel, daß wir bereits auf den Trümmern einer uralten römischen Brücke stehen. Längst ehe Bonaparte seine Schaaren in die Schlacht geführt, klang hier das „Ave Caesar“ aus römischem Munde, dieß unheilvolle Wort, das die Umgebung Verona's mit Blut getränkt!



BASSANO.

## Von Verona in die Venezianischen Berge.

Der große Schienenweg, der jetzt von Trient nach Venedig führt, hat wie ein mächtiger Strom den ganzen Verkehr Venetiens an sich gerissen. Denn er allein besitzt jene magische Macht, die das heutige Geschlecht bezaubert, die Schnelligkeit — und deshalb besitzt er die Herrschaft; all' die Millionen eiliger Pilger und kostbarer Frachten, die von Deutschland nach Wälschland gehen, folgen seiner Bahn. Wie vergessen in tiefster Einsamkeit ist jetzt das Benedische Gebirge, mit seiner kühnen Beste von Covolo und seinen sangesreichen Flüssen Brenta und Cordevole, mit seiner trotzigen Cittadella, mit seinen duftigen Thälern Valstagna, Carpanè und Val Sugana. Wie vergessen liegt jetzt auf steilen Felsenhöhen jenes seltsame Eiland deutscher Sprache, das man mit dem Namen der Sette Comuni (d. h. der sieben Gemeinden) bezeichnet, uralte germanische Siedelungen, die wie eine Wacht des deutschen Reiches in Wälschland stehen. Früher, bevor noch die Schienen den Pfad gewiesen, kam wohl bisweilen ein emsiger Forscher in die einsamen Berggehöfte, und mit Entzücken lauschten ihre Bewohner dem verwandten Laut, den Grüßen, die das ferne Vaterland ihnen sandte. Jetzt aber ist es stille geworden auch hier, Väter und Söhne beugen sich dem fremden Wort und nur das alte Mütterlein singt noch bisweilen ein deutsches Lied an der Wiege der Enkel. Wer jetzt emporsteigt in die Felsendörfer der Sette Comuni, der tritt an das „Sterbebett der deutschen Sprache“.

Erst aber, eh' wir den seltsamen Steig betreten, wollen wir Rundschau halten über das denkwürdige Gebiet, das mit rauhem Striche Venetien vom Trentino scheidet.

Fast alle die Städte, die dort liegen, haben ein altergraues Gepräge und in ihrer Geschichte finden wir die Spuren jener vernichtenden Völkerzüge, die Hand des Attila und Alboin, des Odoaker und Theodorich.

„Vandalen, Markomannen, Sueven, Gothen,  
Auf, Attila! Auf, düst'rer Geiserich!  
Werft diese Stadt hinunter zu den Todten,  
Ihr Maß ist voll und ihr Gesirren erblich.“

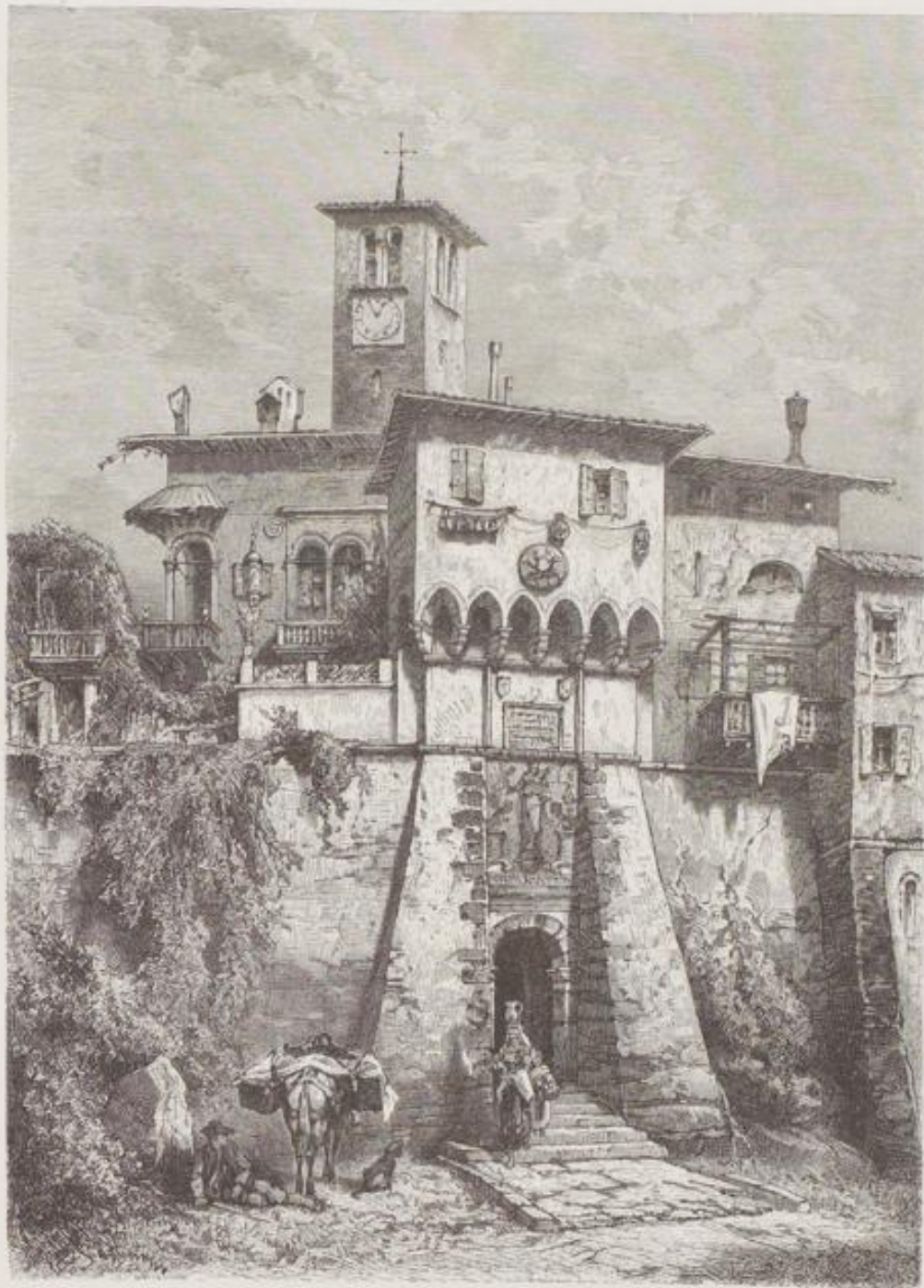
(S. Singg.)



ichen Berge.

hat wie ein mächtiger Strom in  
magische Nacht, die das heiligste  
haft; all' die Willen einer Sippe  
n, folgen seiner Fahn'. So nicht  
ihnen Zehe von Goro's und ihm  
stadella, mit seinen deligen Mä  
auf steilen Felsenhöhen jetzt schon  
der sieben Gemeinden bezieht  
alschland stehen. Früher, wie wir  
in die einmühen Berggipfel, als  
das ferne Vaterland ihm sein  
remden Wort und nur das in ihm  
jetzt emporeißt in die Felsen  
schon halten über das dachbühnig  
epräge und in ihrer Schöpfung  
wein, des Odoater und Später  
eben,  
ren,  
ch."

(1. Aug.)



PORTA RUSTERI IN FELTRE.

So wehrt es uns hier an, und dennoch stieg aus den Trümmern neues Leben auf.

Da ist Feltre mit seinen gethürmten Mauerzinnen, eng auf einen Hügel zusammen gedrängt, mit der alten Porta imperiale, die an die Römerzüge der deutschen Kaiser mahnt, mit seiner Casa Guarniere, die aus der schönsten Gothik emporwuchs und der kleinen byzantinischen Kirche, die drüben auf Miesna von den Kreuzfahrern errichtet ward.

Und fast ganz ähnlich ist Belluno gelegen, auf reizendem Hügel, auch wie versteckt in den Alpen mit seinem riesigen Steinthor und dem schlanken Glodenthurm; alt und würdig sieht sich der gothische Palazzo municipale an und der Palast der Bischöfe, der schon zu Zeiten Barbarossa's gegründet war; wie blühende Ranken schlingt sich die Sage überall um diese Mauern. Sie greift zurück über die Zeiten von Plinius und Ptolemäus und berichtet uns, wie einst ein wilder Eber das Bergland verheerte, bis ihn ein Krieger aus dem Stamme der Kelten erlegte; erst dann kam die Stadt zur ungetrübten Blüthe.

Viel stiller ist Bassano, am Ufer der Brenta gelegen, da wo der Fluß aus den Bergen in die Ebene bricht; Künste und Wissenschaft schmückten die kleine Stadt, in deren Mauern die Da Ponte's und in deren Landgebiet



AM CORDEVOLE.

Canova geboren ward. Mit der stolzen Pietät, die die Italiener für ihre Meister haben, sammelten die Bürger alle Schätze, die sie von jenen Künstlern erreichen konnten; jede flüchtige Skizze, jeder unvollendete Entwurf war ihnen heilig.

Und so haben denn fast alle die kleinen Städte der venezianischen Alpen, so rauh und einsam ihre Außenseite scheint, doch ihren tiefen innerlichen Reiz; sie sind wie Menschen, deren herbe Gestalt uns schroff entgegentritt und die uns erst langsam empfinden lassen, wie viel schöne Gedanken, wie viel schwere Erinnerungen in ihrer Seele ruhen. Aber das schönste von allen bleibt doch immer die Natur, die stolze Landschaft, die sich stumm in's Weite breitet, die uns ihre Wunder nicht sagt, sondern nur ahnend errathen läßt. Schlendernd folgen wir dem Lauf der dunklen Brenta und hören Tasso's Lied:

*Corre la Brenta al mar tacita e bruna.*

Wir stehen auf der Gränze in dem Gebiete, wo Trentino und Venetien sich berühren, aber wenn uns Bafstagna noch hell und offen entgegen lacht, verengt sich die Landschaft bald zum trozigen Bergpaß, sowie wir nach Primolano kommen. Zerfallene Reste einer Skafigerburg schauen hernieder und bald betreten wir jene furchtbare Felsenschlucht, wo einst die kleine dräuende Beste Covolo allmächtig war.

Der alte Heerweg, der von Deutschland nach Venedig führt, zieht hier vorüber; in tiefer Höhle liegt jenes Bollwerk vergraben. Adler und Geier horsteten da und lauerten auf die Beute, die vom Saumweg in die Tiefe stürzte, bis der Mensch sie verdrängte und selber seinen Horst hier baute, um des Feindes zu warten.

Schon 1004 finden wir Covolo zum erstenmale erwähnt, in jenem Engpaß hatte sich dann Arduin, der Herzog von Ivrea, mit seinen Kriegern verschanzt, um Kaiser Heinrich den Weg zu wehren, später wurden die



CITTADELLA.

Skaliger Herren der Stätte (wie eine in den Felsen gehauene Leiter zeigt), bis endlich die Carrara kamen. Aber auch ihnen sollte die Herrschaft nicht gedeihen, denn alle die mächtigen Geschlechter Italiens, deren Name das Mittelalter mit Waffentlärm erfüllt, warben um den kühnen herrlichen Adlerhorst, die Visconti's in Mailand und die Dogen Benedigs, ja selbst der Kaiser Max, der ihn im Jahre 1509 eroberte und dauernd mit Tyrol verband.

Dal Pozzo, der die Festung zu Ende des vorigen Jahrhunderts besuchte, gibt uns von ihr ein lebensvolles Bild. Nur mit Seilen, an deren Ende sich ein breiter Gürtel befindet und die durch ein Zahnrad empor gewunden werden, war damals der Eingang in das hochgelegene Gemäuer möglich; alle Wände sind mit dem Hammer aus den Felsen geschlagen, die Waffenkammer und die Casematten, die kleine Kapelle und der Kerker für die gefangenen Feinde. Tiefe finstere Corridore führen in's Innere der Höhle, wo zwei Felsenquellen sprudeln, die in steinerne Behälter gefaßt sind.

— In der Kapelle, dem Täufer geweiht, ist das heilige Sacrament verwahrt und wenn wir mit stiller Verehrung hinaus getreten, kommen wir an doppelte Thüren (die eine eisern, die andere von Eichenholz), hinter denen Pulver und Blei geborgen liegt. Flinten und Kartaugen, altes Feldgeschütz, das einst vor den Scharten stand, und Tausende von Granaten liegen hier aufgethürmt, im Winkel aber ein Chaos von zackigen Steinen, die auf die stürmenden Feinde geworfen werden. Die Zahl der Bertheidiger war stets nur klein, denn die Casematten faßten kaum einige Hundert Mann, bewohnbare Räume waren es damals sechzehn.

Zur Zeit, da die Venezianer Covolo beherrschten, war mit der Bertheidigung der Feste jenes kleine muthige Bergvölkchen betraut, von dem der Doge sprach: „I nostri fedelissimi Sette Comuni.“ Es war die deutsche Treue, der dieser Wahrspruch galt, denn die sieben Gemeinden, die hoch in den venedischen Bergen ihr Dasein fristen, sind aus uraltem deutschem Blut entsprossen, wenn auch das Wie ihres Daseins für alle Forscher noch heute ein Räthsel bleibt. —

Schon in den ältesten Zeiten, die uns eine Ueberlieferung zurückgelassen, sprach man von den „homines teutonici“, die die sieben Gemeinden im Vicentinergebirg bewohnten, und hielt sie für die Enkel jener blonden Cimbern, welche Marius bei Verona geschlagen. „Ich bin ein Cimbro“ hörte man noch bis in die letzten Jahrzehnte die Leute sagen, wenn man sie nach Stamm und Name frug.

Die sieben Gemeinden, die mit ihren weit zerstreuten Berggehöften etwa dreißigtausend Seelen umfassen und deren Mittelpunkt der Flecken Asiago geworden ist, bildeten schon frühe eine kleine tropfsteinerne Republik, die mehr unter dem Schutze als unter der Herrschaft Benedigs stand. Sie hatten ihre eigene auf alten Sonderrechten ruhende Verfassung, deren Sammlung bis in die Zeiten Ludwig des Baiern hinaufreicht, und auch den umliegenden Völker-



BERGFESTE COVOLO.



... Weiber haben, sammeln in  
... Stijze, jeder umdrehete  
... en, so rauh und eisen im  
... de Gehalt und ist empfangen  
... were Erinnerungen in ihrer  
... soft, die sich ihnen in's  
... dernd folgen wie dem Lauf der

... enen sich berühren, aber  
... zum tropfsteinerne Berg, kam  
... und bald treten wir zu

... hier vorüber; in tiefer  
... Beute, die vom Zaun der  
... m des Feindes zu wehren.

... Engpaß hatte sich dem  
... n Weg zu wehren, hinter



schaften galten sie stets als etwas Sonderliches, Fremdes, Geheimnisvolles. Da der Name für den Hauptort der sieben Comuni im eigenen Dialekte „Eleghe“ heißt, so nannte man die Bewohner jenes ganzen Gebietes Elegher oder mit italienischer Wendung Slaperi; daß sich in dieses Wort ein herber ironischer Beifang einschlich, war kaum zu vermeiden. Es war der uralte Gegensatz zwischen deutschem und wälschem Geist, aber mit unbeuglicher Treue hielt das kleine Volk an diesem deutschen Geiste fest, so stürmisch auch die Lodung des Südens an seine Felsen



BEI PRIMOLANO IM SUGANA-THAL.

pochte. Vor allen waren es die Frauen, die den Schatz der alten Ueberlieferung am treuesten bewahrten, auch Kirche und Schule wirkte lange Zeit in diesem Sinne. Es durfte auf der Kanzel der sieben Gemeinden nur deutsch gesprochen werden, und wenn die Heimat keine Priester bot, so kamen sie von Schlessien und vom Rhein, ja fast bei den meisten steht im Kirchenbuch der Beisatz „l'Alemagna“. Bald aber schlug die Kurie andere Wege ein, denn so oft die Gemeinden um einen deutschen „Pfaffen“ baten (das Wort wird dort noch im alten guten Sinne gebraucht), sandten die Herren vom Domcapitel einen Wälschen, der es den Kindern verbot, ihre Muttersprache zu reden, ja es kam bald so weit, daß man die Absolution verweigerte, wenn Einer zur deutschen Beichte kam.



So fanden denn freilich die Forscher, die etwa vor dreißig Jahren in die Sette Comuni kamen, nur noch verstreute, nur verlorene Laute der alten kräftigen Sprache; aus lergen Fragmenten, nicht aus der vollen gültigen Wirklichkeit schöpften sie ihr Bild.

Im Uebrigen stammt die Forschung über die Eigenart des wunderbaren Ländchens und noch mehr über die Herkunft seiner Bewohner nicht erst von heute. Schon Leibniz wies mit Erstaunen auf diese seltsamen Sprachinseln hin und der König von Dänemark, welcher 1709 Italien besuchte, stieg selber hinauf in die sieben Gemeinden, um ihr Wort zu hören und zu ergründen. So meinten denn damals Viele (aus Höflichkeit), es könnten die Bewohner wohl gar uralte Dänen sein, andere leiten ihr Dasein von den Hunnen oder den Longobarden ab und glauben bald, daß



HUETTE IM BRENTA-THAL.

ihr Dialekt sich den Alemannen, bald daß er sich dem Niederdeutschen nähere. Doch da wir den Streit nicht schlichten können, so wollen wir ihn nicht beginnen, nur so viel sehen wir klar, daß es Germanen sind, die uns hier grüßen mit blauen Augen und goldigem Gelod. —

Das freilich ist das einzige, was noch auf den alten Ursprung deutet und wenn wieder Jahrzehnte verfließen sind, dann ist vielleicht auch diese Spur verklungen. —

Es ward mir wunderbar zu Muthe, als ich so langsam empor stieg in die sieben kleinen Gemeinden, in diese tiefe tannengrüne Einsamkeit. Mir fiel das Märchen von den sieben Zwergen ein, die im einsamen Walde einen gläsernen Sarg behüten, darin eine holde Maid mit geschlossenen Lippen schläft; den ganzen Tag gehen sie ihrer Arbeit nach und nur in stiller Abendstunde lauschen sie oft, ob sich die Wimper nicht regt, und die Lippen nicht athmen wie ehedem. Aber Alles ist todt und entschlafen, und dieß Schneewittchen — ist die deutsche Sprache.



VILLA GIUSTINIANI IN PADUA.

## Von Verona zur Adria.



Wenn man von Verona nach Venedig fährt, so erheben sich in der Mitte des Weges die Verischen Hügel und zu ihren Füßen liegt eine Stadt knapp und gedrungen in ihrem äußeren Bau und doch in ihrem Innern reich an der herrlichsten Kunst. Das ist Vicenza, „die Stadt des Palladio“. Auch sie besaß ihren Meister, dessen Stolz es war, mit seinem Besten die Heimat zu schmücken, und um feinetwillen tritt denn auch manch' freundlicher Gast in ihre Mauern.

Palladio, der 1518 in Vicenza geboren wurde, war anfänglich Bildhauer, bis er in Rom von der Macht der antiken Architektur überwältigt und so der Baukunst gewonnen ward. Unter den Plänen, die für den Ausbau der Peterskirche bestimmt waren, findet sich noch der seinige; erst als die Verwerfung desselben entschieden war, kam er zurück in seine Heimat und die Säulenreihen, die er dort erschuf, wurden mustergültig für Europa.

Auch im Bau von Vicenza finden wir noch deutlich die Spuren der antiken Zeit; aber auf dem riesigen Platz, der einst das alte Forum bildete, steht jetzt das Rathhaus und die berühmte „Basilika“, der Präsekturpalast und die Loggia del Delegato. Und das marmorne Standbild Palladio's sagt uns, wer der Schöpfer dieser Schönheit war.

Wenn man heutzutage das Wort „Basilika“ gebraucht, so denken wohl die Meisten an einen kirchlichen Prachtbau, doch das ist nicht die älteste Bedeutung des Wortes. Denn jede oblonge Halle, die dem öffentlichen Verkehr einst diente, trug diesen Namen; die griechischen Philosophen und die römischen Richter versammelten sich in solchen Räumen, längst ehe die Kirche für ihre Andacht denselben Raum erwählte.

In diesem ältesten Sinne ist auch die Basilika des Palladio gedacht; es ist der eigentliche Palast der Stadt, der Mittelpunkt ihres öffentlichen Lebens, der Höhepunkt ihres bürgerlichen Stolzes. Diesen Gedanken mußten die weitgeöffneten doppelten Säulenhallen vor Allem zum Ausdruck bringen und in der glänzenden Erfüllung dieser Aufgabe liegt hier die Meisterschaft. Vicenza ist nur eine kleine Stadt, die keine vierzigtausend Bewohner zählt, aber wie mächtig tritt das Bewußtsein eigener Kraft und das Gefühl der Freiheit uns hier entgegen, die man wohl manchmal besiegen, aber niemals beugen kann.

Der gleiche Eindruck beherrscht uns, wenn wir das Museo Civico betreten (in dessen Sammlungen sich viele Curiosa finden), oder das Olympische Theater, das in ist, wird durch Oberlicht erleuchtet; doch leider haben die Kugeln der italienischen Kriege nicht wenig davon zerstört. — Aber sie trafen nicht bloß in die Rotonda, sie trafen in's Herz der Stadt; das stolze Vicenza, das ehemals der Gegner Venedigs und der Visconti war, ist heute nur noch ein stilles Kind der Provinz und wenn wir jetzt in seiner Geschichte blättern, so finden wir mehr Leiden als Thaten. Nur die alte Erinnerung lebt und in ihrem Geiste möge das junge Geschlecht gedeihen.



SEMINARIO VECCHIO IN VICENZA.

der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts gestiftet ward, um die antike Bühne zu versinnlichen. Aber selbst über den Bannkreis der Stadt hinaus reicht jener künstlerische Geist, wenn wir z. B. an die Villa „La Rotonda“ denken, von welcher Goethe in seiner italienischen Reise meint, daß „die Baukunst ihren Luxus niemals höher getrieben“. Denn nicht zu ständigem Aufenthalt, sondern nur zu vorübergehendem Besuche ist der herrliche Bau errichtet, und nicht in den Innenräumen, sondern in der äußeren Architektur, die sich von allen Seiten mit der Pracht eines Tempels darstellt, liegt hier der Schwerpunkt.

Der große Saal, der durch eine Kuppel überwölbt

Wir stehen vor Padua, in einer Stadt, über deren enges Gewinkel riesige Kuppeln und Thürme schauen. Dann aber kommen wir aus den verwahrlosten Gassen auf große, menschenleere Plätze und in weitgebaute Straßen, welche die spätere Zeit dem alten Gemäuer hinzugefügt; aber auch sie verlieren sich bald in öde Gärten und endlich ist es völlig still rundum. Ein Priester im breiten Hut, der belehrend zu einigen Kindern spricht; Verkäufer, die mit hallender Stimme dahingehen, und der Handwerksmann, der unter der offenen Thüre sein Gewerbe treibt, das waren die ersten Gestalten, die uns in's Auge fielen. Nicht selten dient statt der Thüre nur ein zerrissener Vorhang, durch dessen Falten wir in das Treiben der Stube blicken, ein Zeisig, der von der Decke herniederhängt, singt zwitschernd seine Weise; an der Mauerecke stehen noch die Demonstrationen von 1866: „Vogliamo Vittorio Emanuele, Vogliamo

Adria.

ch in der Mitte des Berges ...  
 edungen in ihrem äußeren ...  
 Vicenza, die Stadt des ...  
 Besen die Heimat zu ...  
 e Mauern.  
 : anfänglich Bildhauer, ...  
 onnen ward. Unter den ...  
 erst als die Bevölkerung ...  
 erschuf, wurden ...



PIAZZA DEI SIGNORI IN VICENZA.

"Italia una" etc. Und wieder ziehen wir weiter, lange lange an dunklen Häuserreihen dahin, die dicht am Wasser stehen und durch alterthümliche Brücken verbunden sind, denn die ganze Stadt, die ehemals Festung war, ist von Kanälen der Brenta durchkreuzt und zeigt noch vielfach die Spuren antiker Entstehung. Ja wahrhaftig, es ist das Alter, das uns

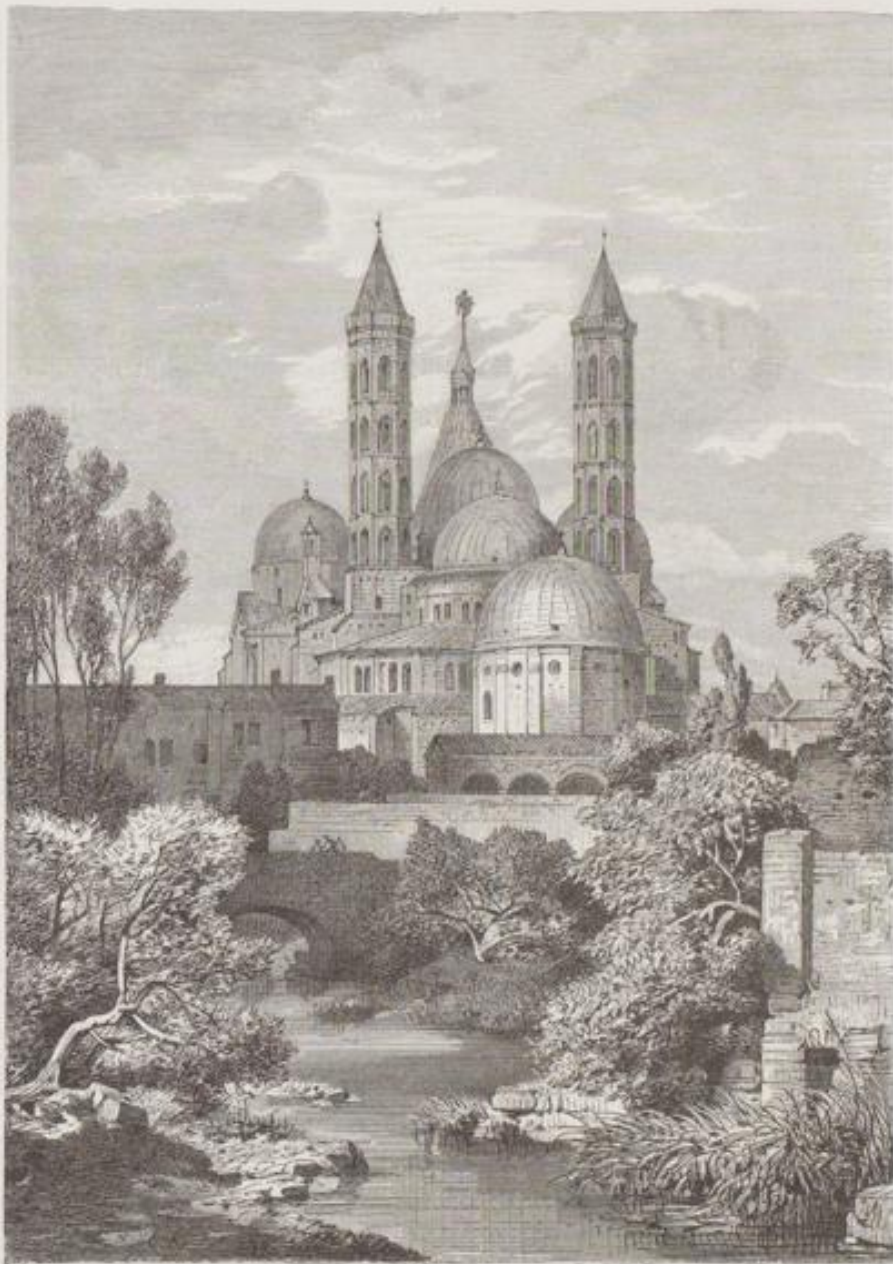
hier vor Allem in die Sinne fällt und uns im Schwanken läßt, ob wir Ehrfurcht gegen seine Würde, oder Widerstreben gegen seine Zerfallenheit empfinden sollen.

So kommen wir endlich nach weiter Wanderung auf die Piazza dei Signori, wo die Loggia di Consiglio steht, und wo die Vergangenheit uns doch mit allem Stolze entgegentritt. Hier wollen wir innehalten und des Ruhmes gedenken, der sich an diese Mauern knüpft, die Antenor gegründet, die Livius seine Heimat nannte, die schon zur Römerzeit (wie Strabo berichtet) ein Heer von zweihunderttausend Mann entsendeten. Man soll sich nicht wundern, wenn man bei den italienischen Städten immer wieder, fast ohne es zu wollen, in die alte Geschichte zurückgreift, denn das Geheimniß ihres Reizes bleibt eben doch das Gefühl, daß diese Städte schon in die frühesten Thaten und Leiden unseres Geschlechtes verwebt sind, daß fast keine große Epoche in der Culturgeschichte der Menschheit vorüberging, die nicht hier ihren Schauplatz und ihre Helden fand. Und so leichtlebzig die Italiener sind, von diesem Gefühle historischen Zusammenhangs sind sie doch Alle durchdrungen und erhoben, die Pietät und der Cultus vergangener Größe ist ein edler Charakterzug des heutigen Italiens. Wie stolz ist Mantua auf seinen Virgil, Verona auf Catull und Padua auf seinen Livius!

Von dem Fluche freilich, der auf der ganzen Geschichte Italiens im Mittelalter ruht, war auch Padua nicht frei, Städtekrieg und Herrenzwist verwüstete sein Gebiet, durch den Verrath ward Macht gewonnen und verloren, denn seine Fürsten übten die Politik des Machiavell, längst ehe Machiavell den „Fürsten“ geschrieben.

Und doch gehörte Padua nicht ihnen allein, sondern es gab noch einen andern Gebieter hier, der den tönenden Titel führt „Il Santo“ und dessen Name fast unzertrennlich von dem der Stadt geworden ist. Der kolossale Tempel, der seiner Verehrung dient, ist das Wahrzeichen Padua's; Straßen, Plätze und Schulen sind nach ihm benannt; auf allen Lippen lebt der hl. Antonius.

So haben wir denn vor unseren Augen die drei großen Faktoren, die in dem Bau fast aller Städte zur Geltung kommen; in den prächtigen Palästen ruht die streitbare Gewalt der alten Republiken, in den Tempeln, die mit Kunst und Schätzen aller Art erfüllt sind, hat sich frühe der prunkhafte Geist der Kirche verkörpert, und in dem dichten schwarzen Häusergewirr, das zusammengedrängt und eingeengt ist durch die expansive Kraft dieser beiden Mächte, in den kümmerlichen Gassen, an den Kanälen der Brenta entlang drängt sich das Volk, die müde sorgenbeschwerte Masse, die jahrhundertlang in dumpfem Druke hinlebt, bis mit einemmale auch sie zur Macht wird und



SAN ANTONIO IN PADUA.

zeigt, daß sie furchtbarer ist als alle anderen Mächte. Fast alle italienischen Städte, und Padua nicht am letzten, haben dieß in blutiger Zeit erfahren.

Unter den Palästen, die dem öffentlichen Leben der Republik gehörten, ist der Palazzo della Ragione bemerkenswerth, der etwa zur Zeit des lombardischen Städtebundes erbaut ward und einen wunderbaren Saal mit getäfelter Decke hat, den man noch heute für den größten Europa's hält. Seine kolossalen Dimensionen lassen sich schon daraus erkennen, daß die Malereien allein mehr als dreihundert selbstständige Motive bieten; die Bodenfläche wird auf 16,500 Quadratfuß berechnet. Fast man den Inhalt dieses ungeheuren Raumes zusammen, so bietet zwar der Palast viel Seltsames (wie das „trojanische Riesenpferd, ägyptische Statuen und mittelmäßige Bilder“), aber der eigentliche Glanzpunkt bleibt doch stets in der äußeren architektonischen Erscheinung.

Allein selbst in dieser Beziehung ist ihm die Loggia di Consiglio mit ihren herrlichen Säulenhallen noch weit überlegen und nicht minder der Palazzo Giustiniani, der uns ganz auf klassische Namen führt. Denn sein Erbauer war Falconetto und seine Eigenthümer waren die Cornaro's, die durch die Oberhoheit Venedigs, der sich Padua seit 1405 ergeben hatte, hiehergekommen waren. Schon der Hof des Giustiniani ist reizend, aber mehr noch der Garten, in dessen holder Bildniß eine einsame Villa steht.

Nun sind wir nahe am „Santo“, an der berühmten Kirche des hl. Antonius. Der überraschende Eindruck, den dieser Kolossalstil macht, liegt freilich mehr in den ungeheuren Massen, als in der Kunst, womit dieselben durchgebildet sind; denn die sieben Kuppeln, die Quer- und Längenschiff überwölben, wirken eher erdrückend als erhebend.

Noch zu Rosse steht uns das herrliche Erzbild gegenüber, welches die Venezianer ihrem Helden Gattamelata errichtet haben, ein Meisterwerk Donatello's. Dann aber treten wir durch das große Hauptportal in's Innere, wo uns ganz das gedämpfte Licht umfließt, in dessen Schuß verschleierte Gestalten beten, das von den ehernen Reliefs die Härte und von den Bildern jede grelle Farbe tilgt. Unermeßlich dehnt sich vor unserem Blick das Längenschiff in's Weite; enggeschlossen und gedrängt sehen die Seitenkapellen sich an, als könnten sie die Fülle ihrer Kostbarkeit kaum tragen. Am reichsten von ihnen ist natürlich die Capella del Santo selbst, wo in geweihtem Schrein die Gebeine des Heiligen verwahrt und in Marmorreliefs die Wunder erzählt sind, die Antonio gewirkt. Schwere silberne Leuchter und hängende Ampeln, in denen das ewige Licht brennt, vergoldetes Stuckwerk und in den Nischen heilige Statuen, das Alles vereint sich zu einem fürstlichen Ausdruck religiöser Pracht.

Diese waltet indessen auch in den übrigen Theilen der Kirche, wenn wir z. B. in die Capella S. Felice treten oder in das Presbyterium mit seinen herrlichen Erzarbeiten von Riccio und Donatello. Die Capella San Giorgio, die zum Santo gehört, aber räumlich von ihm getrennt ist, ward in ihrem künstlerischen Werthe erst 1837 entdeckt, indem Ernst Förster, der berühmte Forscher Italiens, ihre Malereien aus dem Staube zog.

Unter den übrigen Kirchen Padua's ragen der Dom, Eremitani und Carmine hervor, für die Kunst aber ist ohne Zweifel die Madonna dell' Arena am wichtigsten. Der seltsame Name rührt daher, daß sie an die verschwundenen Reste eines römischen Amphitheaters angebaut wurde; ihr Werth liegt in den kostbaren Fresken des Giotto, die fast den gesammten oblongen Raum erfüllen.

Zum Ruhme, den die Waffen Padua's besaßen, kam schon in früher Zeit der Ruhm der Wissenschaft. Die hohe Schule, die von dem Kaiser Friedrich 1222 gestiftet ist, versammelte die lernbegierige Jugend aus allen Ländern Europa's. Noch jetzt sind wir erstaunt, wenn wir den herrlichen Hof mit seinen Säulenhallen betreten, wenn wir stille stehen vor den röthlichen Marmorchilden, die das Wappen edler Geschlechter tragen, ja wenn uns unter den Statuen des Hauses sogar ein Frauenbild begegnet. Es ist Lucrezia Cornaro Piscopia, die im Jahre 1684 starb und in Padua die akademischen Würden erhielt; nicht der geringste unter den ruhmgekrönten Namen, die uns Padua geschenkt. Aber ein Livius kam niemals wieder.



nischen Städte, und Palast sind zu  
gehört, ist der Palazzo della  
sunt ward und einen wunderbaren  
ist. Seine kolossalen Tümpel sind  
selbständige Werke; die Höhe  
es ungeheuren Raumes plündern, in  
sche Statuen und mittelaltliche Bild  
en Erscheinung.  
mit ihren herrlichen Säulenhallen  
f kostliche Namen führt. Dem  
ch die Oberhoheit Venetias, der in  
Giustiniani ist reich, aber nicht  
ist. Antonius. Der übertriebene  
n, als in der Kunst, wenn höchste  
wollen, wickeln eher ertrinken als  
es die Venezianer ihren hohen  
sch das große Hauptportal in's Innere  
schalten beten, das von den Säulen  
ehnt sich vor unserm Blick des  
als könnten sie die Höhe ihrer  
Santo selbst, wo in geschichtlichen  
gült sind, die Antonio geschicht  
t, vergoldetes Stuckwerk und in de  
figürlicher Pracht.  
wenn wir z. B. in der Capella S. M  
Nicola und Donato. Die Capella  
erd in ihrem künstlerischen Reich  
ereien aus dem Staube zu  
und Garmine setzen, sie in der  
same Name rührt daher, daß in  
e Herrsch liegt in der letzten Zeit  
e früher Zeit der Kunst der Skulptur  
ummete die leuchtendste Kunst  
ischen Hof mit seinen Säulenhallen  
pen oder Geschlechter tragen, in  
tezia Giovanni Pisano, der in der  
e unter den ruhmgekrönten Namen







RIVA DEGLI SCHIAVONI.

## Venedig.

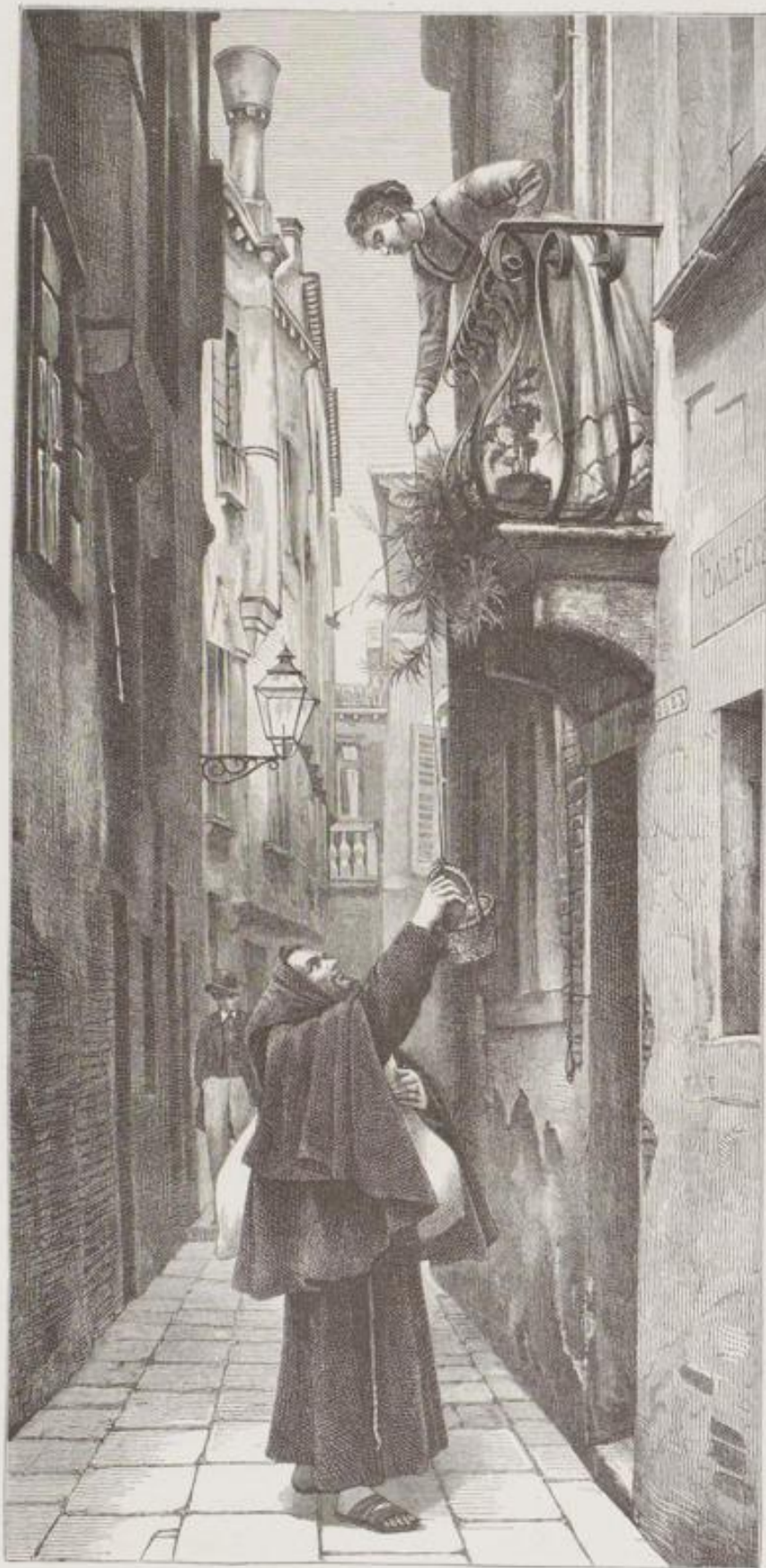


itternacht ist vorüber. Durch die engen Kanäle streicht eine Barke, wie ein schwarzer Schatten erscheint die Gestalt des Gondoliers, wie ein Grabeslaut tönt der Ruf *gia è, gia è*, so oft die Gondel um die Ecke schießt.

Boll stand der Mond am Himmel, aber er reichte nicht in diese schmalen feuchten Gassen, nur wenige flimmernde Sterne blinken zwischen den thurm hohen Häusern, nur ab und zu glimmt noch ein spätes Licht an den vergitterten Fenstern. Horch, wer ist dort? — Hinter der halbgeöffneten Thüre, die fast an den Spiegel des Wassers reicht, späht ein Mädchen hervor und huscht zurück, denn das ist nicht die Gondel, die sie erwartet. Dort auf den steinernen Stufen, die von der Pforte zum Wasser führen, liegen einsame Schläfer; nur manchmal noch streift eine Barke an uns vorbei, so dicht, daß sich die Flanken beinahe berühren; mit geheimnißvollen Zeichen grüßen die Schiffer und mit wachsamem Augen schauen wir die verummumten Gestalten an, die dort in den Kissen lehnen. Dann ist es wieder stille, nur das Wasser hört man, das am Kiel vorüberrauscht, nur den Ruderschlag, bis auch dieser manchmal inne hält.

Wir horchen auf und nun dringen wunderbare Laute an unser Ohr; weit drüben über dem Lido rauscht das Meer, in das der Doge einst den goldenen Ring zum Zeichen seiner Vermählung warf, es ist die Zeit der Fluth, die langsam über die Lagunen steigt, bis hinein in den Canal Grande, wo die Paläste der alten stolzen Geschlechter stehen.

Alles schweigt, das Meer nur athmet,  
Und mit tiefem Klage laut  
Pocht an der Paläste Pforten  
Die verwaiste Dogenbraut.



BETTELMOENCH IN VENEDIG.

aber nur dann und wann glitt ein Lichtstrahl aus dem nahen Fenster über ihre Gestalt. Welche wunderbaren Blicke, so schön und edel, wie das Antlitz einer Madonna, und doch noch ganz übergossen von dem ersten ahnungslosen Zauber der Kinderseele. Dichter zog sie den Mantel an sich und enger schmiegte sie sich an den Gatten, die großen glänzenden Augen machten schüchtern die Kunde.

„Warum ist Alles hier so schwarz,“ frug sie mit halbblauer Stimme, „die Mauern und die Gondeln und

Wahrhaftig, das ist es, was wir zu hören glauben, wir fühlen die bannende Macht des Meeres, aber wir sehen es nicht, wir sind gefangen in einem Labyrinth enger Wasserstraßen, die sich endlos kreuzen und verwirren, wir wissen nimmermehr wohin.

So etwa prägt sich der erste Eindruck aus, den wir empfangen, wenn wir zur Nacht mit dem Schnellzug von Mestre kommen und von der Station in die Stadt fahren. Kein Pferd, kein Wagen ist ringsum sichtbar, nur das dunkle Gewühl der Gondeln, die sich mit schlangenartiger Behendigkeit auseinanderwirren; aller feste Boden schwindet unter den Füßen, nur die finstere schmieghame Fluth ist da, aus der die verwitterten Häuser senkrecht emporsteigen. Der trübe dunkelfarbige Ton, den sie sogar am hellen Tage zeigen, steigert sich Nachts zur finstesten Oede und die lange verworrene Fahrt hat wirklich etwas stygisch Bekommenes. Denn die Enttäuschung macht stumm.

Wir fuhren in der Barke der „Luna“, wo wir Wohnung nehmen wollten, und das Bild jenes dunklen Weges bleibt mir in unvergeßlicher Erinnerung. Wir waren seltsam gemischt; ein deutscher Professor mit langem, vernünftigem Gesicht und eine schwere alte Dame, die aus der italienischen Provinz kam, dazu ein junges Ehepaar, das wohl auf seiner Hochzeitsreise war. Im Anfang ging das Geplauder ganz vergnüglich, aber je länger die Minuten und je enger die Gassen wurden, um so mehr ward der Druck des Unbehagens fühlbar. Unverwandt sah ich der jungen holden Frau in's Angesicht, um das die goldenen Locken fielen,

die Fluth; sieh nur die langen Koffer an, dort unter dem Tuche, sie sehen wahrhaftig aus als wären es Särge.“  
 — Lächelnd beruhigte sie der Gemahl und löste die kleine weiße Hand, mit der sie ihn faßte; man sah es, wie ihre Finger sich unruhig bewegten. Und von Neuem spähte sie rings umher an den Mauern empor und in die Fluth hinab. „Nicht wahr, Fiesko und der Mohr, die waren in Genua; aber es gibt doch auch einen Mohren von Venedig, — und der Bravo, der mit dem Dolch hinter der Thüre steht!“ Der Professor lächelte grinsend; „ich glaube gar, Du fürchtest Dich,“ sprach der Gatte mit froher Ruhe. „Aber Maria!“

Auch der wälschen Matrone aus der Provinz begann es zu grauen, denn Furcht steckt an; sie rollte bedenklich die schwarzen Augen, es wäre doch fast besser, wenn jetzt ihr Mann, den sie sonst so gern entbehrte, zur Stelle gewesen wäre. Und indem sie das letzte Wort erhaschte, sprach sie mit leisem Nicken des Kopfes nach: „Ave Maria.“

Endlich ward die Umgebung freier und leichter, ein voller Lichtstrahl floß uns aus der Thüre entgegen, die Barke hielt vor Albergo di Luna. Mit der kräftigen Gast, wie sie dem italienischen facchino eigen ist, wurden die „Särge“ ausgeladen, wir stiegen die schönen Treppen empor, die mit grünen Topfgewächsen geschmückt sind,



SAN PIETRO IN CASTELLO.

ohne daß der Bravo hinter der Thüre stand, kurz es war Alles wieder gut; selbst die Matrone war froh, daß ihr Gatte doch nicht dabei war. „Felice notte“ rief sie dem jungen Paare lächelnd nach. — — —

In vollen Strömen floß Maiensonne hernieder, als wir am folgenden Tag den Markusplatz betraten. Wer hätte ihn nie empfunden, den Zauber dieser Sonnenstrahlen, die zugleich den Frühling und den Morgen athmen, jenes Licht, das uns mit wackender Gewalt in's Innerste der Seele dringt.

Nun war der schwarze Schleier gelüftet, der gestern über Venedig lag, nun blaute das Meer und die alten grauen Quadern, aus denen die Paläste gefügt sind, glänzten so markig, die zierlichen durchbrochenen Facaden glitzerten und blinkten, sie lebt noch, die todte schweigame Dogenstadt. Mit vollen Händen schüttet sie ihre Schätze vor uns aus, mit staunenden Augen messen wir die herrliche Gestalt, San Marco aber steht in ihrem Herzen.

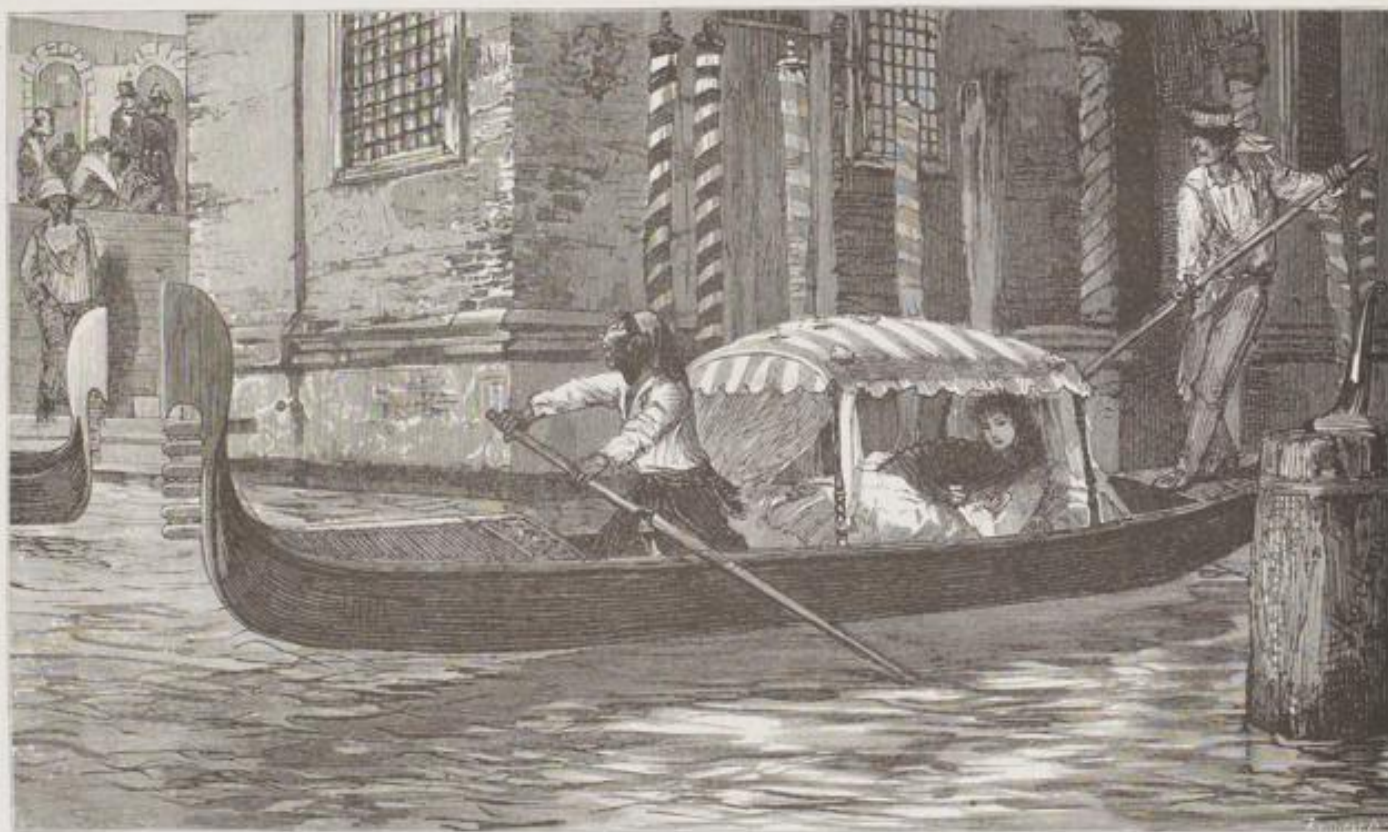
Von allen vier Seiten ist der Markusplatz geschlossen, wenn auch nordöstlich die Piazzetta sich anschließt; die Einheit des Bildes wird dadurch nicht zerstückt, zur Rechten und Linken dehnt sich der Riesenbau der Procurazien, unten mit offenen Bogengängen, in denen die Menschenmenge stuhet und oben mit glänzenden Säulenhallen, in deren Gliederung sich Kraft und Anmuth vereinen. Während die Procurazien durch einen Zwischenflügel (ala nuova) verbunden sind, der im Westen den Platz schließt, liegt vor uns die Markuskirche mit ihren gewaltigen Kuppeln und Hallen, mit ihren marmornen Spitzen und ihren mythischen Bildern, das Wunder Venedigs. Dicht davor die

riesigen Flaggenstangen, von denen einst das Banner besiegter Königreiche herniederfloß und der Campanile, in dem die Glocken des hl. Markus tönen.

Hier kommt uns zum erstenmale die weltgebietende Macht Venedigs zum ergreifenden Bewußtsein, hier faßt uns das Ahnen jener Märchengestalt unter den Städten, die nicht aus der Erde, sondern aus dem Meere heraufstieg, noch angehaucht von dem Zauber des Morgenlandes und doch mit einemale auf der Höhe abendländischer Cultur. Wie reich war sie in Kunst und Waffen, in Haß und Liebe!

Venedig ist eine Sphinx, deren Räthsel wir niemals voll ergründen; es ist vergeblich, daß wir uns mühen, ein Bild zu finden für ihr geheimnißvolles Wesen, denn das Einzige duldet eben keinen Vergleich.

Welch' kolossale Entwicklung liegt nicht in Mitte zwischen der Stunde, da hier die ersten Häuser erstanden, „wie die Nester von Wasservögeln“ und jenen Tagen, die den palazzo ducale vollendeten! Die Stürme der



GONDELFAHRT.

Völkerwanderung und all' ihre mächtigen Namen, sie waren auch über den kleinen Inselstaat hinweggegangen, den die See-Veneter gegründet, aber sie vermochten ihn nicht fortzuspülen und zurückzuwerfen in die Meeressluth, der er abgewonnen war. Um eine Zeit, da sich in Deutschland noch kaum ein Keim des Städtewesens regte, da noch die wilden Merovinger herrschten, hatte Venedig schon seine Dogen und seine Bedeutung als Angelpunkt zwischen Morgen- und Abendland. Doch seine Macht gravitirte damals unlängbar nach Osten, sie stand in enger Fühlung mit dem byzantinischen Kaiserthum und auch ihr einziger Nebenbuhler war eine Stadt mit völlig byzantinischem Gepräge — Ravenna.

In heißen Kämpfen, aber gleichwohl stetig und rasch entwickelte sich die innere Ordnung des Staates zu einem festen Gefüge; nach außen hin war bald seine Freundschaft gesucht und sein Schwert gefürchtet. Im vollsten Glanze trat diese fürstliche Machtentfaltung indessen erst zu Tage, als die Zeit der Kreuzzüge begann — denn nun sind es nicht mehr Bilder der Stadtgeschichte, sondern der Weltgeschichte, die uns vor Augen treten, wenn wir an die berühmte Begegnung des Papstes mit Barbarossa, oder an den Feldzug des greisen Dandolo wider Konstantinopel denken. Der Höhepunkt in Venedigs Weltstellung war gekommen und fast dreihundert Jahre lang hält es sich nun

auf dieser Höhe, bis Handel und Wassergewalt allmählig ermatten. Wir müßten Tausende von großen Namen und Daten aufführen, um auch nur einigermaßen ein Bild der rastlosen Thatkraft zu bieten, die sich hier enthüllte; die „Geschichte Venedigs“ ist ein Begriff, der nicht Raum hat auf wenigen Seiten!

Fast an allen großen Ereignissen, die alsdann das XVI., XVII. und XVIII. Jahrhundert aufweist, hatte Venedig seinen Theil, fast mit den Waffen aller Länder hatte sich sein Schwert gekreuzt im Laufe der Zeiten, aber so lange die Stadt als solche bestanden, hatte noch kein Feind ihren Boden betreten. Dies Loos ihr nach tausendjährigem Stolze zu bereiten, war erst dem großen Korfen beschieden, die Soldaten seiner Republik besetzten 1797 zum erstenmale die unentweichte Hauptstadt der Republik Venedig. Doch auch sie selber sollte den Gram und die Schmach nicht überleben, die man ihr damals angethan; Fremde nahmen von ihr Besitz, auf ihrem Leichensteine steht der Name Manin. Die Begebenheiten unseres eigenen Jahrhunderts sind bekannt, aber nach langen Schmerzen kam endlich die Versöhnung — das geeinigte Vaterland!

Wie das alte, so drängt sich noch das heutige Leben zusammen auf dem Markusplatz, wenn es auch nur mehr die Schatten von damals sind.

Hier versammeln sich in sonniger Morgenstunde die Fremden, hier lungern die Cicerone's und an der Piazzetta die Gondolieri. Verkäufer aller Art drängen sich zwischen den Stühlen durch, die vor den Café's in den offenen Arkaden stehen. Aber der ganze prunkhafte Glanz tritt doch erst mit der Nacht hervor, wenn aus den erzgetriebenen Kandelabern Hunderte von Flammen sprühen, wenn das Gold hinter den Spiegelscheiben der giojellieri funkelt und der Klang der rauschenden Musik über den Platz hinwegt. Dann kommen sie von allen Seiten, die Nobili mit ihren Frauen, an

der Piazzetta drängen sich die Gondeln und die Straße Merceria wird zu enge für dieß Gewühl. Aber der Markusplatz scheint fast zu wachsen in dem blauen dehnenden Mondlicht, das in den Strahlenflimmer hineinlugt und sich schlüchtern hinter den Säulen der Procurazien birgt. Fast scheint es, als hätte sein Hauch auch das Antlitz der schönen Frauen gestreift, deren holde Blässe (morbidezza) berühmt ist, die mit rauschender Schleppe über den Marmorboden wallen, nachlässig in den Arm des Gatten gelehnt, während die heißen Blicke über den schwarzen Fächer in's Weite schießen.

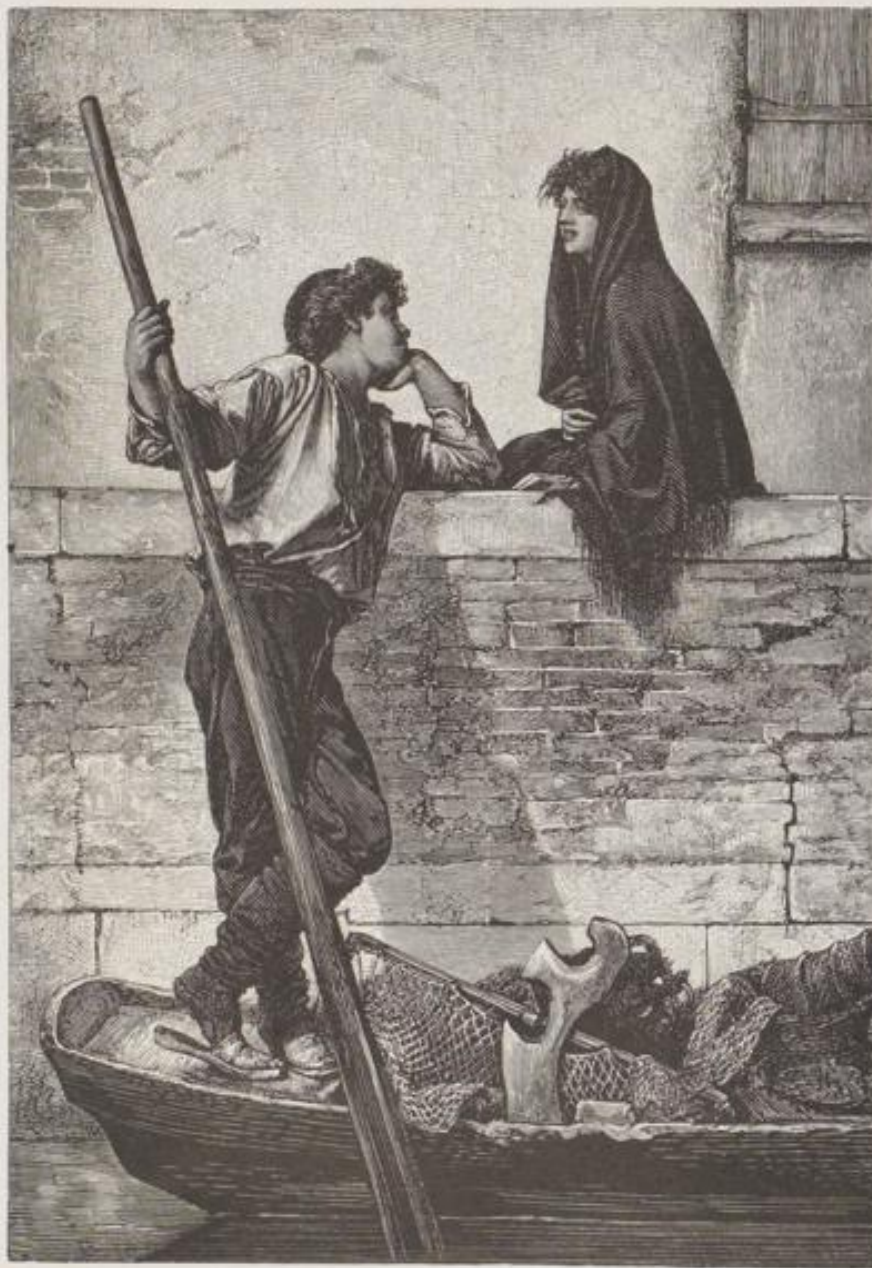
Bis tief in die Nacht hinein regt sich der Lärm und die Leidenschaft, die das öffentliche Leben Italiens durchdringen, dann verstummt allmählig das letzte hastige Wort der Männer; noch einen verthohlenen Blick senden die schönen Frauen und der Glücklich, den sie grüßen, versteht ihr Lebewohl. Um die Stufen der Piazzetta, die ganz von weißem Marmor sind, damit man sie auch des Nachts nicht verfehle, drängen sich wieder die Gondeln und nach allen Seiten vertheilt sich ihr Weg durch die dunklen todesstillen Wasserstraßen. Auf dem Markusplatz aber werden die großen Kandelaber gelöscht, die Musik ist abgezogen und ringsumher um die Säulen haben sich schon



SEUFZERBRUECKE.

die Lazzaroni zum Schlafe hingestreckt. Immer tiefer hinein in die Mitte des Platzes rückt das lauschende Mondlicht, der letzte hallende Schritt verliert sich in San Moise und dann ist es lautlos in dem ungeheuern Raum.

Und wieder hören wir es rauschen drüben über dem Lido, nun ist Venedig, die Gebieterin des Meeres, allein in ihrer ganzen Schönheit und Verlassenheit. All' ihre Kinder sind eingeschlafen, betäubt vom lärmenden Spiel und frohen Geplauder, sie aber steht wie eine sinnende Wittwe, die sorgenvoll über die schaukelnde Wiege hinwegschaut. Was ist das heutige Geschlecht? Es sind die jüngsten ihrer Söhne, die keine Ahnung mehr haben von dem einstigen Glanz des Hauses, von der Schönheit ihrer Mutter, von der Leidenschaft, die ihr Herz durchwühlte, als noch die Großen der Erde um die Gunst Venedigs warben! Es sind Kinder, die sich arglos in der zerfallenen Pracht ihres Elternhauses tummeln!



ZWIEGESPRACH.

So stand die Stadt vor meiner Seele in jener einsamen Nacht; wie eine Ampel, die tief herabhängt in das matt erleuchtete Schlafgemach, hing der sinkende Mond am Himmel, die schaukelnde Wiege ist das Meer und in den Lüften bebte es leise: das waren die Seufzer der schönen Wittwe.

Aber der Nacht folgt hell und heiter der Morgen; in früher Stunde, da Alles wieder voll Sonne und Leben war, traten wir unter das Thor der Markuskirche, die doch einzig da steht unter den Kirchen der Welt. Obwohl das Alter und die raue Luft auch ihren Schleier um diese Mauern legten, so brechen doch die leuchtenden Farben und die gewaltigen Formen durch alles Grau der Vergangenheit hindurch. Die echnen Rösse, die über dem Portale stehen, bäumen sich auf, Kuppeln und Bogen wölben sich mit

spannender Kraft; jedes Glied in dem ungeheuren Bau ist lebendig, aber im Ganzen liegt unerschütterlich jene tiefe prächtige Ruhe, die dem Gotteshause allein zu eigen ist.

Es ist schwer, sich vom dem herrlichen Gesamteindruck zu lösen und an die Fülle reicher Einzelheiten heranzutreten, die sich hier vor uns erschließen, fast jede von tief geschichtlicher Bedeutung, fast jede von tief vollendeter Schönheit.

Es sind jetzt genau achthundert Jahre, daß der Bau von San Marco vollendet ward. Seine kirchliche Weihe ward ihm durch die Reliquien des großen Evangelisten gegeben, seine geschichtliche Weihe liegt darin, daß er mit den Ereignissen der Stadt und ihrer Herrscher auf's innigste verknüpft ist. Er war der Schauplatz ihrer Triumphe und die Zufluchtsstätte ihrer Sorgen, Alles was es gethan und gelitten, that Venedig unter dem schützenden Flügel San Marco's.



MARCUSKIRCHE IN VENEDIG.

des Papes rüft das laubende  
los in dem ungeheuren Raum  
in Venedig, die Gebirge der  
und eingeschlafen, betete um  
die sorgenvoll über die  
hinwegschaut. Ist es der  
Geschlecht? Es sind die jungen  
Söhne, die keine Angst  
von dem einstigen König der  
von der Schicksal ihrer  
der Leidenschaft, die sie  
wählte, als noch die Krone  
um die Kunst Venedig  
sind Kinder, die sich  
zerfallenen Pfade ihrer  
tummen!

Es sind die Seelen  
Seele in jener einsamen  
eine Ampel, die sich  
das matt erleuchtete  
der sinkende Mond am  
schauende Höhe in der  
den Lüften leuchte es  
die Fenster der  
Aber der Nacht  
leiter der Morgen; in  
da Alles wieder voll  
war, traten wir unter  
der Marktscheide, die  
steht unter den Kirchen  
Obwohl das Alter und  
auch ihren Schicksal an  
legten, so brachen doch  
Farben und die geistigen  
durch alles Gezeu der  
hindurch. Die römischen  
dem Portale stehen, denn  
Kuppeln und Bögen  
im Ganzen liegt  
und an die Höhe  
schichtlicher Bedeutung,  
ren vollendet  
sichtliche Weise  
dar der Schauspieler  
unter dem schützenden





Wer der Hauptfäçade entgegentritt, wird überwältigt von den Massen, die der Reichtum der Stadt und der Reichtum ihrer Schöpferkraft hier aufgetürmt. Fünf mächtige Bogen, durch fürstliche Säulen getragen, bilden den Eingang zur vorderen Halle, und die ehernen Thüren, die von hier in das Innere geleiten, die Mosaiken auf goldenem Grunde, der farbige Marmor, — das Alles ergreift uns so geheimnißvoll, daß wir stille stehen und staunend emporschauen. — Jedes für sich ist ein Wunder.

Wie bekannt stammt das berühmte Biergeßpann, das über dem Hauptportale steht, aus antiker Zeit und war lange in Byzanz, der Hauptstadt des oströmischen Reiches, geborgen. Als Greis von fünfundneunzig Jahren führte der Doge Dandolo (1203) die Venezianer zum Sturme auf Konstantinopel; er war fast erblindet, aber das Feuer des Lebens glühte ihm noch in allen Adern, sein Name bezeichnet den Höhepunkt der kriegerischen Macht Venedigs; sein Denkmal sind die herrlichsten Bauten der Stadt. Aus allen Theilen der Welt trägt die Markuskirche Trophäen, jeder Stein ist historisch. Jene beiden gewaltigen Pfeiler an der Thüre des Baptisteriums stammen aus der Beute von Acri, die ehernen Flügelthüren waren einst in der Sophienkirche zu Stambul, die Marmorsäulen rechts und links vom Hauptportale sollen aus dem Tempel von Jerusalem genommen sein. Die breiten Quadern aber, auf denen wir stehen — drei rothe Marmorsteine — erzählen uns noch, wie Barbarossa einst vor Papst Alexander zu Boden sank: „non tibi sed Petro“ — „Et Petro et mihi“.

Wenn wir die Mosaiken betrachten, die das Deckengewölbe füllen, so sehen wir mitten im alten Testament, vor Formen, die bei aller Härte doch etwas Inniges und bei aller byzantinischen Steifheit doch einen würdevollen Ernst besitzen. Das Paradies, die erste Seligkeit und die ersten Schmerzen der Menschheit sind ihr Gegenstand.

Dann aber eilen wir durch das Portal in's Innere, in dessen Dämmerung die tiefere Farbe vorherrscht. Alles ist mit Mosaiken bedeckt und mit dunklem Marmor verkleidet, auf der Brüstung, die den Chor und das Schiff der Kirche trennt, stehen schwarze eberne Apostel, und über dem Hochaltar, wo die Gebeine des hl. Markus ruhen, wölbt sich ein Baldachin auf gewundenen Säulen. Wie wunderbar wirkt das zusammen, wenn nun der Sonnenstrahl sich durch die Fenster drängt, wenn der rauschende Orgelton den letzten Winkel erfüllt, mit seinen unsichtbaren fluthenden Wellen, wenn die Jubruß all' der Geschlechter lebendig wird, die hier auf den Knien lagen, — mit ihren Bitten und ihrem Dank, so ganz von anderem Geist getragen, aber im Herzen so ganz wie unser Herz. —

Was San Marco für die Verherrlichung des religiösen Geistes bedeutet, das ist der Dogenpalast für die



STRASSE IN VENEDIG.

weltliche Macht Venedigs, er hat in Italien selbst kaum seines Gleichen. So wie er heute vor uns steht, ward der Dogenpalast im vierzehnten Jahrhundert begonnen und im fünfzehnten nach langer Unterbrechung vollendet; denn der frühere Bau, der schon in die Zeit der Karolinger fiel, wurde ein Raub der Flammen.

Zwei gewaltige Säulenreihen, die übereinander stehen, tragen den breiten massigen Oberbau: eine ungeheure hellgehaltene Fläche, deren ruhige Einheit nur durch die gotischen Bogenfenster unterbrochen wird, die das Licht in die herrlichen Säle leiten.

Hier ist jede Linie klassisch. Schon die Lage allein, die den Palast gleichsam in ideale Verbindung mit der Markuskirche setzt, die mit der einen Front gebieterisch gegen die Piazzetta hinaustritt und mit der andern gegen das Meer, weist auf die innere Bedeutung des Baues hin — es ist der Grundstein, der Eckstein aller venezianischen Herrlichkeit.

Selbst der Hof, in den die Porta della Carta führt, entfaltet sich fürstlich und hat etwas Gigantisches,

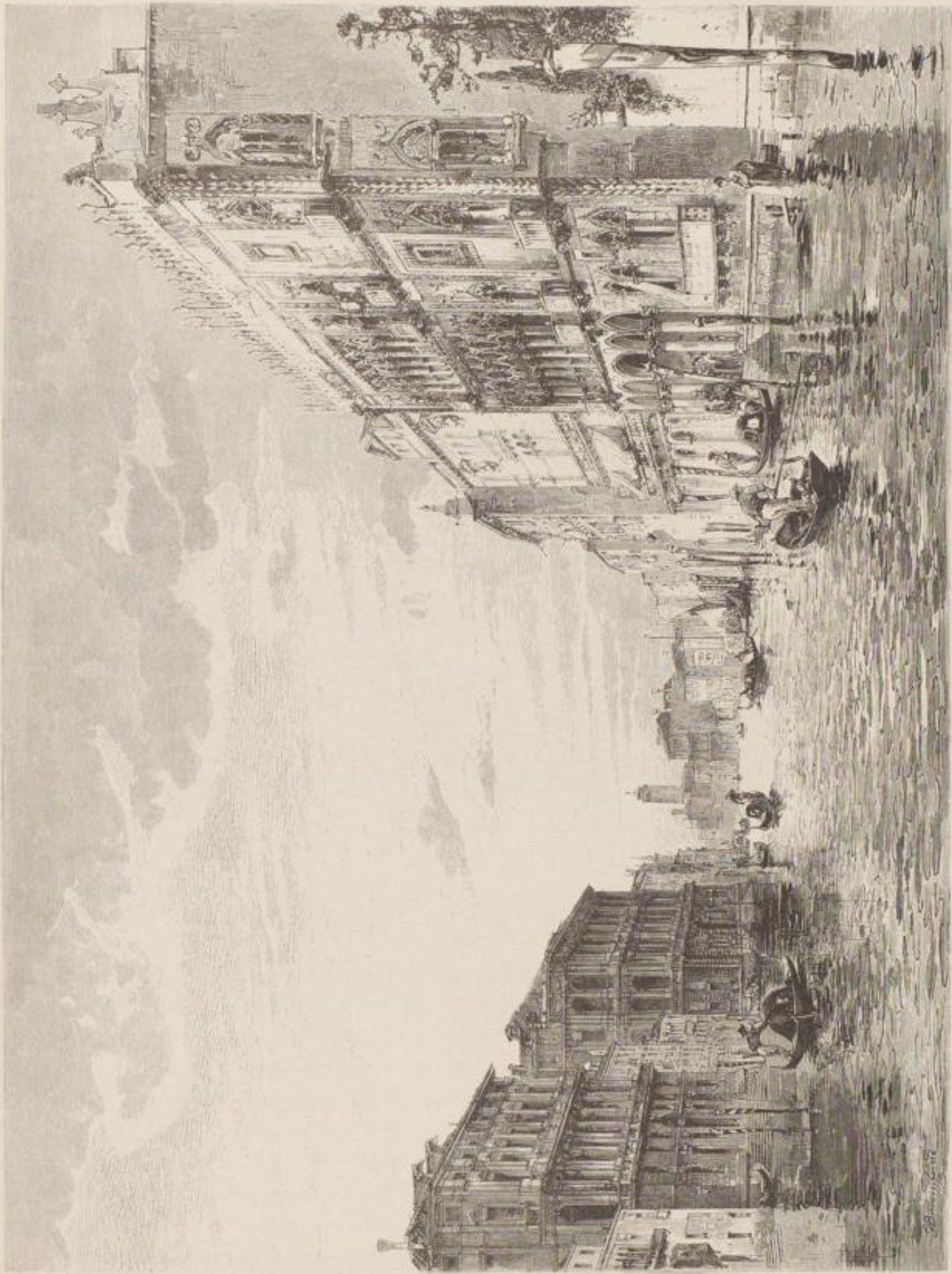


ANKUNFT EINER MILCHBARKE.

längst ehe wir die Scala dei Giganti sehen, jene Marmortreppe mit den Gestalten des Mars und Neptun, auf deren oberster Stufe die Dogen die Krone nahmen.

Und nun empor zur Scala d'oro, zu den hallenden goldbelasteten Sälen, wo der „große Rath“ seine Sitzungen hielt, wo die Statuen der großen Männer stehen, die aus der Republik hervorgegangen, und die Bilder der Dogen, die sie beherrscht. Aber immer noch streift über den Glanz ein leichter Schatten und an das Entzücken ein leises Grauen; denn an den Händen Venedigs klebt Blut, viel edles Blut, das der Leidenschaft geopfert ward. Da war die Bocca di Leone, wo der Reid seine heimlichen Anklagen niederlegte; wir gehen an der Thüre vorüber, die zu den Kerker und zur Seufzerbrücke führt, wir sehen in der Reihe der Dogen die schwarze Stelle, wo Marino Falieri's Bild getilgt ward, als sein Haupt unter dem Beil des Henkers fiel. —

In der Sala del Maggior Consiglio hielt der große Rath seine Versammlungen. Alle waren in Scharlach gekleidet; hier fielen die Würfel über Krieg und Frieden, über Schmach und Ehre, und der Stolz, der damals die Herzen hob, ist gleichsam verkörpert in den Meisterwerken, welche Wand und Decke schmücken. Ueberall Sieg und Krönung, überall Gott und Götter, ja Tintoretto, der in diesem Raum das größte Gemälde schuf, welches die Kunstgeschichte kennt, nahm keinen geringeren Gegenstand, als die Welt der Seligen! Venedig träumte nur vom Paradies.



PALAESTE AM CANAL GRANDE IN VENEDIG.

So wie er heute vor uns liegt, hat er  
langer Unterbrechung ruhte, bis  
der Flammen.  
breiten mässigen Obertheil, der  
einer unterbrochen wird, die bei  
daß gleichsam in diese Richtung  
Sagetta hinübertritt und mit der  
der Grundstein, der sich über  
sich fürchtlich und bei einer



Behalten des Raes und Sana  
Sollen, wo der „große“ hat  
republik hervorgegangen, und in  
deter Schatten und an des  
das der Leidenschaft gegen  
erlegte; wir gehen an der  
the der Dogen die schmerzliche  
untere ist. —  
Berathungen. Alle zum in  
und Ehre, und der Tod, der  
und Tode schmück. Und  
an das größte Gemüthe ist  
er Seligen! Bedenke nicht

Landes- u. Stadt-  
Bibliothek  
Düsseldorf

Zach eine la  
pöhlte mit dem ausge  
mit mehr, in der  
Die Eingeb  
reden für den Poch  
bestimmte Edmunt begr  
in der allmählich  
mit ihrer Rich wie  
Conseils der



schöne Angew  
Wahrheit, die man in der  
die Geschichte  
wird, der Tag, der  
die Stelle der Welt  
man, von dem Man  
der Gegenwart, der  
Statt in dem  
Ehre hat, deren  
die meisten  
die neue in der  
aber, dass alles  
endlich ist. Das

Durch eine lange Reihe von Sälen schreiten wir weiter, hier ward durch die Nobili der Stadt der Doge gewählt und dort empfing er die Gesandten ferner Länder; hier war sein Schlafgemach, und hier schritten die Gardien auf und nieder, die das Kleinod Venedigs, sein Leben, behüteten.

Der Siegesbogen, durch den wir getreten sind, ward für Morosini errichtet, für den Helden, der Morea eroberte, für den Barbaren, dessen Geschosse das Parthenon zertrümmerten, der Hunderte von Athenern unter dem herrlichsten Schutt begrub, den jemals die Erde sah. Auch eine kleine Kapelle begegnet uns auf dem Weg, dort pflegte der Doge allmorgentlich des Gebetes, vom Rathe der Zehn begleitet, und in dem letzten Saal, den wir jetzt betreten, hielt dieser Rath sein blutiges Gericht.

Consiglio dei Dieci, das war der Schreckensname für alle Bürger der Stadt und was auch die Sorgfalt seiner



AUF DER INSEL TORCELLO.

Bertheidiger dagegen vorbringen möge, so frei die Republik in anderen Dingen war, hier hatte sie ein Gericht geschaffen, das nur in der Allmacht Robespierre's und in dem Blutdurst Marat's seines Gleichen fand.

Alle Verbrechen gegen die Sicherheit des Staates (und damit alle) waren dem Urtheil dieser Behörde unterworfen; der Doge selbst stand unter ihrer geheimen Behme, in tiefster Stille wurden die Zeugen vernommen, in tiefster Stille das Urtheil vollstreckt. Und damit das Verfahren vereinfacht werde, waren noch überdies drei Inquisitoren ernannt, von denen Niemand wissen durfte, wer sie waren und wo sie tagten, aber sie waren da und ihre unsichtbare Allgegenwart lag wie ein dunkler Bann auf den Gemüthern.

Nicht in dem hochgewölbten Palast des Dogen, wo das Gold die Decke füllt, wo eine freie Kunst ihre Schätze schuf, lernen wir die letzte Wahrheit über Venedig kennen.

Wir müssen tiefer heruntersteigen, bis hinab in die Pozzi, in die Kerker, die unter dem Wasserspiegel liegen oder empor in die heißen bleiernen Kammern — dann ahnen wir den heimlichen Wurm, der diese Schönheit benagte, dann fühlen wir mit unsagbarem Grauen den Schatten, der auf dem Gewissen der stolzen Meereskönigin Venedig lastet. Und auch dieser Schatten gehört zum vollen Bilde.

Wer wüßte es nicht, wovon die Seufzerbrücke ihren Namen trägt, jener wunderbare schmuckvolle Bogen, welcher über den Rio del Palazzo führt, aus der herrlichsten Schönheit in den tiefsten Jammer!

Und wer hätte unbewegt die furchtbaren Piombi gesehen?

Es war ein lachender Morgen im Mai, als wir dort oben standen, zuerst in den Gefängnißzellen und dann in der Folterkammer, an deren Decke noch der Halsen hängt, daran man die Unglücklichen emporzog, deren Boden mit glatten Steinen bedeckt ist, damit das Blut sich leicht verwiße. Man schaudert.

Ich dachte zurück an jene Zeit der Dandolo und Morosini, an die letzte Nacht Derjenigen, die hier zum Tode verurtheilt waren und an die Qualen Derer, denen man hier ihr „Schuldig“ abgepreßt.

Der Markusplatz liegt fast zu Füßen; man hört des Abends die rauschende Musik und die schwärmenden Maskenzüge — es wird ein Fest gefeiert, und droben unter den bleiernen Dächern liegt brütend ein Mann, den morgen der Henker weckt. Vielleicht ist auch der im fröhlichen Gewühle, der ihn verrathen, und der Mond, dessen



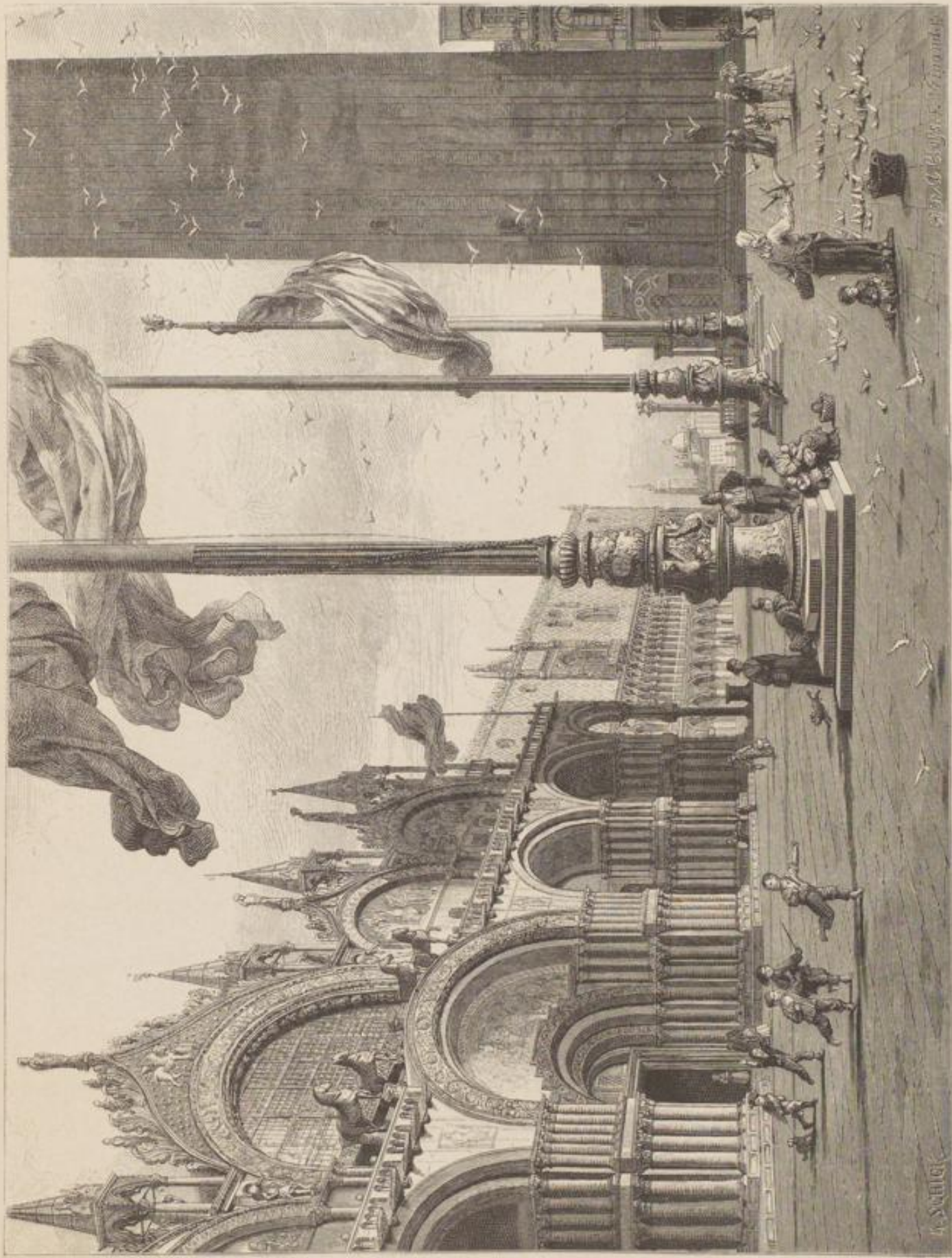
STRASSENSCHENE.

Nicht nur durch die Rigen glimmt, leuchtet der Gondel, in der sein schönes Weib um fremde Minne wirbt. Er stöhnt, er stößt sich mit der Hand vor die Stirne —

nessun maggior dolore  
che ricordarsi del tempo felice  
nella miseria.

(Dante, la divina Commedia V. 11.)

Auch das ist Venedig! — mit einem Gefühl der Erlösung treten wir wieder hinaus in's Freie, auf die herrliche Piazzetta, wo der Edele des Meeres weht, wo la Zecca ihre Säulenhallen öffnet, jene uralte Münzhütte die schon 1280 goldene Zechinen prägte. Und welches Gewühl von Gondeln, von allen Seiten schallt es: la barca, signore? commanda la barca? Das Ruder in der Linken, die Rechte zum leichten Gruß erhoben, empfängt uns der Gondolier; aus dem blauen Gewand, das mit rothem Gürtel umschlungen ist, schaut die offene Brust hervor und offen blickt uns das wettergebräunte Gesicht entgegen. Nur einen Augenblick, dann ist die schöne sehnige Gestalt in voller Bewegung, tief in die Fluth hinab taucht sich das Ruder und wie ein Pfeil schießt die Barke über den Canal grande.



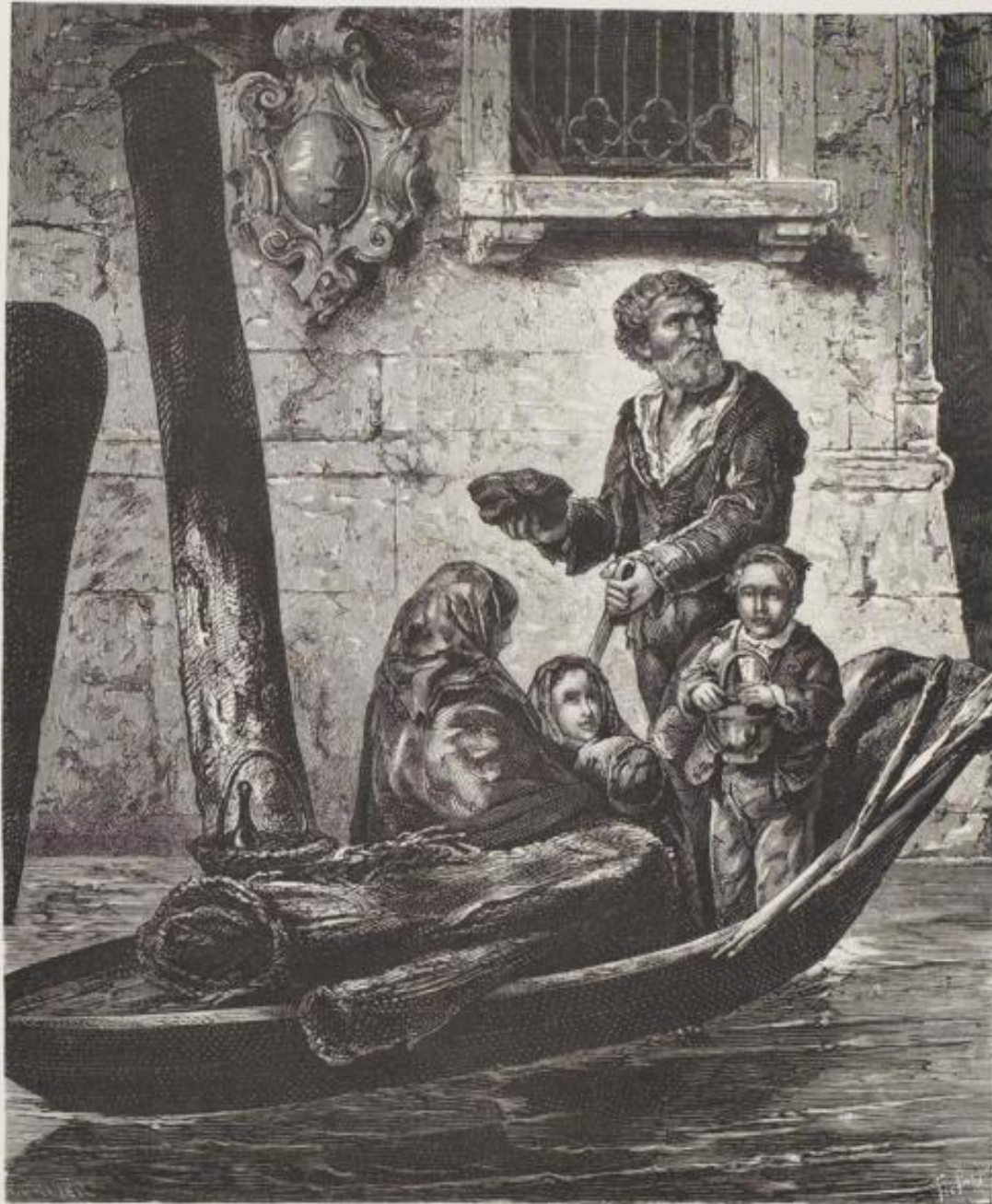
MARCUSPLATZ MIT PIAZZETTA IN VENEDIG.

...igt, jezt wunderbar stand  
 ... in den tiefen Zinnen!  
 ... n, zueht in den Schlingeln  
 ... die Unglücklichen emporg, der  
 ... hundert.  
 ... die letzte Nacht Trübsen, in  
 ... „Schuldig“ abgerief.  
 ... rauchende Kugel und die  
 ... en Dächern liegt brüchig im  
 ... der ihn verrathen, und der

Landes- u. Städt-  
Bibliothek  
Düsseldorf



Er ist die größte jener vierhundert Wasserstraßen, welche Venedig durchziehen; fast eine Stunde lang dehnt sich der breite Strom von Santa Chiara bis zum Canal della Giudecca, hier stehen die herrlichsten Paläste jener alten großen Familien, die im goldenen Buche der Republik verzeichnet waren, in jenem Buche, das 1797 auf offenem Markte verbrannt ward, als die Sturmfluth von Westen auch über Venedig hereinbrach. Es war ein Orkan, wie ihn selbst die Kinder des Meeres noch nicht gesehen — sein Name war „Égalité“.



BETTLERFAMILIE AUF VENEDIG'S CANÄLEN.

Auf dem spitzen Landstrich, der zur Linken vorspringt und der uns von den Stufen der Piazzetta schräg gegenüber liegt, steht die Dogana di Mare und das Seminar des Patriarchen, beide hoch überragt von der herrlichen Kirche Maria della Salute. Sie wurde zur Zeit der Pest von den Venezianern votirt, nachdem mehr als vierzigtausend Menschen der Seuche zum Opfer gefallen, und ist beinahe ein Wahrzeichen der Stadt geworden mit ihrer riesigen Kuppel und ihren weißen Maffen, die im Morgendufte verschwimmen. Fast auf allen Bildern Venedigs sieht man Maria della Salute.

Wir fahren vorüber bis wir zum Palazzo Contarini Fasari gekommen, dort hält der Führer das Ruder ein. Es ist eine der herrlichsten Façaden, die Venedig besitzt; schlank wie aus dem edelsten Metall gefeilt sind die Marmor-

balkone, schmal und hoch die Bogenfenster mit ihren Säulen, durch die man hinausfieht auf den offenen Altan, und dennoch in all' dieser Annuth eine Kraft, die uns glauben läßt, daß eine mächtige Zeit und mächtige Menschen hier walteten!

Nun drängen sich die großen Namen, hier steht das Haus der Foscarei, der Valbi und Mocenigo, Grimani und Loredan. Ueberall vor dem herrlichen Thor die weißen Marmorstufen, die tief hinab in's Wasser reichen, und die mächtigen schwarzen Pfähle, die den Gondeln zur Landung dienen; es fehlt nur eines, um dieß Leben der Blüthe aufzuwecken — die Menschen jener Zeit.

Die Fahrt geht weiter, ein prächtiger Bogen setzt plötzlich über den Canal grande: das ist die Rialto-Brücke,



GHETTO.

lange Zeit die einzige und noch heute die interessanteste, die Venedig jemals besaß. Fluthendes Leben drängt sich dort zusammen, es ist der Mittelpunkt für den kleinen Handel, hier sitzen die Fischer zu Markt, hier wurden die Gesetze der alten Republik veröffentlicht an einer Säule, die den Namen Gobbo di Rialto trägt, und auf der Brücke selber stehen zu beiden Seiten die kleinen botteghe (Kramläden), die aus Marmor gebaut und mit Blei bedeckt sind. Wie die Sage geht, entstanden die ersten derselben, weil man Besorgniß hegte, daß die Brücke sich senken möchte, und Da Ponte, den man um Rath befragte, rieth sterbend, man möge die beiden Enden des Bogens auf solche Weise belasten. So gewann der Rialto den bunten Ueberbau, der ihm jetzt beinahe etwas Wohnliches gibt und ihm ganz die imposante Kühnheit nimmt, die der freie Bogen ehemals besaß. Seine Weite mißt nahe an hundertfünfzig Fuß, der Unterbau, der im Wasser steht, ruht auf einem Roste von zwölftausend Pfählen.

Auf diese Weise sind ja bekanntlich fast sämtliche Häuser und Paläste Venedigs dem Meere entfliegen; die Stadt an sich ist der kolossalste Pfahlbau, den jemals die Welt

gesehen. Um die ungeheure Last zu tragen, konnte man nur die mächtigsten Stämme und das edelste Holz gebrauchen, das durch den immensen Seeverkehr aus fernen Ländern importirt ward, und noch im vorigen Jahrhundert geschah es, daß eine vornehme Familie beschloß, ihren herrlichen Palast am Canal grande einzureißen, um die kostbaren Cedernstämme, worauf derselbe gebaut ist, heraus zu nehmen; so wollte sie sich aus der entsetzlichen Verschuldung retten, aber die Republik verjagte das verzweifelte Beginnen.

Unter den Palästen des Canal grande haben zwei eine internationale Bedeutung, d. h. sie zeigen uns nicht bloß den Zauberlanz und die Fülle, zu der das heimische Venedig emporstieg, sondern den Weltverkehr, der damals die Lagunenstadt beherrschte. Der Fondaco dei Tedeschi, dicht an der Rialto-Brücke gelegen, war das gastliche Haus, in welchem die deutschen Kaufleute ihren Sammelpunkt und der deutsche Handel sein Centrum fanden; über Venedig ging der ganze Verkehr aus der Levante nach Norden. Und ebenso wie die Deutschen hatten die Türken

ihr nationales Haus am Canal grande, den Fondaco dei Turchi; auch er ward von der Republik erworben und der freien Gastfreundschaft übergeben, hier ward der Koran gelesen und Allah gepriesen, er war der Mittelpunkt orientalischer Sitte. Zwar ist der Bau noch ziemlich erhalten, allein er theilt das Schicksal, das fast alle Paläste am Canal grande traf: er ist in fremden ungeweihten Händen.

„Allah braucht nicht mehr zu schaffen,  
Wir erschaffen seine Welt.“

(Göthe.)

Noch begegnen uns einige der herrlichsten Paläste, wenn die Gondel unter der Rialto-Brücke hindurchgleitet, La Ca' d'oro mit seiner wunderbaren goldgeschmückten Fassade und Pesaro mit seinen wuchtigen Mauern, aber schöner als alle andern steht Vendramin-Kalergis vor unseren Blicken.

Kaum hörbar schmiegt sich die Gondel an die steinernen Treppen, wir treten durch das kolossale Thor, und im legitimsten Französisch weist uns der Portier über die Treppen. Es ist der Palast der Herzogin von Berry, jetzt dem Grafen Chambord zu eigen, dessen Spur wir allerwärts begegnen. Kein anderer Prachtbau Venedigs, von den vielen, die ich besucht, zeigt so tief die Schmerzen des Verfalls, diese Mischung von herrlicher Vergangenheit und sterbender Gegenwart. Wir schritten hindurch über Gänge und Säle, vorbei an herrlichen Statuen und verhüllten Gemälden, aber hier war ein mächtiger Spiegel zerbrochen und dort der gelbe Damast zernagt, und sogar der Führer sah so grollend und verfallen drein, als stürbe ihm selber diese Herrlichkeit.



STRASSE IN VENEDIG.

ward, kam vor wenigen Jahrzehnten um sechstausend Dukaten in den Besitz der Herzogin von Berry. — So eilen wir durch die lange Reihe der Paläste dahin, bis an die Mündung des Canal grande, bis zur Insel S. Chiara, wo die Lagune sich öffnet und die Einsamkeit des Meeres beginnt. Rothe Tonnen, die den Schiffen als Wegweiser dienen, schaukeln sich auf der Fluth und bis hinüber, wo die Terra firma in Duft verschwimmt, reichen die Bogen der riesigen Brücke. Es ist die größte Brücke der Welt, denn sie misst fast zwölftausend Fuß in der Länge und zählt mehr als zweihundert Joche; den Gedanken des Keres, der den Hellespont überbrücken wollte, hat die Gegenwart an Venedig erfüllt; denn auf eisernen Schienen rollen wir nun von Mestre her über die Fluth hinweg in's Innere der Stadt. Fast alle Wege, die wir bisher begangen, zeigen uns nur die Spuren todter Größe; fürstliche Bauten, die in geräuschloser Stille verfallen und fürstliche Geschlechter, die das Schicksal ihrer Paläste theilten; wir gingen durch eine ausgestorbene Welt, deren Puls seit Menschenaltern erloschen ist, wo sich das Leben kaum mehr wehrt wider das Sterben.

Ganz anders blickt uns Venedig an, wenn wir uns nun vom Markusplatze, der stets den Ausgang bildet, in die Handelsstraßen der Stadt vertiefen. Man geht durch den „Uhrthurm“, der für die nördliche Fassade des Platzes so charakteristisch ist und dessen Schlagwerk zwei eiserne Männer regieren, in die Merceria, die auf den Ponte Rialto führt, dann stehen wir mitten in der Gegenwart mit ihren stürmischen Forderungen und ihrer ganzen Kraft. Nicht das Sein, sondern das Haben ist hier die Lösung, nicht die Würde, sondern nur die Klugheit der

Auf der goldenen Wiege, an der wir vorübergingen, prangten die Lilien, und dennoch steht das alte Geschlecht der Besitzer verwaist, allerlei Hausgeräthe liegt in der kleinen Kapelle, aber keine Glocke tönt und keine Kerze leuchtet; eine Ohnmacht spricht uns an aus dieser Pracht, die wir mit Grauen empfinden.

Es wäre thöricht, aus dem Preis der Dinge auf den Werth derselben zu schließen, allein für den tiefen Verfall, in den Venedig hinabsank, gibt es kaum ein bededteres Zeichen, als die Ziffern des Palazzo Vendramin. Derselbe Palast, der vor dreihundert Jahren um sechzigtausend Dukaten verkauft

alten Venezianer waltet hier. Es ist ja bekannt genug, daß die Ideen des großen Geldverkehrs aus Italien ihren Ursprung nahmen, wie dieß noch heute die Namen sagen, aber auch hierin war Venedig allen voraus. Es hatte die älteste Bank in Europa, die bis in die Zeiten Barbarossa's zurückreicht und deren Entwicklung in den Gelezen der Stadt einen wichtigen Faktor bildet; alle Verfügungen, welche auf sie Bezug nahmen, wurden von den Stiegen des Rialto verkündet. Hier war die Börse, hier ward der große Handel über die Schätze des Orients gepflogen, hier tauschte Venedig den Reichthum seiner Industrie gegen den Reichthum der Natur, ehe England und Holland seines Handels Meister wurden.

Nicht weit vom Rialto liegt auch die älteste Kirche Venedigs, S. Giacomo, deren Erbauung in das sechste Jahrhundert fällt, wenn wir einer Inschrift über der Thüre Glauben schenken. Fast die sämtlichen Kirchen Venedigs (und man zählt deren hundertundzwei) sind reich an Schätzen der Kunst, obgleich es uns hier nur vergönnt ist, einige wenige derselben hervorzuheben. Schon durch den weiten herrlichen Raum, der sie umgibt und durch ihre mächtigen Dimensionen wirkt die Kirche dei Frari bedeutend; ihr Inneres aber birgt das stolze Grabmal des Tizian und die imposante Pyramide, unter der Canova ruht; der Orden, dem sie gehört, sind die Franziskaner. Den Dominikanern war die Kirche S. Giovanni e Paolo (oder wie sie im Volke genannt wird Sanipolo) geweiht, auch



AUS VENEDIG'S LAGUNEN.

sie hat wie S. Marco und Frari einen officiellen Charakter. Denn der Sieg, den Venedig gegen Cypern gewonnen, wurde alljährlich hier gefeiert; für alle Dogen ward hier die Todtenmesse gehalten und manche wählten die Kirche selbst zu ihrer letzten Ruhestatt. Wir erinnern an Morosini und Mocenigo, an Giustiniani und Loredan, am herrlichsten von allen aber prangt das Grabmal des Andrea Vendramin.

In einer riesigen hoch überwölbten Säulennische, von Adlern getragen, erhebt sich der Sarkophag; schlafend ruht hier das steinerne Bild des gewaltigen Dogen und die Tugenden, deren Gestalten ihn umgeben, wie sie im Leben ihn umgaben, beschirmen seinen ewigen Frieden. Von den übrigen Kirchen nennen wir San Rocco mit seiner berühmten Schule, auf der Giudecca steht il Redentore, ein Meisterwerk Palladio's und derselbe Meister hat auch S. Giorgio Maggiore gebaut. Wo es möglich ist, umgibt die Kirchen ein freier Platz, andere aber stehen mitten im engsten Gewinkel der Gassen, ja hinter Scalzi dehnt sich sogar der Ghetto aus. Es mögen wohl siebenhundert Jahre sein, seit er zuerst bevölkert ward, denn früher waren sämtliche Juden auf die Insel Giudecca verbannt und noch zu Zeiten Karls V. wurden sie genöthigt, sich durch ein rothes Abzeichen auf dem Hute von den Christen zu unterscheiden. Nun ist ihr Treiben ziemlich ungestört. Dichte plaudernde Gruppen umlagern die enge Ghettostraße, die an den großen Festtagen Israels in einen grünen Garten verwandelt wird; von einem Fenster zum andern reichen die Laubgehänge und rothe Teppiche schmücken den Balkon, aber noch mancher Schloß wandelt unter den sichernden Mädchen.

Ueberhaupt wird es nicht leicht eine Stadt geben, die so reich an eigenartigen Volkstypen ist, als gerade

großen Geldverehrten aus Italien  
nur Venedig allein nennt. Es  
und deren Entwicklung in den  
eigentlich nahmen, wurden von der  
ber die Schöpfung des Lebens  
der Natur, die England mit

Jacomo, deren Schöpfung in den  
heuten. Fast die sämtlichen  
Kunst, obgleich es um die  
lichen Raum, der sie umgibt  
eres aber liegt das hohe  
sie gehört, sind die Haupt  
genannt wird Zanipolo



den Venedig gegen einen  
schalten und manche wüßten  
an Günstigen und Verderb

n, erhebt sich der Erzbischof  
in Gehalten ihn umgeben  
ben nennen wir San Marco  
alladio's und derische  
freier Platz, andere aber  
aus. Es mögen wohl  
den auf die Insel  
reichen auf den  
e Gruppen umlagern  
bündelt wird; von  
ber noch mancher

eigenartigen



GRABDENKMAL CANOVA'S IN S' MARIA GLORIOSA DE FRARI IN VENEDIG.

Landes- u. Stadt-  
Bibliothek  
Düsseldorf

Erstg. 1810  
im Jahre 1810  
wurde die  
Bibliothek  
gegründet  
von  
dem  
Herrn  
von

in der  
Bibliothek  
wurde  
die  
Bibliothek  
gegründet  
von  
dem  
Herrn  
von

Venedig. Und fast alle sind malerisch im eminentesten Sinne, man glaubt ein fertiges Bild zu schauen, wenn wir den schlanken Knaben betrachten, der an's Ruder gelehnt mit seiner Liebsten Zwiesprach hält, wenn die kleine Forlanerin mit ihrem Wassereimer über die Gassen schreitet, schlank und zierlich, wie die Tauben, die sie umflattern. Ja selbst der Bettler, der doch begriffsmäßig nichts hat — er hat in Italien wenigstens das eine, daß seine Zu- dringlichkeit von einer gewissen Grandezza getragen ist, daß selbst seine Armuth Anmuth zeigt.

Man bettelt in Venedig auch zu Wasser, in einer verwitterten Barke fährt die gesammte Familie durch das Winkelwerk der Kanäle und wenn sie halten vor den umspülten Stufen eines Hauses, dann erhebt der Alte



VENEZIANISCHE FISCHERBARKE.

mit dem grauen Apostelkopf seinen melodischen Klageruf. Drüben aber, in der engen Calle di Bissa wandelt trockenen Fußes ein brauner Mönch; er hat den Landweg gewählt; aber auch seines Weges Ziel ist — Betteln. Und schmunzelnd blickt das glänzende Gesicht empor, so oft ihm die Hausfrau an der langen Leine einen Naturalzehnt heruntersendet.

So reich indessen Venedig an Schönheit ist, eines mangelt der Stadt doch ganz, das ist die grüne Natur. Wer sie genießen will, muß flüchten in die Giardini pubblici, auf den Lido oder an die kleinen Inseln von Chioggia und Torcello, wo die Fischerhütten stehen, aus dem Gebälk zerplitteter Schiffe gezimmert. Die öffentlichen Gärten Venedigs sind eine Schöpfung Napoleon's, der Hunderte von Mauern, ja selbst geweihte Mauern niederriß, um Venedig diesen Lummelplatz zu schaffen, das seltenste Geschenk, das er bieten konnte, ein mächtiges Stück festes Land, eine Wanderung im Grünen. Man geht die Riva degli Schiavoni entlang, die von der Piazzetta

gegen den Lido führt, ein stattlicher Quai mit breiten Quadern, auf denen das Volk sich tummelt und vor dem in langer Reihe die Schiffe ankern. Die einen hissen die Flagge auf, das Sternenbanner der Union, oder die stolzen Farben des deutschen Reiches, an andern werden die Flanken neu betheert, die Matrosen aber, die müßig sind, liegen schlafend auf dem Berdeck. Immer wieder kommen wir an Brücken vorüber mit flachen breiten Stufen, die die Kanäle überschneiden, zur Linken steht das Arsenal mit seinen ungeheuren Werften und Magazinen, von den beiden steinernen Löwen gehütet, die Morosini einst aus Athen entführte. Jahrhunderte lang genoß dasselbe einen euro-



AUF DER INSEL GIUDECCA.

päischen Ruhm und kein anderes der Erde schien mit ihm vergleichbar; die Aufsicht war drei „Patronen“ anvertraut, die aus dem Kreise der Nobili gewählt wurden und allnächtlich mit der Prüfung der Wache wechselten. Der Ammiraglio del Arsenale hatte den Palazzo ducale zu beschützen, während die Wahl eines neuen Dogen stattfand, er befehligte den Bucentaur, wenn der Gewählte hinausfuhr in's Meer, um den Ring in die Fluth zu werfen, ein Heer von Arbeitern stand unter seinem Befehl. Zur Zeit, da die Republik am mächtigsten war, lagen ohne Unterlaß zehntausend der herrlichsten Eichenstämme im Wasser, um dem Schiffbau zu dienen; jedes Seil und jede Eisenrolle hatte ihr geheimes Erkennungszeichen und schon der Diebstahl eines Nagels war mit fünfjähriger Galeere bedroht. Hier lag auch der weltberühmte Bucentaurus vor Anker, das prunkende Fahrzeug der Dogen, das ganz



mit Gold und rothem Sammt überladen, in dem selbst der Boden mit Ebenholz und Perlmutter gedeckt war. Vierundachtzig goldene Ruder bewegten die Barke über die blaue Fluth und das Zauchzen einer stolzen Menge gab ihr das Geleite!

Hohen Ruhm genoß auch ehemals die Waffensammlung, welche sich im Arsenal befindet, denn sie bot den



WASSERTRÄGERIN IN Venedig.

reichsten historischen Ueberblick, aber fremde Hände griffen allzeit gern in diese Kostbarkeiten, und jeder Sieger nahm aus ihr seine Trophäen.

Es währt nur kurze Zeit, so treten wir aus diesem eisernen Kreise in das Grün der Gärten, die uns vor allem durch das herrliche Gesamtbild fesseln, das sie vor uns entfalten. Von hier aus müssen wir den Blick auf die Giebel und Thürme der wunderbaren Meerstadt werfen, wenn das Abendlicht sie vergoldet oder wenn die Dämmerung ihren Schleier um Maria della Salute legt; hier werden die Lagunen breit und mächtig, oft mit schäumenden

Wogen gekrönt und die Gestalten, die uns auf langsamer Wanderung in den breiten Fußwegen begegnen, haben noch manchmal etwas vom Adel der alten Nobili.

In ganz Venedig findet man kein Pferd, nur hier auf dem weichen Pfade, der neben der Hauptstraße entlang führt, zeigt sich ab und zu ein Reiter, und verblüfft schauen die spielenden ragazzi dem Wunderthiere nach.

Die Giardini pubblici liegen auf der äußersten Spitze Venedigs, auf jenem Dreieck, das hart in die Lagunen hineinsticht. Wer mit der Barke noch weiter fährt, der kommt an den Lido, auf die langgestreckte Düne, welche die Lagunen vom offenen Meere trennt, und dann an die murazzi, jene furchtbaren Wälle, die die Stadt vor der Adria beschützen.

Hier gewinnt man am besten das Bild der wunderbaren Lage Venedigs, wie zwischen das feste Land und das offene Meer sich jene leichte Fluth hineingedrängt, die man laguna viva und morta nennt, und aus deren Fläche die geheimnißvollste Stadt der Welt emporstieg. Vom festen Land wie vom stuhenden Meer ist die lockere Masse der Lagunen durch Dünen wie durch gigantische Bauten getrennt, aber in's Meer hinaus sind ihr mächtige Thore geöffnet, auf welchen die Schiffe die offene See gewinnen. Porto di Lido, Malamocco, Porto dei tre Porti ist ihr Name. Der Flächenraum, den die Lagune bedeckt, mißt über hundertsechzig Quadratmeilen, die murazzi allein, die bei Palestrina gegen das Meer errichtet sind, haben eine Länge von mehr als achtzehntausend Fuß und sind Mauern, die über vierzig Fuß Dicke und dreißig Fuß Höhe besitzen.

Am Porto di Lido ist die Düne weich, niederes Gestrüpp wuchert auf dem welligen Sande und zitternde Gräser säumen den Meeresstrand, den die Wogen verlangend überströmen. Die Fluth ist dunkel wie blauer Stahl, der mächtige Dampfer verschwindet am dämmernden Horizont, flatternd im Winde kehrt das leichte Segel der Barke heim.

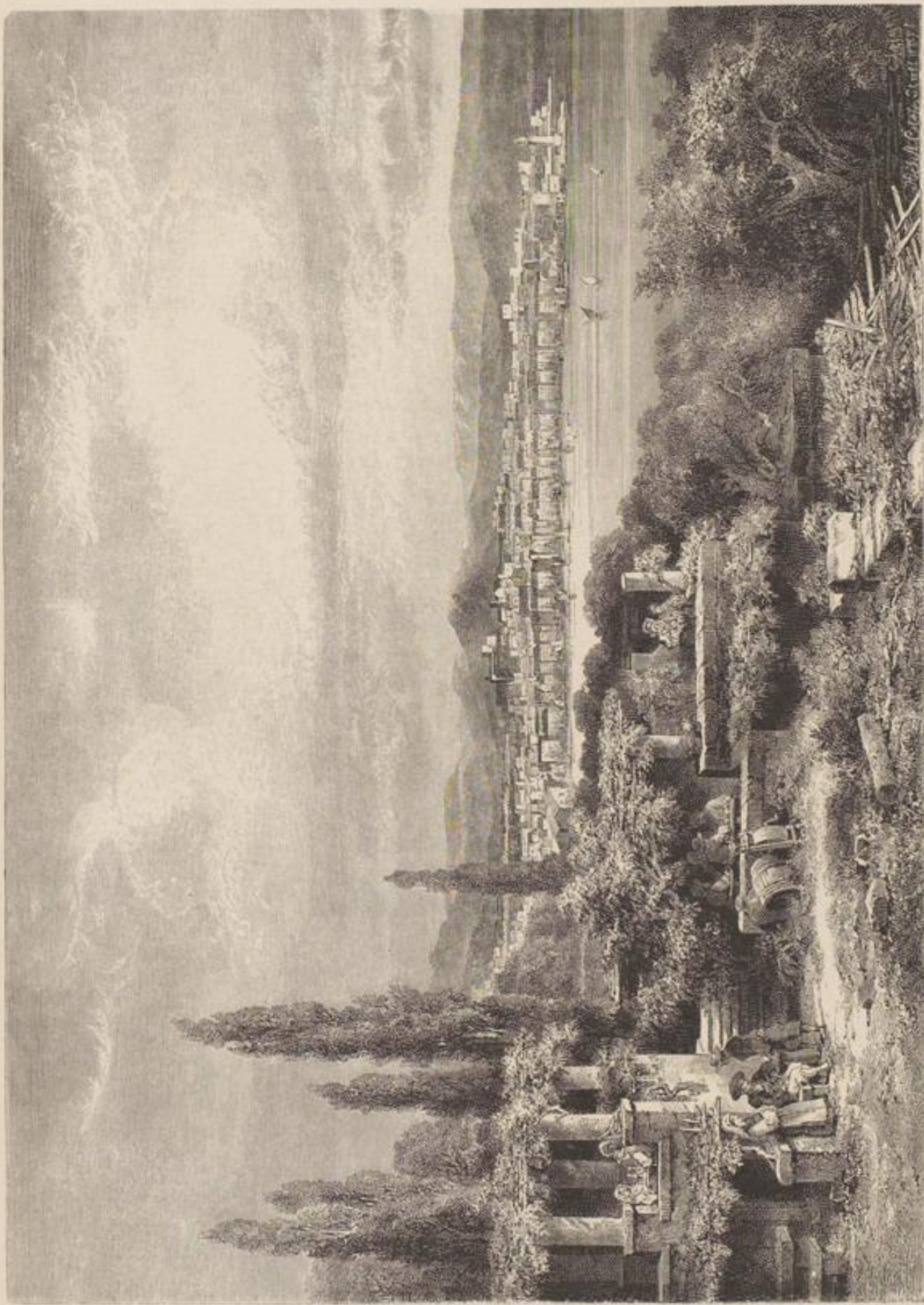
Wir schauen hinaus in die endlose Weite, fern kreist die Möve mit weißem Flügel, dann verschwindet auch sie in der Unendlichkeit des Meeres.

Vor der kleinen Osteria aber, die auf dem Lido steht, unter den grünen Akazien, beim Scheine buntfarbiger Lampen ist es bis tief in die Nacht lebendig. Da zecht das fröhliche Volk der Schiffer, bis die letzte Barke vom Ufer stößt und durch die schwellenden Lagunen heim zieht, die während der Fluth fast um Manneshöhe steigen.

Ein ferner, aber zauberischer Gesang empfängt uns, wenn wir spät an der Piazzetta landen, es sind die Gondoliere, die, den Canal grande hinaufziehend, ihre alten Lieder singen, Lieder die noch niemals in fremde Hand gekommen, aber die in ihrem Gedächtniß ewig weiter leben. —

Endlich aber naht die Stunde des Scheidens — der letzte Gang wie der erste führt uns zum gleichen Ziel, noch einmal auf die Piazza San Marco. Vor der goldbelasteten Kirche steht der stolze Campanile, der Glockenthurm, auf dessen fühne Gallerieen wir in steiler Bindung steigen. Aus dem niederen Gemach des Thürmers, aus dem Dachwerk wo die Glocken hängen, über deren Gebrauch der Doge allein gebot, treten wir hinaus in's Freie, und wie aus mächtigem Zauberwort steigt nun das Meer und die Terra firma vor uns empor. Die Berge Verona's und der fernere Duft der Adria, die Spitzen der Paläste und die Spitzen der Masten liegen rund umher, ein Meer von Häusern und von Wogen!

Und wieder ist es Zeit der Fluth. Während sie langsam steigt, sieht es sich an, als sänte die Stadt hinab in die wachsenden Wellen; es wird uns zu Muth, als müßte sie sinken immer tiefer und tiefer — bis hinab in's Grab.



TRIEST.

den breiten Fußwegen liegen  
Halle, der neben der Hauptstraße  
ragazzi dem Hundertjährigen  
auf jenen Triest, bei der  
den Eldo, auf die langgestreckte  
jense furchtbaren Höhe, wo die  
edige, wie jähren bei der  
iva und morta nennt, mit der  
die vom fließenden Meer in die  
er in's Meer kommt und die  
di Lido, Malamocco, Porto  
über hundertjährig Castellum  
ne Dinge von mehr als 1000  
besitzen.  
auf dem westlichen Ende der  
Die Stadt ist dunkel wie eine  
a Wunde sehr der Höhe der  
weihen Hügel, dem versteinert  
inen Klagen, dem Schicksal  
der Schiffe, die die See über  
Stadt ist ein Meerestier  
t an der Piazza linder, in  
Fieder die noch niemand in  
der erste führt uns zum  
cht der Holy Campanile, die  
en niederen Gemach der Dächer  
ebot, treten wir hinauf in die  
vor uns empor. Die See  
r Klaffen liegen rund um  
es sich an, als hätte die Erde  
feier und nicht - die Stadt



## Nach Triest und Miramar.



Wir sahen dem Dampfer nach, der in mondbeglänzter Nacht durch den Porto di Lido in See ging. Kaum läßt sich mehr die lange Säule des Rauches erkennen, die seinen Weg bezeichnet oder das rothe Licht, das auf den Masten aufgezogen ward; in vollen Zügen rauscht das Meer um's Steuer, das Steuer aber ist gerichtet nach — Triest.

Fast allnächtlich machen die prächtigen Dampfer des Lloyd diesen Weg und es ist wohl ein zauberhaftes Bild, wenn man so am Mast lehnend hinausblüdt und horcht und fühlt, wie das Unendliche sich vor uns ausdehnt: das unabsehbare Gewölbe des Himmels, die Unermesslichkeit der Fluth, die ganze Einsamkeit des Meeres.

In sonniger Morgenstunde, wenn der scharfe Frühwind über das Deck streift, landet der Dampfer im Hafen von Triest, dessen kolossale Bauten uns beim ersten Blicke sagen, welcher Weltverkehr hier zusammenfluthet.

Schiffe mit hoher nordischer Flagge und die „vapor“, die nach der Levante ziehen, liegen nebeneinander, ja man berechnet die Zahl der Schiffe, welche auf „langer Fahrt“ in Triest vor Anker legen, auf mehr als dreizehntausend im Jahre. Was Venedig dem Seeverkehr in alter Zeit gewesen, das ist Triest für die moderne Welt; der erfinderiiche Geist der Gegenwart, der Reichthum, den rastlose Arbeit schafft, der glatte Verkehr aller erdenklichen Nationen (die der Nutzen statt der Liebe einigt), das sind die Elemente, die das Wesen der Stadt bedingen. Mehr als vierhundert Millionen Francs laufen im Jahr durch ihre Hand, und sie sollte nicht stolz und prächtig sein, nicht bauen und schwelgen!

Trotz seines modernen Charakters ist übrigens Triest von uralter Herkunft und war ein Tummelplatz illyrischer und keltischer Völkerstämme, längst ehe die Römer 177 v. Chr. seine Unterwerfung vollzogen. Damals hieß es Tergeste und ward mit unglaublicher Raschheit romanisirt; die alte Stadt, die auf dem Hügel (nicht hart am Meere) stand, war im Geviert gebaut und mit Thürmen bewehrt, sie sollte die trostigen Stämme zwischen den Alpen und der Adria im Zaume halten. Nach Attila und Alboin kam sie an Karl den Großen, bis das mächtige Venedig aller Nachbarn Meister ward, sie mußte jährlichen Tribut entrichten und Jahrhunderte lang blieb es das Streben der eifersüchtigen Dogen, ihren Handel völlig zu zerstören.

Aber den Venezianern trat der Kaiser gegenüber, denn Triest war ja eine Stadt des deutschen Reiches; im Jahre 1508 vertrieb Max I. die kühnen Belagerer und auf den Reichstagen Germaniens ward wiederholt um die Freiheiten von Triest verhandelt. Freilich ward mehr und mehr aus der kaiserlichen Oberhoheit ein österreichisches Patronat, bis der Doppeladler endlich volle Herrschaft gewann.

Seine commercielle Hebung, auf die Venedig mit tödtlichem Hasse sah, verdankt Triest der großen Maria Theresia; ihre Gesetze befreiten den Handel von allen Fesseln, sie eröffnete dem Verkehre der verschiedenen Nationen jene freie Bahn, welche ihm (zum Theil aus religiöser Intoleranz) bisher versagt war. Ungehemmt strömen jetzt Griechen und

Muselmänner aus der Levante herbei, friedlich stehen die Tempel aller Bekenntnisse nebeneinander. Aber auch der Haß Benedigs ist gerächt — Alles, was es ehemals zur See gewesen, ist heutzutage Triest.

Der Schwerpunkt der Stadt und ihrer ganzen Bedeutung liegt naturgemäß im Hafen; von hier aus haben wir den herrlichsten Blick auf ihre wunderbare Lage, hier strömen sichtbar alle die Millionen zusammen, von hier geht jener merkwürdige Canal grande aus, auf dem die schwersten Schiffe bis tief in's Innere der Stadt gelangen.

Die Anlage des Hafens erfolgte kurz nach Beginn des dreißigjährigen Krieges, obwohl es damals nur ein Bassin für kleine Barken war, das man errichten wollte; die jetzigen kolossalen Bauten, bei denen das Meer mit Steinen zugeschüttet und Berge abgegraben wurden, waren unserem Jahrhundert vorbehalten. Auch der Leuchtturm, welcher auf der äußersten Spitze von Santa Teresa steht, ist erst im Jahre 1834 errichtet.

Ohne Zweifel ist der glänzendste Platz im Innern der Stadt die Piazza della Borsa, und das ist bezeichnend für Triest: denn überall stehen die commerciellen Interessen im Mittelpunkt, der Corso, die Baukunst, ja selbst die Kirchen sind ihnen dienstbar. Dicht neben der Börse steht das Tergesteum, ein riesiger Palaß, der 1840 aus der alten Dogana errichtet und zum Sammelpunkt der südlichen Handelswelt bestimmt ward; hier befinden sich die Bureau des österreichischen Lloyd, prächtige Lesesäle und Druckereien, und in den glasgedeckten Gallerien, die das Gebäude durchkreuzen und zur offenen Promenade dienen, zeigt sich der ganze Drang der südlichen Völker, mit ihrem öffentlichen Leben nach Außen zu treten.

Sicherlich ist aber auch der Lloyd von all' den großen Institutionen, die hier geschaffen wurden, die bedeutendste, und seine Entstehungsgeschichte ist gleichsam das Prototyp jener stolzen gemeinnützigen Schöpfungen, an denen Europa heute so reich ist. Zu den Gründern und Leitern desselben gehörte Baron Bruck, der spätere österreichische Finanzminister; im Anfang war die Thätigkeit nur auf das Versicherungswesen beschränkt (1831), bis sich das Bedürfniß fühlbar machte, die wichtigen Nachrichten, welche über den Schiffsverkehr an die Gesellschaft gelangten, systematisch zusammenzustellen und dem größeren Publikum zu vermitteln. So ergab sich denn von selbst aus dem bisherigen Geschäftsbetrieb ein zweites neues Unternehmen, das „Giornale del Lloyd Austriaco“, das bald auch in deutscher Sprache erschien und den Anfang jener kolossalen literarischen Thätigkeit bildete, über welche der Lloyd zur Stunde gebietet. Die prachtvollsten geographischen Werke, Karten, Holzschnitte, Kupferstiche, sowie zahlreiche Zeitschriften erscheinen nun in seinem Verlage.

Aber der dritte und wichtigste Zweig seiner Thätigkeit begann erst dann, als er die großen Dampferlinien begründete, die jetzt den ganzen Verkehr des Orients beherrschen, als man jenen Schritt weiter ging, daß es sich nicht nur um rasche Verbreitung, sondern auch um rasche Gewinnung von Nachrichten handle, kurz, daß die Benützung aller commerciellen Fakta auf der Leichtigkeit des Verkehrs beruht.

Nachdem der Gedanke gefunden war, war es nicht schwer, die Mittel zu finden; die Schiffe wurden in London gebaut und am 16. Mai 1837 fuhr der erste Dampfer des Lloyd nach Constantinopel. Das war der Wendepunkt. Von der ungeheuren Expansivkraft, welche die Gesellschaft von nun ab entwickelte, von dem Scharfblick, womit sie ihr Netz erweiterte und die Verbindung mit den übrigen großen Verkehrsinstituten fand, kann sich der Laie kaum ein Bild machen, auch das vermag nur das Talent.

Der Orient und die Westküste des Schwarzen Meeres, die untere Donau und der Po empfangen jetzt von Triest ihren regelmäßigen Verkehr; das ursprüngliche Capital, das nur anderthalb Millionen betrug, war 1870 schon verzehnfacht, die Zahl der Dampfer stieg nahe bis siebenzig, das Material, das nur für ihre Heizung benöthigt ward, kostete über zwei Millionen Gulden im Jahr. Freilich erscheint das nur, begreiflich, wenn man auch die Ziffern der Leistung kennt, wenn man bedenkt, daß im gleichen Jahre mehr als eine Million und hundertachtzehntausend Meilen zurückgelegt und über dreimalhunderttausend Passagiere befördert wurden, daß der Gütertransport nahe an sechs Millionen Centner reichte. „Avanti“ ist die stolze Devise der Gesellschaft und Niemand führt sie mit besserem Recht.

Wenn uns das Tergesteum mehr den stillen arbeitamen Geist und die intellektuelle Macht empfinden läßt, die solch ein Unternehmen leitet, so sehen wir im Arsenal des Lloyd, das seit 1857 vollendet und auf fünf Millionen Gulden gewerthet ist, die tausend rührigen Hände, die daran schaffen; hier wird die äußerliche Machtentfaltung, der Verbrauch an physischer Kraft uns klar.

Aber noch eines — woher der seltsame Name, was bedeutet der Ausdruck Lloyd? Wohl nicht allen ist es

...ntwähle nebeneinander, die ...  
...atutoge Zeit.  
...gemäß im Jahre; von hier ...  
...die Millionen kommen, von ...  
...auf in's Innere der Erde ...  
...n Krieges, obwohl es damals ...  
...julen Bauten, bei denen die ...  
...ert vorbehalten. Auch der ...  
...1834 errichtet.  
...azza della Borsa, und die ...  
...unkt, der Corso, die ...  
...ein tiefer Palast, der ...  
...nt ward; hier befindet sich ...  
...asgedeckten Gallerien, die ...  
...der jüdischen Söhne, die ...  
...hier geschaffen wurden, die ...  
...mächtigen Schöpfungen, an ...  
...Brud, der spätere ...  
...krantz (1831), die ...  
...die Gesellschaft ...  
...sich denn von ...  
...Austriaco", die ...  
...ete, über welche ...  
...de, sowie ...  
...ann, als er die ...  
...jenen Schritt ...  
...richten ...  
...a finden; die ...  
...antimopol. ...  
...edelte, von dem ...  
...tuten fand, ...  
...onnen und der ...  
...halb Millionen ...  
...nur für ihre ...  
...eifisch, wenn ...  
...lion und ...  
...es der ...  
...Niemand ...  
...die intellektuelle ...  
...1857 vollendet ...  
...died die ...  
...sdruck ...



MIRAMAR.

Landes- u. Stadt-  
Bibliothek  
Düsseldorf

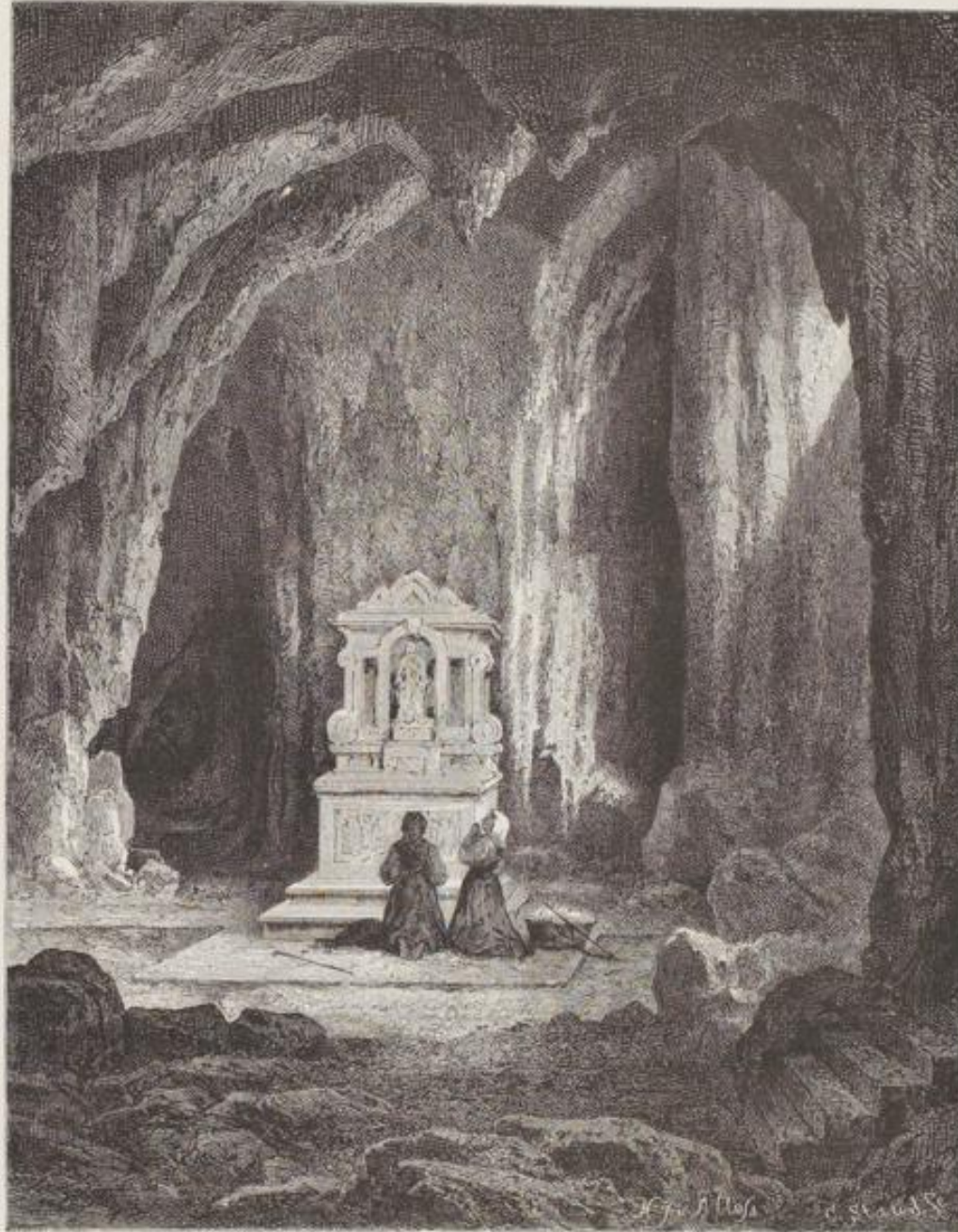
...  
...  
...  
...  
...



...  
...  
...  
...  
...  
...  
...  
...  
...



gegenwärtig, daß Herr Lloyd ursprünglich nichts anderes war, als der Besitzer eines Caféhauses in London; er hatte die Restauration der Börse und in seinen Lokalen versammelten sich Agenten und Makler, um dort begonnene Geschäfte zu besprechen und abzuschließen. Schon zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts ging das Geschäft in den Besitz einer kaufmännischen Gesellschaft über, die es für ihre regelmäßigen Versammlungen benützte und bald an allen Enden der Erde Vertreter gewann. Die Berichte, welche von denselben eintrafen, wurden hier angeschlagen und später

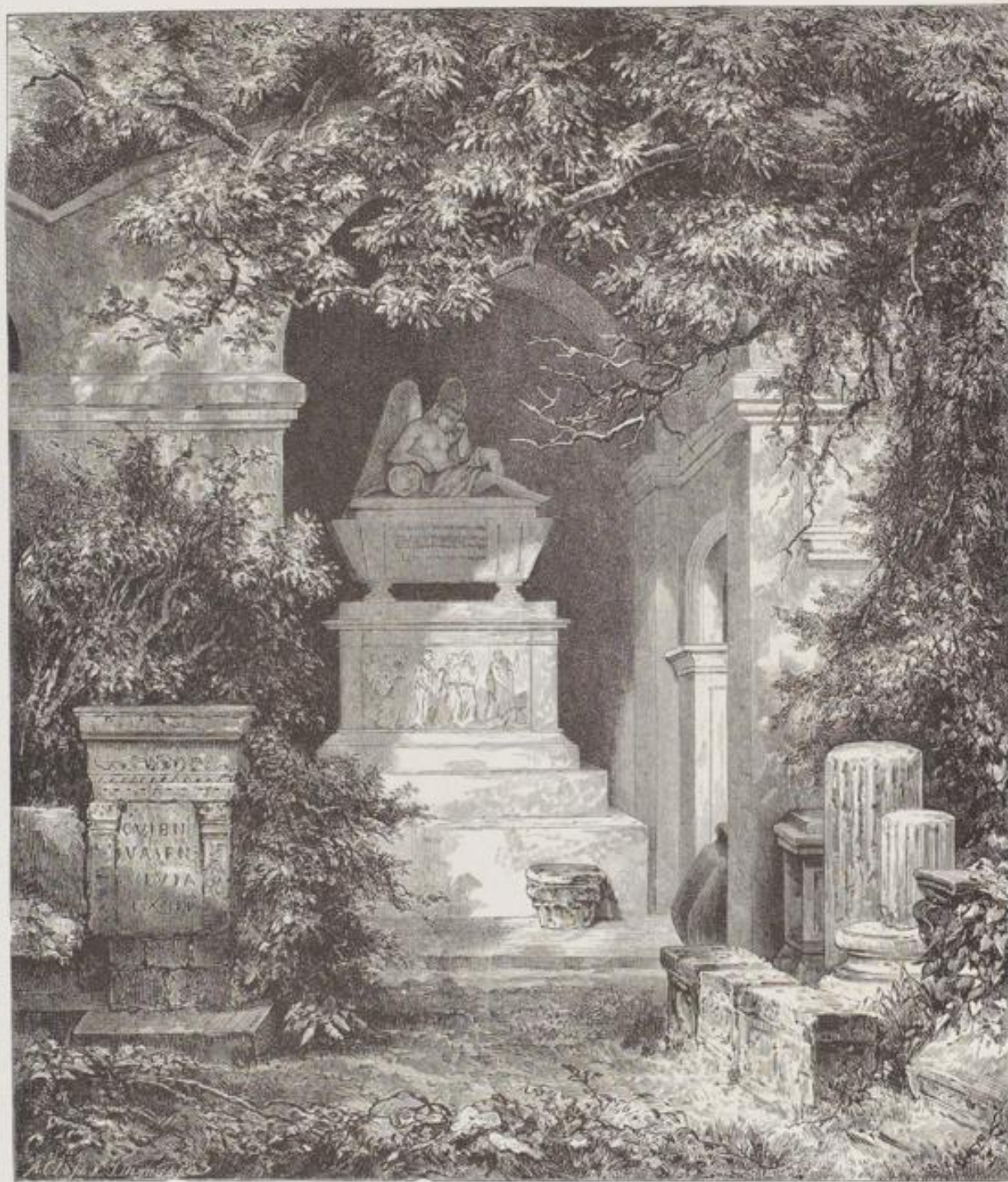


GROTTE VON SAN SERVULO BEI TRIEST.

in Lloyd's list veröffentlicht, einem Blatte, das seit 1800 täglich erscheint. Auf diese Weise entwickelte sich das weltberühmte englische Institut und nach diesem Beispiel ward der österreichische Lloyd gegründet.

Vom Fergesteum, wo der letztere seinen Sitz hat, führt der Corso in die Altstadt, die uns starke Befestigungen und manche Spuren der Antike zeigt. Nur wenig ist von den Kirchen Triests zu berichten, wohl aber müssen wir ein Grab besuchen, das jeder Deutsche mit Ehrfurcht nennt. Es ist die Ruhstätte Winkelmann's, die wir meinen, jenes mächtigen Mannes, der die Antike neu belebt hat und 1768 in Triest ermordet wurde, als er eben seinem Begleiter Arcangeli eine Sammlung alter Goldmünzen zeigte. Lessing, obgleich mit Winkelmann vielfach im Widerstreit, meinte doch, daß er ihm gerne ein paar Jahre seines eigenen Lebens gegeben hätte; so hoch schätzte er sein Verdienst.

Doch auch die Manen eines anderen Mannes treten uns entgegen, wenn wir Triest und seine Umgebung durchwandern. Zwei Punkte sind in derselben besonders bemerkenswerth, die Grotte von San Servolo und ein Schloß, welches bei Brignano weit in die See vorspringt. Das ist Miramar; das war die ritterliche Burg und das Tusculum Maximilians, ehe er der Tragödie von Cueretaro entgegenging. Hohe mächtige Dämme, aus istrischem



WINCKELMANN'S DENKMAL.

Gestein erbaut, schützen die Zinnen vor der Fluth, breite Treppen führen durch grünbelaubte Gänge hinab zum Ufer, wo es sandig ist und weich; meilenweit sieht man vom Söller über die blaue Adria. Selbst der Fremdling, der durch diese Bogengänge schritt, der nur einmal den Nachtigallen lauschte, die dieß dunkle Grün erfüllen, fühlt etwas wie Sehnsucht in seinem Herzen; wie oft mag Heimweh über jenen Fürsten gekommen sein, der hier den Traum seiner glücklichen Jugend träumte!

Unter den Augen des Feindes, den er geistig überwinden wollte, sank sein Leben, in Wahnsinn liegt sein Weib, die edle Königstochter, und verödet steht am Meeresstrand das Schloß von Miramar.

wenn wir Trieb und ihre ...  
die Grotte von San ...  
mar; des war die römische ...  
Höhe mächtige ...



sch grünbelaubte ...  
ur Maria. Schö ...  
dieß dunkle ...  
a gekommen ...  
ant kein Leben, ...  
von ...

## Mantua.

**E**s ist Winter, in der Morgenfrühe wird Reveille geblasen und ein Bataillon von Grenadiereu zieht gemessenen Schrittes auf die breite Bastion hinaus. In ihrer Mitte geht ein Gefangener mit gesenktem Haupt, aber ungebeugt und unerschütterlich dem Ziel ergeben, für das er sein Leben wagte; vor all' den Kasematten, wo sie vorüberziehen, stehen die Männer mit schluchzender Geberde, um ihn noch einmal zu sehen, ihren Führer und Helden. Das ist Andreas Hofer, der Sandwirth aus dem Passerthale. Als man am Platze angekommen, ward ein Carré gebildet, nach rückwärts geöffnet; die Schützen treten vor, er weist die Binde zurück, die ihm die Augen deden soll und gibt selber den Befehl zum Feuer. — Von zwölf Kugeln getroffen stürzt er zu Boden, aber erst die letzte, die noch nachfolgt, erlöst seine Seele; sie werfen ein schwarzes Tuch über die Leiche und im gemessenen Schritt, wie sie gekommen, ziehen die Grenadiere heim.

So starb der Held von 1809 auf den Wällen von Mantua und man darf wohl sagen, der Schuß, der damals krachte, hallt nach in der Erinnerung des Volkes bis heute. Das Blutgericht, das damals gehalten wurde, war so verlegend für das Gefühl der Zeitgenossen, daß es dem Orte, wo es vollzogen ward, gleichsam ein unauslöschliches Merkmal aufgedrückt. Wer nur den Namen Mantua auf die Lippen nimmt, der nennt den anderen Namen dazu: Andreas Hofer; er ward gewissermaßen der Märtyrer der Stadt.

So urtheilt das heutige Geschlecht und wir haben es fast darüber vergessen (über dieser einen Gestalt, die ganz der Neuzeit angehört), wie uralt eigentlich die Erinnerungen und der Ruhm dieser stolzen Feste sind, wie viel andere große Namen hinter den Wällen Mantua's ihre Heimat suchen.

Denn in vollem Maße theilt diese Stadt die Eigenart, die wir den meisten Städten Oberitaliens vindicirten; ihre Geschichte ist mächtiger als die Geschichte so manchen Staates. Fast jede zählt Geschlechter, die den Herrschern Europa's ebenbürtig zur Seite standen, fast jede hat ihren Helden aus antiker Zeit, der noch im Bewußtsein des heutigen Volkes unverkümmert lebt. Wie wir in Verona den Spuren Catulls und in Padua den Manen des Livius begegneten, so finden wir hier Virgil, den großen Sänger der Aeneide, der schon in seinen georgischen Liedern die schiffbekränzte Fluth des Mincio begrüßt und sich sehnt, daß die Mufen ihn wieder zur Heimath führen.

Aber auch an all' den tausend Stürmen, die dem Sturze des römischen Kaiserreiches folgten, an all' den Thaten und Leiden, die das Mittelalter über Italien brachte, hatte Mantua seinen vollen Theil. War es doch hier, wo Alboin und Autharis das Scepter schwangen, wo die deutschen Kaiser, wenn sie auf ihren Römerzügen die Lombardei durchzogen, so gerne einen Kasttag hielten! Erbittert stritten um den Besiß der Stadt Heinrich IV. und die Gräfin Mathilde, Hildebrand's mächtige Freundin; blutig ward in den Straßen gekämpft von den mächtigen Adelshäuptern, die alle nach Herrschaft geizten, bis endlich Gonzaga die Herrschaft gewann.

Mehr als dreihundert Jahre behauptete sich sein Geschlecht im Besitze derselben, denn es war kampflustig und stark, so oft der Krieg an die Mauern pochte, und von offenem Sinn für das Schöne, wenn es galt, die Heimat zu schmücken und den Bürgerstolz zu wecken. Was Giulio Romano in dem herrlichen Schlosse gemalt, was Alberti in Mantua erbaute, ist aus dem Mäcenatenvort dieser Fürsten entstanden, nicht Florenz allein hatte seine Medicäer.

Betrachten wir die Stadt in ihrer äußeren Lage, so ist sie auf zwei Inseln des Mincio errichtet, der sich hier mächtig aufstaut und wie ein See die Stadt umgürtet. Fünf gewaltige Thore führen hinaus auf die großen Straßen von Süden und Norden, ein breiter Mühldamm führt von der Stadt zur Citadelle und schwarze hochgeladene Barken, die bis an's Ufer des Adriatischen Meeres fahren, liegen in Porto-Catena vor Anker. So zeigt uns denn die Stadt, wie sie mitten im Wasser steht, mit ihren furchtbaren Forts ein düsteres, wehrhaftes Bild; mehr und mehr hat sich der Geist der goldenen Renaissance verflüchtigt und ist dem Geiste kriegerischer Verschlossenheit gewichen. Nicht die Schönheit, sondern nur die Stärke war das Grundprincip der späteren Entwicklung.

Und in der That ist Mantua heutzutage eine der fürchterlichsten Festungen, die Europa besitzt, denn während die Stadt selber kaum achtundzwanzigtausend Bewohner zählt, reichen ihre Casematten für eine Armee von vierzigtausend Mann; tief in's Wasser hinein sind doppelte Bollwerke gebaut, knarrende Zugbrücken führen darüber und jedes der Thore starrt von neuer Befestigung. Weithin werden von hier aus alle Straßen beherrscht, vergeblich belagerten im Juli 1796 die Franzosen den Platz und grauenhaft waren die Opfer, welche der Feind im Jahre 1797, 1799 und 1814 brachte, ehe Mantua sich ergab. Diese Jahre sind es recht eigentlich, welche der Stadt jene finsternen Furchen in's Antlitz prägten, die wir heute an ihr gewahren; aber wie es damals zum Schauplatz der großen Gewaltthat ward, als der reitende Bote von Mailand das Todesurtheil gegen den tirolischen Helden brachte, so ward es später in den traurigen Jahren nach 1848 der Schauplatz jener finsternen politischen Prozesse, in denen nicht die Schuld des Einzelnen, sondern die Freiheit der Völker verurtheilt ward.

Ueber der schwülen Stimmung, die diese Erinnerungen uns wachrufen, lastet bleiern die Atmosphäre, welche aus den sumpfigen Niederungen des Flusses aufsteigt und die der mörderische Bundesgenosse der Belagerten wird, so oft fremde Truppen die Stadt bedrängen.

Alle diese Eindrücke freilich, welche die Festung Mantua uns nahelegt, vergessen wir rasch, sobald wir nun Mantua die Stadt betreten, wenn wir durch die inneren Gassen schreiten, an Palästen und Theatern vorüber, durch eine andere Zeit, durch eine Fülle von Meisterwerken, die kaum ihres Gleichen haben. Nicht die zerstörende Hand des Krieges, sondern die schaffende Hand der Kunst wird jetzt unser Führer. — Als Mittelpunkt der Stadt muß die Piazza S. Pietro gelten, die uns den Dom und den alten Palazzo ducale zeigt, den Sitz der höchsten geistlichen und weltlichen Gewalt. Von hier bis zur Straße vom grünen Kreuz und zum Teatro sociale drängt sich der dichteste Verkehr; der originelle Anblick aber wird dadurch gesteigert, daß der eine jener See'n, zu welchen der Mincio sich aufstaut, bis hart an den Platz reicht: nur eine Brücke führt von hier zur Lunetta.

Im alten Schloß der Herzoge von Mantua ist Giulio Romano der herrschende Meister, er hat den von Bonaccossi begonnenen Bau zu seiner künstlerischen Bedeutung erhoben, indem er dem Inneren neue Gestalt gab; er hat die Mauern desselben durch seine trojanischen Fresken für alle Zeiten berühmt gemacht.

Noch reicher an Werken dieses Meisters ist der Palazzo del Te, in welchem acht Säle von seiner Hand geschmückt sind, unerschöpflich durch die Fülle ihrer Gegenstände und unerreichbar an Grazie wie an Größe. Das erstere gilt von dem Saal der Psyche, das zweite von der Sala dei Giganti, wo uns die himmelstürmenden Titanen fast schreckhaft gegenüberreten. Die ungeheure Expansivkraft, welche jene Zeit besaß, zeigt sich am besten in der Wahl ihrer künstlerischen Motive, die ja mit Vorliebe auf die alte Götterwelt zurückgriffen; jeder kleine Duodezfürst wollte seine Versammlung von Olympiern und seinen Saal voll Giganten haben. Vielleicht erschiene diese Leidenschaft uns heute lächerlich, wäre nicht ihre Darstellung in die Hände von Künstlern gefallen, die dem Streben nach politischer Größe ihre ganze künstlerische Größe dienstbar machten, und auf solche Weise den kleinen Höfen einen unvergänglichen Nimbus gaben. Was anderen Dynastien ein großer Minister oder ein großer Feldherr geleistet, das leisteten den italienischen Fürsten des sechzehnten Jahrhunderts die großen Künstler, deren Namen mit dem ihrigen unauf löslich verknüpft sind.

Nach dem Jahre 1546  
wurde Mantua  
von den Spaniern  
besetzt und in der That  
ist eine große Erinnerung  
an die Herrschaft der Herzöge



Manuel Engel hat betrachtet.  
Mantua im Jahre 1546.  
Nach in der That zu  
sehen, der Ueber aus dem  
Lage ist, und hinterließ  
von Mantua, Österreich  
wie die Verhältnisse des einig

Und dieß fühlte man auch in einem Volke, das so ausgeprägten Sinn für öffentliche Ehre und öffentliche Schmach besaß; die Stellung, welche Giulio Romano am Hofe der Gonzaga's und bei der Bürgerschaft der Stadt genoß, war in der That eine glänzende. Denn nicht nur der Adel der Geburt, auch die Geistesaristokratie errang sich eine gewisse Souverainetät in jenen „Republiken“; Giulio Romano war nicht der Diener, sondern der Freund des Herzogs, der ihn berufen, sein Haus ward vom Volk geehrt, wie eine geweihte Stätte, sein Tod ward als



BLICK AUF MANTUA BEI PONTE SAN GIORGIO.

nationales Unglück betrauert. „Wir haben unseren Giulio Romano verloren, unsere rechte Hand,“ schreibt Hercules Gonzaga im Jahre 1546.

Und in der That ward auch das künstlerische Leben der Stadt fast zugleich begraben mit diesem unersehblichen Meister; der Letzte aus dem Stamme der Gonzaga starb 1707 in jener ganzen Versunkenheit, die das Erbtheil der Leyten ist, und hinterließ die gewaltige Wüste der neidischen Zeit, wie einen Crisapsel, um dessen Besitz Deutschland und Frankreich, Oesterreich und Savoyen buhlten. Länger als ein Jahrhundert währte ihr Streit — jetzt aber weht die Tritolore des einigen Italiens, wo ehemals Andreas Hofer dem Kaiser Franz das letzte Lebehoch gebracht.





## Mailand.

Ob auch in Staub geworfen, du standest wieder auf  
Und stüttest dich behende auf deines Schwertes Knauf.

Die Kraft der größten Kaiser zerbrach an deinem Mut  
Und edler immer edler schwoh deiner Bürger Blut.

Und freier stets und reicher wardst du im Zeitenstrom,  
Längst ragt mit tausend Chärmen empor dein Marmordom.

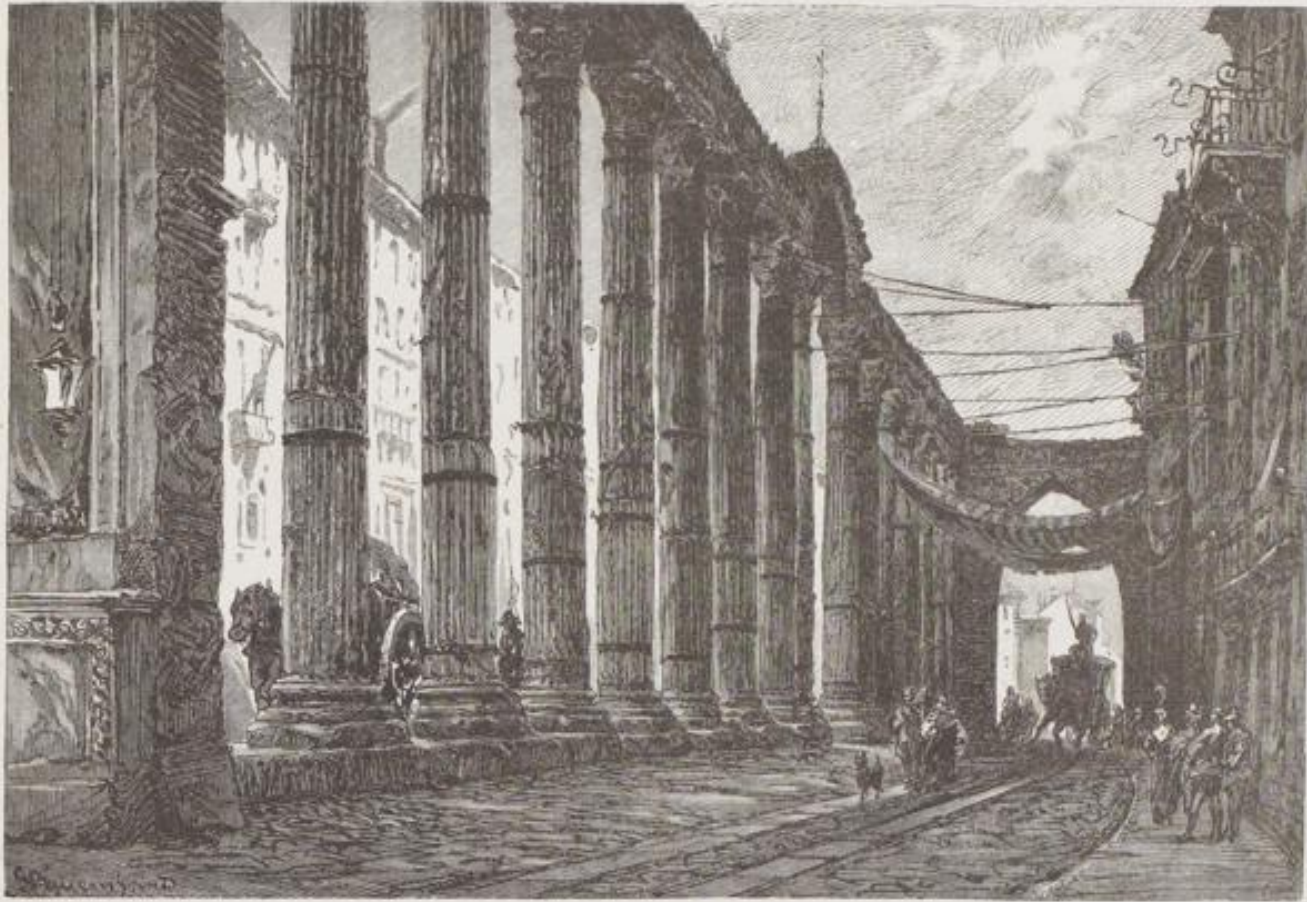
Palläststraßen ziehen durch dich in stolzer Pracht,  
D'rein wogt ein reges Leben bis in die späte Nacht.

Und Villen-Gärten gürten um dich sich meilenweit,  
Du Perle der Lombarden, blüh' fort für alle Zeit!

E. Paulus.







SAEULEN VON SAN LORENZO.

## Mailand.

Nicht seiner äußeren Erscheinung, aber seinem inneren Werthe nach zählt Mailand zu den bedeutendsten Charakteren Italiens; es ist mehr als Phrase, wenn man es die „moralische Hauptstadt“ des Landes nennt.

Was mußte nicht Alles geschehen in Thaten und Leiden, bis endlich das Vaterland geeinigt war, und wenn auch die Begeisterung für diesen Wunsch das ganze Volk durchfluthete, der Löwenantheil an der Arbeit fiel doch dem Norden Italiens zu. Hier vor Allem, in Piemont und bei den Lombarden, war jener nüchterne, strenge Geist, der zum Wollen auch die That fügt, den keine Noth des Erduldens schreckt, und im Erdulden wenigstens ist keine andere Stadt mit Mailand vergleichbar. Achtundvierzighmal ist es belagert worden, und achtundzwanzighmal ward es erstürmt; so oft die Wogen des Krieges sich über die lombardische Ebene ergossen, schlugen sie brandend an seine Mauern; wie ein Fels aus dem Meere ragt Mailand aus der stürmischen Geschichte des Mittelalters. Aber neben all' dieser Kampfeslust, neben jenem männlichen Troz, der recht eigentlich die Signatur der Stadt war, blühte doch immer in unerschöpflicher Fülle Kunst und Wissenschaft, Reichthum und Minnedienst; ja, es entstand sogar im Scherz die Sage, der Name Mailand bedeute die „Stadt der Maiden.“

So gingen zwei Jahrtausende im Sturm über dieß kühne Haupt der Lombardei hin und wir glauben es kaum, daß dieselbe Stadt, in der wir die weißen Soldaten Radetzky's sahen, die 1859 begeistert rief: „Evviva Vittorio Emanuele“, — daß sie zweihundert Jahre vor Christus schon von den Römern belagert ward, daß Theodosius hier Hof hielt und Attila hier fengte. Furchtbarer aber als dieß Alles war das Strafgericht Barbarossa's,

dessen Gattin hier so tiefe Schmach erduldet, daß er schwur, die Stadt dem Boden gleich zu machen. Mit eisernen Haken wurden damals die Gebäude niedergerissen und Feuer an ihr Gebälk gelegt; erst auf den Trümmern Mailands sah der Kaiser seine Sühne. Zwei Jahrhunderte später finden wir die Visconti im Vollbesitz der Stadt; die Mittel, mit welchen sie ihre Herrschaft befestigten, waren dieselben, die jeder Gebieter Italiens damals übte, dieselben, wie sie Machiavelli im „Principe“ berühmt gemacht; nur daß sie der eine kühner als die anderen zu gebrauchen wußte.

Grausame Zeiten, voll Blut und Gewaltthat, mußten vergehen, ehe das Geschlecht der Sforza das Herzogthum Mailand gewann. Sie kamen aus niedrigem, ja bäuerlichem Stamme, aber der Gründer ihrer Würde besaß doch wenigstens persönlichen Muth und zeigte, was der Glaube an einen hohen Beruf vermag, bis seine Enkel wieder dem Fluch verfielen.

Der volle Zwang des Despotismus indessen kam über Mailand erst, als Karl V. es in die Hände Spaniens übergab, in denen es bis zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts verblieb. Wie man über die Herrschaft Oesterreichs dachte, die darauf folgte, ist allen Zeitgenossen bekannt; vergeblich berief man deutsche Gelehrte und Künstler, um der Stadt neuen Nimbus zu geben, — aber Mailand wollte nicht deutsch sein, es wollte nichts sein als ein Theil des einigen Italien! Entsetzliche Jahre vergingen, bis der Frieden von Villafranca kam und der König unter brausendem Jubel in Mailand einzog.

Es ist wunderbar genug, daß eine Stadt, die so unwandelbar im Kreise nationaler Entwicklung stand, doch äußerlich so wenig nationale Charakteristik zeigt. Dem Jeder, der Italien unbefangen durchzieht, wird sich gestehen, daß das italiische Element in Mailand am wenigsten zu Tage tritt; das Leben, die ganze Physiognomie der Stadt hat vielmehr einen kosmopolitischen Zug, wie er jeder Großstadt eigen ist, und gar manche Straßen könnten ebenso gut in Paris sein.

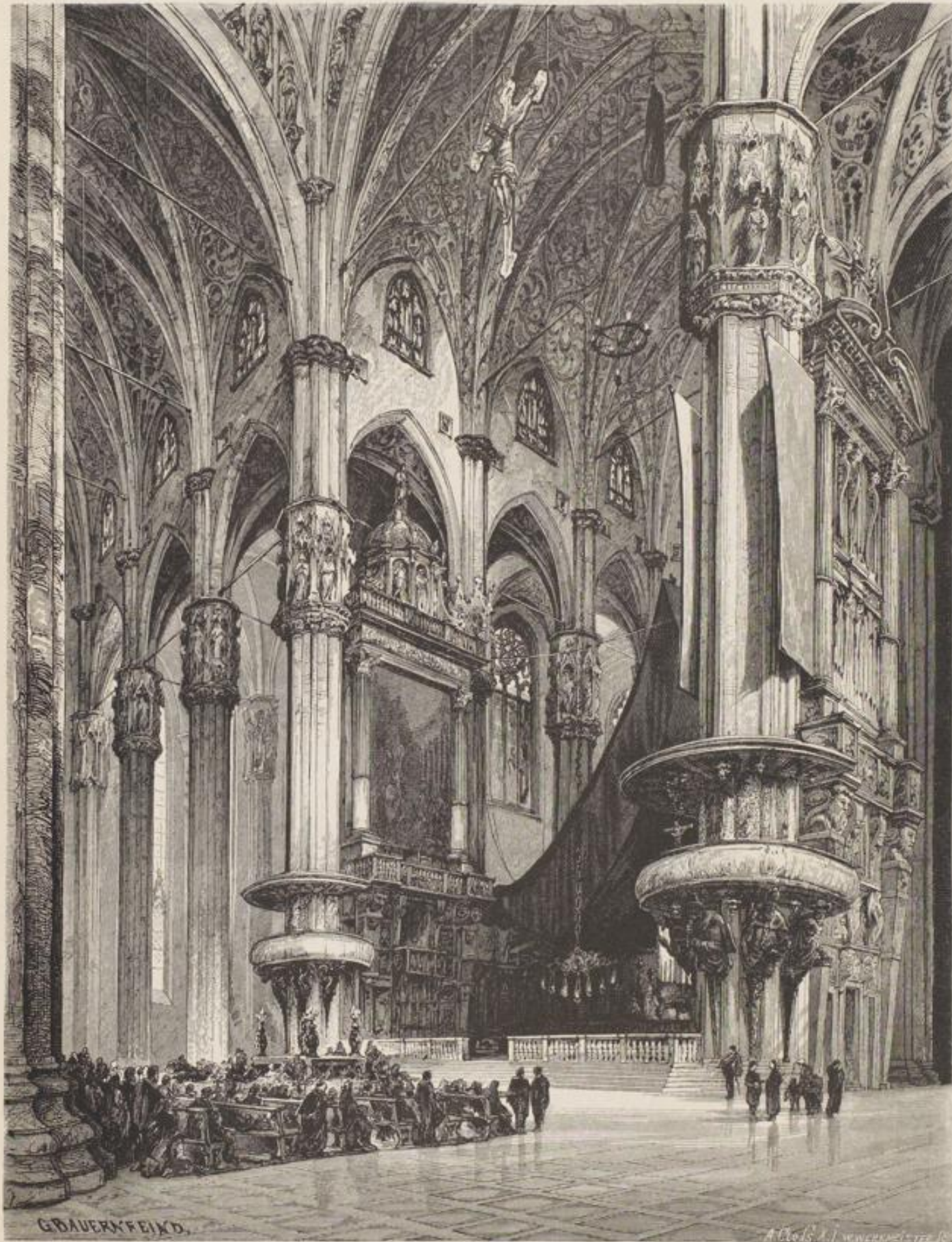
Am ehesten besitzen noch die neuen Wege (vor Allem die Gallerie Victor Emanuels) ein südliches Gepräge; dieß Bedürfniß nach hohen glänzenden Räumen, wie es hier zum Ausdruck kommt, ist doch das eigentliche Wahrzeichen der Italiener, deren ganzes Leben nach Außen drängt. Man muß des Nachts in die lombardische Hauptstadt kommen, an einem Festtag, wo Alles erleuchtet ist, und dann durch diese Hallen gehen, wo Tausende von Menschen fluthen und Tausende von Flammen strahlen, dann wird man inne, was für Italien die Nacht bedeutet und daß es wirklich Italien ist, in dem wir weilen.

Der Grundstein zu diesen glänzenden Hallen, die schwerlich ihres Gleichen haben, ward am 4. März 1865 gelegt, der Schöpfer derselben, der leider vor kurzem durch einen Sturz von jener Gallerie den Tod fand, stammte aus Bologna. Im Mittelpunkt des ungeheueren Kreuzes, das zum Grundriß diente, erhebt sich eine Kuppel, reich mit Fresken und Karnatiden geschmückt, in dem Achteck aber, das von der Kuppel überwölbt wird, stehen die Statuen der berühmtesten Italiener. Rafael und Dante sind hier; stürmisch schaut Savonarola hernieder und Arnold von Brescia, der große Erreger des Volkes! Hier ist es auch, wo Machiavelli sein Denkmal fand, und ebenbürtig an politischer Weisheit, überlegen an politischer Freiheit, steht Cavour ihm gegenüber.

Die ganze Halle, zu deren Erleuchtung zwölfhundert Gasflammen dienen, zeigt uns das Leben eines südlichen Bazars; sechshundneunzig der prächtigsten Magazine breiten uns hier ihre Schätze aus, funkeln den Schmuck und schwere Teppiche, Statuen und Bilder. In den Café's sind die Flügelthüren geöffnet, daß man die rothen Sammtkissen und die riesigen Spiegel sieht, unablässig drängen sich die Zeitungsverkäufer heran an die plaudernden Gruppen und jagen ihre bekannte Weise: „Perseveranza“, „Fanfulla“ — cinque Centesimi.

So wirkt Alles zusammen, um die Galleria zum glanzvollen Mittelpunkt des öffentlichen Lebens zu machen: die massive Pracht des Baues und die leichte Schwungkraft des Verkehrs, emsiger Fleiß und vornehmer Müßiggang. In den Giebelfeldern stehen die Bilder der Welt: Europa, Asien u. s. w., aber der feste Grund, auf dem wir wandeln, aus dem dieß Meisterstück emporstieg, ist das uralte Mailand; hier eint sich, wie in keiner andern Stadt Italiens, der Bürgerstolz mit kosmopolitischem Geiste.

Auf dem Corso und in der Galleria begegnet sich zumeist der gesellige Verkehr, wenn die strenge Arbeit zu Ende ist und Alles Athem holend in's Freie eilt. Hier allein werden wir sofort in die italienische Welt versetzt, an die uns weder der Bau der Stadt, noch die Haltung der Bürger sonderlich gemahnt; nur die Gesellschaft ist



IM DOM ZU MAILAND.

dem Boden gleich zu stehen...  
all gelang; ich mit der...  
er die Kisten in...  
die jeder...  
es sie der eine...  
die das...  
ma, aber der...  
sehen Beruf...  
et, als...  
Wie man...  
an deutsche...  
in, es...  
ma kam...  
Reise...  
unbefangene...  
Leben, die...  
und gut...  
die...  
auf...  
es...  
Hallen...  
für...  
Gleichen...  
von...  
dreißig...  
Doppel...  
a...  
sein...  
genühter.  
menen,...  
schäpe...  
öffnen,...  
heran...  
e Centesimi.  
dumpe...  
emiger...  
n., aber...  
er...  
eilige...  
wir...  
ndetlich...



jenes Zauberwort, welches das innerste Wesen des Italieners mit plötzlicher Macht erweckt, und ihm Alles entlockt, was er an Geist, an Lebenswürdigkeit und Schönheit besitzt. Wer in Mailand nur die großen Comptoirs oder die Stätten geistiger Arbeit betritt, der wird ernste, emsige Menschen finden, die fast mit nordischer Strenge ihre Pflichten üben; erst wenn wir des Abends auf den Corso kommen, wandelt sich das Bild, nun erst sind die Mailänder im vollen Sinne Italiener! Mit doppelter Raschheit fließt jetzt die Rede, in prächtigen Falten fällt den Frauen der Schleier über die Schulter, duftig und zart blinkt die helle Seide, in die man sich seit Ostern kleidet. Denn, in der That, selbst in den Frauen lebt jener energische Geist, der an allen öffentlichen Dingen Antheil nimmt, und Meardi hat ihnen aus der Seele gesprochen mit seinem Gedicht *le donne Veneziane alle Milanesi*. Mailand war damals schon dem einigen Italien verbunden, aber Venedig schmachete noch in fremder Hand und mit lauten Sammerrufen klingt sein Lied von dem Stern Italiens:

„Cupido di brillar sulle lagune“.

Der Grundton, der durch alles Leben in Mailand geht, ist modern; so reich auch die Erinnerungen an eine große Vergangenheit uns umgeben, die Kraft der Gegenwart bleibt doch — allmächtig! Selbst da, wo ihr vergangene Formen zum Ausdruck dienen, tritt sie uns siegreich entgegen. An der Piazza dei Mercanti, aus deren geschlossenen Räumen einst die drakonischen Geetze des Podestà verkündet wurden, hallt jetzt der Lärm der beweglichen Börse, und in den Loggien, wo einst theologischer Streit erklang, sitzt die Handelskammer zu Rathe. Und so alt auch die Stiftung des Ospedale Maggiore ist, die großartige Entwicklung seines Zweckes, diese Gleichheit Aller, die der Kummer gleichgestellt, bleibt doch immer das geistige Eigenthum der Neuzeit. Man konnte solches ahnen in früheren Jahrhunderten, aber verwirklicht mit voller bewußter Freiheit hat es erst die Gegenwart.

Etwas im Jahre 1784 wurden sämtliche wohlthätige Stiftungen, welche Mailand besaß, zu einem einzigen Fond vereinigt, auf welchen alle Bedürftigen Anspruch haben, von der verarmten Wittve fürstlicher Geschlechter bis zur Bettlerin, die sorgenvoll ihr Kind auf dem Schooße wiegt; neben dieser Armenspende aber sind etwa dreitausend Betten für Kranke verfügbar, und diese riesigen Mittel werden verwaltet im Sinne edelster Menschlichkeit; unter ständiger Aufsicht der Protectoren, im ständigen Gedenken der edlen Geber, deren Bildnisse alle zwei Jahre in den Hallen des Hauses zur Ausstellung gelangen.

Welchen Umfang übrigens die Anstalt gewonnen hat, mag man daraus erkennen, daß die Activen derselben bereits über siebenundvierzig Millionen betragen, daß im Jahr etwa einundzwanzigtausend Kranke und zehntausend kleine Kinder (letztere meist auf dem Lande) von ihr gepflegt werden.

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf das politische Gebiet, so weisen zahllose Reminiscenzen auf das Geschlecht der Bonaparte hin, aber auch das ist ja ein tief moderner Zug, wemgleich die Geschichte nun zum zweitenmal diesen Namen entthront hat. Denn mit keiner andern Stadt hatten die Napoleons so tiefe persönliche Beziehungen als gerade mit Mailand. Hier war es ja, wo einst der Mann, der mit fliegender Fahne auf der Brücke von Arcole stand, die eiserne Krone auf's Haupt nahm, wo der Vicekönig Eugen verschwenderisch Hof hielt; wo Napoleon III. nach Magenta seinen Einzug feierte und sich als Retter Italiens huldigen ließ. Solche Erinnerungen behalten mindestens für jene Generation, die sie erlebte, eine unbeschreibliche Macht, denn die Thatsache, nicht die Reflexion ist es, womit die Massen rechnen, woran sie denken, so oft sie zum stolzen Arco della Pace emporsehen. Dazu kommt, wenigstens bei denen, die edler fühlen, ein gewisses Gefühl der Dankbarkeit, denn nichts ist falscher, als diesen schönen Zug dem italienischen Charakter zu bestreiten; sie wissen es wohl, daß sie den letzten Ausbau ihres eigenen Vaterlandes Deutschland verdanken, aber den Grundstein ihrer Einheit legte doch der Kaiser von Frankreich zu einer Zeit, da Niemand ihn legen konnte, als er. Dieß mag den Cultus Napoleons entschuldigen, wie wir ihm bisweilen in Wort und Bild hier begegnen; er hatte vielleicht etwas Berlegendes, so lange er dem allmächtigen Cäsar galt, aber das ist gemildert, seit er der Erinnerung an eine gefallene Größe gilt.

Mit welcher Wärme übrigens die Italiener an jedem Namen hängen, der fördernd in die Geschichte ihres Landes eingriff, wie lebendig das Andenken an alle Männer genährt wird, die zum Ruhme Italiens das Ihre beigetragen, dafür finden wir auch anderwärts hundertfältige Belege.

In jeder größeren Stadt sind die Plätze und Straßen nach ihren besten Bürgern genannt, vor den Denk-

malen, die ihnen die Nachwelt setzt, spielen die Kinder und lernen spielend den Stolz, den sie als Männer hegen. Ueberall wird der Zusammenhang mit den Heroen der Nation in begeisterter Weise gepflegt und fast immer durch den Anblick des Schönen vermittelt; wir nennen aus neuester Zeit nur den großen Cavour!

Auch in Mailand steht sein herrliches Denkmal, aber selbst bis in die kleinsten Kleinigkeiten steigt die Popularität desselben hinab; auf jeder Banknote, die dem Bürger durch die Hände läuft, ist das Bildniß des berühmten

Mannes, der so staatsmännisch klug durch die Brille schaut; die beliebteste Cigarre, die der Rutscher raucht und der Gentleman nicht verachtet, heißt „Cavour“. Kurz, es ist beispiellos, welche Vielseitigkeit, welche Eindringlichkeit die Italiener einem Gedanken zu geben wissen, der einmal in ihrem Herzen das Bürgerrecht gewonnen hat.

Wir schlendern weiter, durch die Contrada di Brera und treten in einen hohen Säulenhof mit prächtigen Statuen: hier sind die wissenschaftlichen Schätze Mailands vereinigt und auch die Gemäldegallerie, die hier verwahrt wird, bietet Perlen der alten Meister. Wer, der es jemals sah, vergäße wieder Rafael's Sposalizio? Wer vermöchte es zu beschreiben, so wie er es sah? Wir fühlen wohl, daß diese schlichten Schilderungen gerade der Kunst am meisten schuldig bleiben, denn mit wenigen Worten ein volles Urtheil zu sprechen, wäre verwegen, und mit jener Hingebung darauf einzugehen, die allein ihrer würdig ist, erforderte Bände statt der Seiten.



SANTA MARIA DELLE GRAZIE.

Mehr als jeder Andere ist gerade der Künstler und der Forscher der Kunst auf die eigene Anschauung verwiesen, ihm kann die Schilderung am wenigsten Italien ersetzen!

Auf dem Wege nach der Porta Ticinese, einem der zwölf stolzen Thore, hält uns ein seltsamer Anblick fest; ein Bild, das uns mitten aus dieser modernen Welt zurückführt in die Antike. Es sind die Colonne di San Lorenzo, sechzehn korinthische marmorne Säulen von wunderbarer Schönheit, die aus römischen Thermen stammen und schon in den Gedichten des Ausonius genannt sind. So ruhen die Schöpfungen aller Zeiten vereint im Bannkreis unserer Stadt, aber sie alle sind klein vor jenem einen Werke, das wie ein lichtfunkelnder Demant vom dunkeln Ringe dieser Mauern umschlossen wird.

Das ist der Dom, das heilige Signum der Stadt, mit seiner marmorbleichen, tausendfältigen Gliederung, mit seinen kühlen, dümmertiefen Hallen, mit seinen weltgeschichtlichen Erinnerungen.

Lange Zeit waren die schmutzigen, niederen Häuser bis dicht an seine Marmorwände gerückt, so daß jede freie Entwicklung und jeder volle Anblick des Bildes fehlte; jetzt aber hat man für eine würdige Umgebung gesorgt und weithin freien, mächtigen Raum geschaffen.

Feenhaft steigt aus demselben nun der ungeheure Bau empor, riesig in seiner Gesamtheit und doch fast dustig leicht in allen einzelnen Theilen. Ueberall ist die breite Fläche durchbrochen, überall tritt der Drang hervor, die schweren Massen zu entlasten und in lustige Höhen emporzusteigen; es ist eine Mischung von Weihe und Phantasie, von verfeinerter Kraft und flüchtigem Spiele, wie sie kein anderes Bauwerk der Welt besitzt.

Etwa um 1386 wurde der Dom von Mailand durch Johann Galeazzo Visconti begonnen, und wenn es auch noch vieler Jahre, ja der Jahrhunderte bedurfte, bis er vollendet war, wenn auch die Hände aller Nationen an diesem Meisterstück der Menschheit mitgewirkt, der Ruhm des Gedankens gebührt doch jener fernen Zeit.

Mit innerer Spannung steigen wir über die breiten Marmorstufen empor, die sich vor den fünf Portalen der Fassade ausbreiten. Ein Blinder, auf den Pfeiler gelehnt, murmelt mit dumpfer Stimme: „Misericordia per un cieco“; verwahrloste Kinder, die auf den Treppen lugernd spielen, rufen uns zu: „Un' soldo signor, un' soldo“ und strecken die Hände aus; mit listiger Miene tritt ein Führer heran, der uns schon seit der Erde gefolgt war und raunt uns in's Ohr: „La cattedrale, signor, un guida per la cattedrale!“

Das sind die Hindernisse, die in Italien jede Schwelle belagern; doch mit einigen Centesimi und mit beredten Fingern befreit man sich leicht, man darf nur nicht viele Worte brauchen, sonst hat man verlorenes Spiel.

Das Mittelportal wird nicht durch eine knarrende Thüre, sondern durch einen ungeheuren Vorhang von der Straße getrennt, man drängt ihn langsam bei Seite und nun umfängt uns die gigantische Halle mit ihrer heiligen Dämmerung, mit ihren himmelhohen Säulen.

An einem fernen Seitenaltar tönt eine feine silberne Klingel, die zur Wandlung ruft, und mit verhülltem Antlitz sinkt die Matrone in's Knie, der Priester im Ornat, der eben aus der Sakristei getreten, von zwei Knaben gefolgt, hält stille und pocht an die Brust. Dort in der Nische, vor dem vergitterten Beichtstuhl kniet ein Mädchen im schwarzen Gewand, das Antlitz glühend wie Scharlach und die leuchtenden Augen emporgerichtet; sie ist der Welt entrückt, sie sieht und hört nicht mehr, sie weiß es nicht, daß sie fast laut ihre Sünden bekennt, die Sünden der schönen Francesca da Rimini! „Al tempo dei dolci sospiri . . .“

Lautlosen Schrittes ging ich weiter, sie hatte mich nicht gesehen, sie hatte die Glocken nicht gehört, die oben zu läuten begannen, sie trug nur einen Gedanken in der Seele und auf den gerungenen Händen: — Misericordia!

Im nächsten Kirchenstuhle saß ein altes Mütterlein, dem das graue Haar unter dem Schleier hervorjah; auch sie war versunken in eine Welt, auch sie hatte ihr Herzeleid. Nur mit einem einzigen Blicke streifte ich das schöne kummervolle Gesicht, aber ich verstand die Geschichte, die in demselben stand. Es war die Geschichte vom verlorenen Sohn, für ihn flüstert sie hier seit Jahren ihr tägliches Gebet: — Misericordia!

Eine wunderbare Gewalt ruht über diesen Hallen, ein Zauber, der selbst den Fremden, selbst den Gottentwöhnten in seine Kreise zieht. Es ist nicht bloß die Nacht, die der ungeheure Raum und das schöne Maß seiner Theilung auf die Sinne übt, es ist nicht Luft und Licht allein, was uns mit mystischer Gewalt umschwebt, sondern es ist etwas Geistiges, etwas Innerliches, in dessen mächtiger Strömung wir hier stehen, ja, etwas Seelisches, das so zur Seele spricht. In dem Herzensgeheimniß der Millionen, die hier beteten und weinten, liegt die geheimnißvolle Kraft, in der Ergriffenheit der Tausende, die hier vor unsern Augen knieten und vor Jahrhunderten hier knieten, liegt das Ergreifende dieser Stätte.

Das ist ihre eigentliche Weihe, das ist ihr unsichtbarer, wunderthätiger Schatz, der mehr fesselt, als alle silbernen Ampeln und goldenen Gefäße. Er ist's, der in den wunderbaren Orgeltönen stuhend lebendig wird.

Der Grundriß des Domes zeigt uns ein Kreuz, dessen innere Länge nahezu vierhundertfünfzig Fuß beträgt und in fünf Schiffe zergliedert ist; die ganze Grundfläche umfaßt mehr als hundertzehntausend Quadratfuß. So ist es wohl ein weiter Weg, alle diese Räume zu durchwandern.

Schon früher stand an der Stelle des jetzigen Domes eine uralte Kirche, aus deren Abbruch indessen keine Ueberreste in den neuen Tempel verwendet wurden. Denn der Marmor, der aus den Brüchen von Condoglio kam, war unerschöpflich, und die Gaben, die für das prächtige Denkmal flossen, waren im Anfang überreich. Galeazzo

Visconti selbst opferte einen großen Theil seiner Beute und seiner Juwelen, Marco Carelli bot ein Geschenk von fünfunddreißigtausend Dukaten und Papst Bonifazius IX. versprach allen Lombarden, daß sie dieselben Ablässe, wie für eine Pilgerfahrt nach Rom gewinnen könnten, wenn sie nach Mailand pilgerten und ein Drittel der dadurch ersparten Summe für den Tempelbau zur Verfügung stellten.

Sicher war derselbe anfänglich viel einfacher gedacht, als ihn die spätere Zeit gestaltete; man hatte zwar die



CORSO VITTORIO EMANUELE.

fünf großen Thore und die zweiundfünfzig achteckigen Säulen schon damals aufgenommen, aber man wollte nach Ambrosianischem Ritus nur einen einzigen Altar errichten. Alle Seitenaltäre, die jetzt in der Kirche stehen, kamen erst zur Zeit des hl. Karl Borromäus dorthin und sind größtentheils von Pellegrini entworfen, der auch den unterirdischen Gang nach dem Palaste des Erzbischofs baute.

Wenn wir eingetreten sind zwischen zwei Säulen aus rothem Granit, die dem Hauptportal eine kolossale Verzierung leihen, schreiten wir alsbald über den Meridian hinweg, der hier durch die Kirche läuft und im Jahr 1786



in den Marmorboden gelegt ward. Dann treten uns die stolzen Denkmäler entgegen, wie sie die Päpste und ihre Nepoten damals in den Kirchen Italiens errichteten; Statuen und Bilder drängen sich an jedem Altar, darunter auch jener widerlich-anatomische Bartholomäus, der seine eigene Haut über dem Rücken trägt. Und zu dieser ästhetischen Unthat fügte der „Künstler“ noch die überflüssige Inschrift, daß dieß Standbild nicht von Praxiteles, sondern von ihm, von Marcus Agrates, stamme.

Weltberühmt ist der siebenarmige Leuchter, der seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts dem Dom von Mailand gehört und dessen Ursprung noch heute ein Räthsel ist. Wie die verschlungenen Aeste eines Baumes winden sich die dunkeln Arme aus dem mächtigen Stamm, den kämpfende Thiergestalten umklammern; daneben erhebt sich die Statue Madonna del Albero und zu ihren Füßen schläft Cardinal Borromeo, den Manzoni in den „Promessi Sposi“ verherrlichte. Das Grabmal seines großen Ahnherrn, des hl. Karl selbst befindet sich unter dem Chor; den Sarg, in dem sein Leichnam bestattet ist, hat König Philipp IV. von Spanien gespendet. Er ist von lauterem Golde, und wenn Sgnatio Cantù uns recht berichtet, umschließt die Cappella di San Carlo einen Werth von mehr als vier Millionen Francs.

Doch so erhaben auch das Innere des Domes ist, fast noch gewaltiger gestaltet sich der Eindruck, wenn wir nun die vielen hundert Stufen emporsteigen und in's Freie treten auf das Dach des unermesslichen Baues. Feenhaft nehmen uns hier die Marmorbilder gefangen, die tausendfältig die spizen Pfeiler überragen, feenhaft wirkt die blaue Kette der Alpen, aus deren Tiefen schimmernd der Montblanc taucht, in deren endlosen Reihen die großen Pässe liegen, die der Weltverkehr sich auswählt: Mont-Genis und Splügen, Gotthardt und Stüffer-Joch.

Die Anzahl der Statuen wird auf zweitausend geschätzt und der Ursprung derselben vertheilt sich auf fünf Jahrhunderte; berühmt ist das Bild der Eva; auch Canova hat dem Dom drei Meisterwerke gespendet, Rebekka, St. Dasius und Napoleon I. Der Letztere ist ohne Zweifel das prächtigste, hoch über Mannesgröße, und kühn wie die Bilder der antiken Helden steht der Cäsar unseres Jahrhunderts dort, in geballter Faust die Lanze haltend, womit er Europa niederwarf. So sieht er herab regungslos und marmorkalt auf die Stadt, die er einst beherrschte, in der sein Sohn Eugen glänzenden Hof hielt. Aber noch eine feine ironische Symbolik kommt hinzu, denn vierzehn Blitzableiter schützen das Dach des Baues gegen Wetterschläge und um den künstlerischen Eindruck nicht zu stören, hat man als Träger derselben jene Krieger erwählt, die mit Lanze und Speer bewaffnet sind, unter ihnen den großen Corjen. Er, der seine gewaffneten Blitze über die Erde zu den ließ und Länder mit ihnen versengte, ist nun das stumme Werkzeug geworden, um den Blitz zu entwasfen, der machtlos durch seine Hände gleitet. Ob sich wohl Mailand rächen wollte, das er im Jahre 1800 im Sturm genommen, ob es nur eine Fügung wunderbaren Zufalls ist?

Stundenlang kann man auf der breiten Plattform des Daches, in diesem Wald von Marmorthürmen wandeln und immer bieten sich neue Gestalten dar; verschlungene Blumen und Blätterwerk, Drachenhäupter, aus deren Schlund das Wasser herabschießt, wenn die lange Regenzeit beginnt, Alles aus blendendem Gestein, Alles so stumm und doch so beredtjam!

An den Wänden stehen Tausende von Krizeleien in allen Sprachen der Welt, und wenn es auch häufig nur schlecht geschriebene Namen sind, so verräth uns doch mancher die heimliche Ergriffenheit, die an solcher Stätte wach wird! „Vale carissima“ schreibt ein Priester am Tag seiner Weihe; Sprüche aus Byron und Dante, aus Rousseau und Goethe sind keine Seltenheit; in schwärmerischer Wallung wacht die Vaterlandsliebe auf, wie die tausendfachen Evviva's für das einige Italien bekunden. Ja wahrhaftig, es herrscht eine wunderbare Gehobenheit in dieser lustigen Höhe. Und doch wie nahe liegt der Weihe das Handwerk; in der rauchenden Pfanne da drüben sieden sie flüssiges Blei, mit dem die Ritzen ausgegossen werden, und wenn eine Stunde der Raft kommt, dann rücken die sonnerbrannten Gesellen zusammen und ziehen die Würfel aus der Tasche und die kupfernen Soldi. — So sah ich sie sitzen mit überschlagenen Beinen und funkelnden Augen — cinque — sei — dieci —; „Accidente“ (treff' dich der Schlag) schrie Jener, der verloren hatte. Lange, lange lehnt' ich über der weißen Brüstung und sah hinaus an die Alpen und hinab auf die braunen Dächer der Stadt; es lag etwas schwelgerisches in dieser unermesslichen Ferne!

Von den übrigen Kirchen Mailands verdient vor Allem die Basilika des hl. Ambrosius Erwähnung, die noch in's vierte Jahrhundert reicht und ihre Entstehung dem großen Kirchenvater verdankt, für dessen erhabene Einfachheit der ambrosische Ritus das beste Zeugniß gibt. Und diesen Charakter trägt auch der ganze Bau, so viel immer die



angenommen, aber man muß  
die jetzt in der Kirche  
gegründet, der auch der  
die dem Hauptportal ein  
die Kirche sieht und im Jahr

spätere Zeit daran geändert hat; ohne besondere Schönheit wohnt ihm doch die tiefste Würde inne und jener Ernst, den jede große Vergangenheit zurückläßt.

Hier vor dem Hochaltar fand die Bekehrung des hl. Augustin und die Krönung der italischen Könige statt, Berengar's und Otto des Großen und jener beiden, die dann der römische Bannstrahl traf: Heinrich IV. und Ludwig

des Bayern. Goldene Schätze und werthvolle Alterthümer füllen auch hier die Kirche, aber ihr höchster Schatz bleibt doch ihre Geschichte.

Der Ruhm, den Maria delle Grazie besitzt, ruht in dem berühmten Abendmahl des Leonardo da Vinci, das sich indessen nicht in der Kirche selbst, sondern in den dazu gehörigen Klosterräumen befindet. Die wunderjame Leidensgeschichte des Bildes und die erhabenen Gestalten desselben sind heutzutage Allen bekannt, auch denen, die niemals Italien besucht, aber trotz aller Verwüstung ist der Eindruck, den das Original gewährt, doch keiner Nachbildung erreichbar. Im Waffenrock und in der Kutte zog die barbarische Zeit dagegen zu Felde, allein so viel sie auch davon hinweggetilgt, die Spur geweihter Größe vermochte sie nicht zu tilgen und diese wird übrig bleiben, so lange nur noch eine Linie sichtbar ist.

Am Abend, wenn durch ganz Italien hin ein lärmendes Treiben erwacht — da pochen auch in Mailand die Pulse des Lebens schneller. Dann kommt überall ein großes Wort zu Recht, das wir bisher noch kaum genannt und das doch für Italien die höchste Bedeutung hat, wir meinen



MOENCH AM BRUNNEN IN DER CERTOSA.

das Theater. Freilich ist es weit weniger ein Kunstgenuß, dem man andächtig lauscht, als der Zauber der Geselligkeit, dem man sich lärmend hingibt; aber wie dem auch sei, der Schauspieler und Sänger bleibt doch in diesem Land ein unentbehrliches Element. Und das fühlen sie auch viel mehr, als die vornehme Gleichgültigkeit, womit das Publikum ihre Leistungen überplaudert; ihr Stolz liegt nicht darin, daß man sie andächtig anhört, sondern darin, daß man sie nie vermissen kann. Als Venedig allein noch ausgeschlossen aus der Italia una war, da stand sein berühmtes Teatro Fenice still und dieß Schweigen war der beredteste Protest gegen den Gang der Weltgeschichte.

Dieß Selbstbewußtsein geht durch alle Kreise der italienischen Bühne und selbst der letzte Statist nimmt einen



Landes- u. Stadt-  
Bibliothek  
Düsseldorf

Bei der  
in der  
in der  
in der



Bei der  
in der  
in der  
in der

Theil von jener Bedeutung in Anspruch, welche die ersten Künstler für Italien besitzen. Es ist mir unvergesslich, wie ich auf dem Bahnhof einer kleinen Stadt zwei Gestalten begegnete, die pathetisch auf- und niederschritten und durch ihr Mienenspiel die Neugier fesselten. Noch schmutziger und zerrissener als die Kleider des Mannes waren die seiner Frau, der die grauen Locken ungefämmt in die Stirne hingen, stark an Hekuba gemahnend. „Ihr seid wohl Bänkel-



GALLERIA VITTORIO EMANUELE.

sänger,“ wollte ich eben fragen (die Hand schon in der Tasche), aber der Mann kam mit der Antwort zuvor: „Siamo artisti drammatici!“ Und dabei machte er eine Geberde, wie sie Talma nie kühner machte; Hekuba aber maß mich mit einem Blicke, wie ich ihn kaum an der Ristori gesehen.

Das Eldorado aller italienischen Künstler, die hohe Schule ihres Erfolges ist und bleibt indessen die Scala in Mailand. Wer hier seine Lorbeeren gewonnen, der ist willkommen auf jeder fremden Bühne, wer in diesen unermeß-

lichen Räumen mit mächtiger Stimme durchdrang, der ist des Sieges überall gewiß. Unbestritten gilt die Scala für die erste Oper Italiens; auch in dieser Beziehung bleibt Mailand die — moralische Hauptstadt!

Der seltsame Name „Scala“ stammt von einer Marienkirche, auf deren Trümmern das jetzige Gebäude errichtet ward, neben San Carlo in Neapel das größte, das Europa besitzt. Fünffach thürmen sich die Logenreihen empor, die mit dem Parquet beinahe viertausend Zuschauer fassen; alles ist so kostbar und verschwenderisch, wie es nur vor Beginn der französischen Revolution und dann unter dem Kaiserreich der Brauch war. Napoleon und Josefine, Eugen und seine Marschälle saßen hier mit ihrem glänzenden Hofstaat; es war eine Zeit des schweren Druckes für Italien, aber der Schein des Glanzes und des Glückes ward ihr abgetropft — denn das ist der Wille aller Cäsaren.

Diesmal war es ein anderes Bild, vor dem wir standen; wieder war das Haus mit tausend Flammen erleuchtet und die sammetrothen Logen strahlten von Seide und Diamanten, es war „théâtre paré“, aber der Ehrengast, dem es galt, war ein deutscher Prinz, der mit soldatischem Schritt in die Loge trat, das eiserne Kreuz von 1870 auf die Brust geheftet. Man gab die „Sonnambula“, dieß schaurig schöne Bild von Bellini; vor dem letzten Akt kam das Ballet, in dem der ganze Zauber weiblicher Schönheit verschwendet wird, und doch war dieß Alles nicht der Mittelpunkt jenes Abends.

Was seine wahre Bedeutung war, das trat in jenem Augenblick zu Tage, als der Führer der zweiten Armee, der die furchtbaren Schlachten von Mey geschlagen, in die Loge trat, als Alles sich von den Sätzen erhob und die Hymne erklang: „Heil Dir im Siegeskranz“. Es war eine Stunde der Veröhnung zwischen zwei gewaltigen Nationen, die zur gleichen Zeit die Erfüllung ihrer Sehnsucht gefunden, die sich lange hassen mußten, eh' sie sich endlich lieben durften. Das war der Gedanke, der in den leuchtenden Augen aller Männer und in der wogenden Brust der Frauen lebte: in dem tausendjährigen Kampf zwischen Deutschland und Belschland ist endlich Friede geschlossen!

Längst war Mitternacht vorbei, als das Theater der Scala geschlossen ward, aber noch war es auf allen Gassen lebendig, noch war die „Galleria“ festlich beleuchtet und die zahllosen Gruppen, die vor den Cafés politisirten, sprachen vom einigen Deutschland und vom einigen Italien. So wogten die Menschenmassen und die Gedanken bis zum grauen Morgen.

Es war ein ergreifendes Bild, jene Nacht in Mailand, und doch beschlich mich eine heimliche Sehnsucht, die mich forttrieb aus der gewaltigen Stadt und der selbst die herrliche Certosa nicht mehr genügen wollte, — die Sehnsucht nach der Natur. Nur mit wenigen Worten sei hier des Wunderwerkes gedacht, das kaum fünfzehn Miglien von Mailand liegt, einsam und majestätisch aus der lombardischen Ebene emporsteigend.

Die Certosa di Pavia ward fast gleichzeitig mit dem Mailänder Dom erbaut: Kirche, Kloster und ringsum zahllose Räume; aber alles das ist in einem Stil gedacht und zu einer künstlerischen Einheit vollendet, wie sie kaum ein anderer Bau Italiens übertrifft. Stummes Entzücken faßt uns, wenn wir vor dieser zauberhaften Façade stehen; ein Geist der Weihe weht in diesen Hallen, in diesen einsamen Gängen, dem wir uns willenlos ergeben. Da ist nicht jener leere lebensmüde Müßiggang, wie ihn so manche Klöster zeigen, sondern da waltet eine Würde, eine Kraft, die das Leben in stiller Sammlung vertieft, statt es im Lärm des Tages zu vergeuden. Nicht Gedankenarmuth, sondern Gedankenfülle ist der Stempel dieser Einsamkeit und die herrlichsten Werke der Kunst erheben das Gemüth der Pilger, die an diese Pforte gehen. Auch das ist Andacht. Fast einen vollen Tag verweilten wir in den klassischen Räumen der Certosa, dann ging es zurück nach Mailand und morgen soll es von hinnen gehen, an den herrlichen Comersee, wo der Lärm der Weltstadt sich leise verwandelt zur mondbeglänzten Idylle!





Lago Maggiore, herrlich ist das Rasten  
 An deiner tiefen, spiegelhellen Flut,  
 Wo Schiff an Schiff im kleinen Hafen ruht,  
 Die Trifolore weht von allen Masten.

Nach unsres Nordens ungesundem Hasten  
 Erlang' ich wieder neuen Lebensmut  
 In deiner Schönheit, deiner Farbenslut,  
 Und werfe von mir dieses Daseins Lasten.

Der dunkle Lorbeer grünt an stiller Bucht  
 Und Myrt' und Epheu in der Felsenschlucht,  
 Orangen- und Limonen-Wälder blühen,

Und drüben schlägt mit wonnesüßem Schall  
 Aus den Cypressen eine Nachtigall,  
 Indes im Abendrot die Alpen glühen.

E. Pautus.

gewiß. Unterirden gibt es  
 realische Hauptstädte!  
 deren Trümmern der Regen  
 fünfzig Jahre lang sich  
 so kostbar und vergeblich  
 sich der Beachtung. Welche  
 Macht; es war eine Zeit  
 abgetropft - denn das  
 war das Ende mit  
 es war „höher“  
 in die Höhe trat. Die  
 rig schön. Was man  
 erschundenet wird, um  
 ge, als der Führer der  
 sich von den Alpen  
 ung zwischen zwei  
 ihren mühen, es' ist  
 und in der wogenden  
 endlich Frieden  
 n ward, aber noch  
 ruppen, die vor den  
 Menschenmännern und  
 sich mich eine  
 die mehr gerüht  
 gedacht, das  
 erregend.  
 erband: Kirche,  
 rühen Gesichts  
 vor dieser  
 und mühsam  
 da waltet eine  
 den. Nicht  
 Kunst reichen  
 weihen wie  
 en gehen, an





# Drei Seen.

## Lago di Como.

**B**ei Gadenabbia ist eine Straße, die unter grünen Nebelgärten und blauem Himmel dahinzieht, oft die Landschaft verhüllend, bis sie sich plötzlich aufthut und die Berge in der duftigen Fluth sich spiegeln. „Via del Paradiso“ nannten die Bewohner diesen Weg und sein holder Wohlklang klingt uns unablässig in's Herz, so lange wir hier weilen, denn nicht jene Straße allein, nein, das ganze prächtige Gebiet der drei Seen ist ein Weg durch's — Paradies. Schon haben wir manches Meisterstück von Menschenhand auf unserer Wandererschaft begegnet, hier aber hat die Natur ihr Meisterstück geschaffen; wie wir am Himmel einzelne Sterne sehen, die durch ihren Glanz alle andern überragen, so wird es uns hier zu Muth vor diesem herrlichen Dreigestirn am Himmel Italiens.

Wie wohl thut das, wenn wir uns flüchten aus dem rauschenden Lärm der Stadt in diese kosende Seeluft; wir wandeln zu Fuße hinab aus dem steilen Dörstein an's Ufer; der Bauer, der mit seinem Maulthier vorüberzieht, die Kinder, die über die Mauer des Hohlweges lugen — Alles lacht uns entgegen aus großen dunkeln Augen; selbst der Bettler am Weg ist eingeschlafen in der milden Frühlingssonne und träumt, er wäre ein König.

Und welcher Balsam in allen Lüften, wie trägt schon der Wind uns den Odem der Kühlung zu, den er im Fluge den Vögel raubt, wie hören wir's schon von Ferne branden in der schmalen klaren Felsenbucht! Ach, das Herz geht uns auf und die Seele wird uns weit, es klingt um uns wie ein Jubelruf: Via del Paradiso!

Das sind die Bilder, die der Wanderer empfängt, der leichten Fußes am Ufer der drei Seen dahinzieht; aber auch Jenen, die nur der großen Heerstraße folgen, bietet der stete Wechsel niedlicher Städte und einsamer Wildniß ein köstliches Bild. Nirgends gibt es Villen, die den Zauber ländlicher Stille so sehr mit klassischer Weihe vereinen, nirgends vergißt man die Welt so leicht und findet sie doch so schnelle wieder, wenn man sie wiederfinden muß.

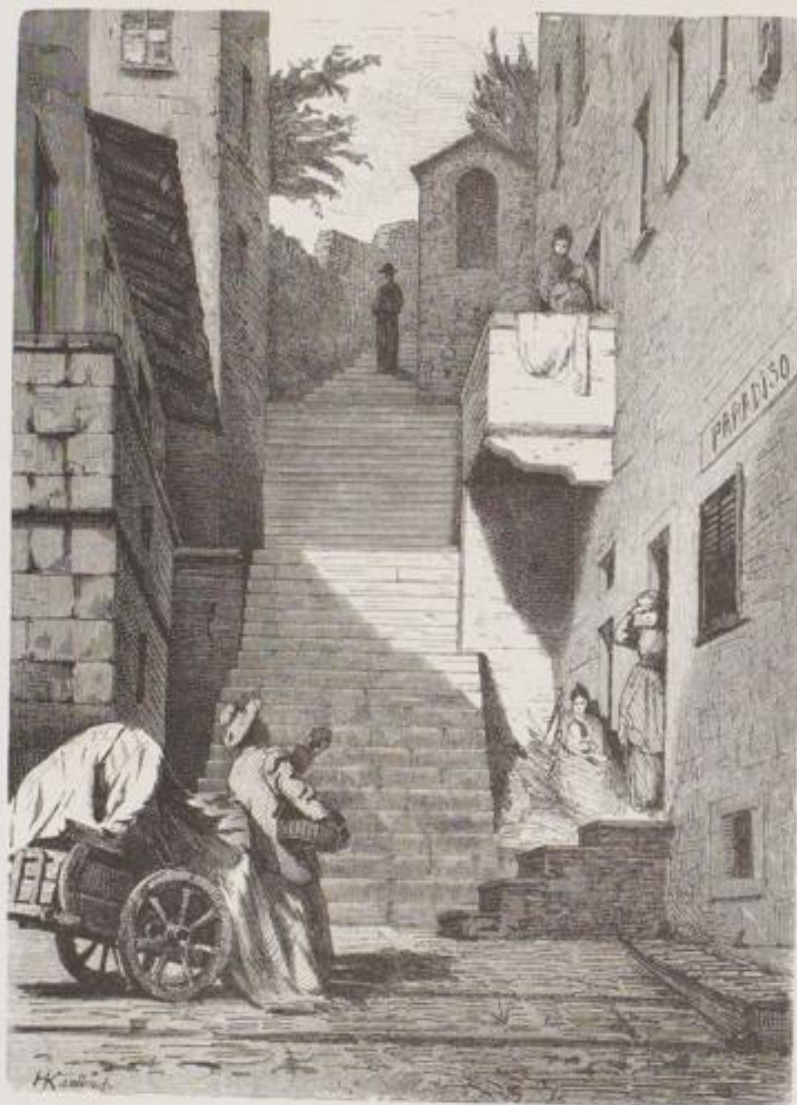
Wir halten zuerst am Lago di Como an, vor jenem langen tiefen Becken, das mehr als vierzig Miglien im Umfang mißt und sich endlich in zwei Arme theilt, die weit auseinander streben, genannt nach den Städten Lecco und Como. Die letztere von Beiden, deren nördliche Häuser schon die Wellen bespülen, ist das Ideal einer kleinen lombardischen Stadt; fest gedrungen in ihren architektonischen Zügen, reich an Schönheit und streitbaren Erinnerungen und doch beweglich im ganzen Leben und Treiben.

Ein niedliches Theater durfte den Bürgern nicht fehlen, das Lyceum mahnt an die großen Namen, die Como ihre Heimat nennen, an die beiden Plinius und an die beiden Päpste Innocenz XI. und Clemens XIII., an Jovius und Rezzonico. Sie sind der Stolz der Stadt, worauf die Bürger gerne den Fremden weisen, wenn der Fremde nach ihren Schätzen fragt. Auch Volta stammte aus Como.

Der Dom zählt zu den schönsten, die Oberitalien besitzt, vielleicht ist er der schönste von allen nach Mailand selbst. Strenge Gothik und eine seltene Würde, die nur in der (späteren) Fassade und am Chor bisweilen Renaissance-Motive einließ, zeichnen ihn aus; das runde mächtige Portal ist umgeben von einer glänzenden Ornamentik, die uns

zahllose Heiligenbilder zeigt, alle von feinem Schnitzwerk zierlich umrahmt und übertönt mit jenen Farben, die der Hauch der Jahrhunderte den Bauten gibt. Aber über der freien Künstlerkraft schwebt zugleich geistige Freiheit, die das Erhabene nicht in die Schranken eines Glaubens bannt. Denn mitten unter den Heiligen schauen uns deutsche Kaiser-Gestalten und antike Heroen an, zur Rechten und Linken stehen die Bildnisse zweier Männer, die ja auch in ihrem Sinne Apostel des Lichtes waren! Wir meinen den älteren Plinius, den tiefen Forscher der Natur, der sein Leben im Dienste der Wissenschaft beim Ausbruch des Vesuv verlor, und seinen jüngern Schwesterjohn, der jene wunderbaren Briefe schrieb, die uns noch heute zum Herzen dringen.

Ihr Wohnsitz war die Villa Pliniana, die auf der Höhe bei Torno zwischen schweigenden Wäldern liegt, so



STRASSE IN TREMEZZO.

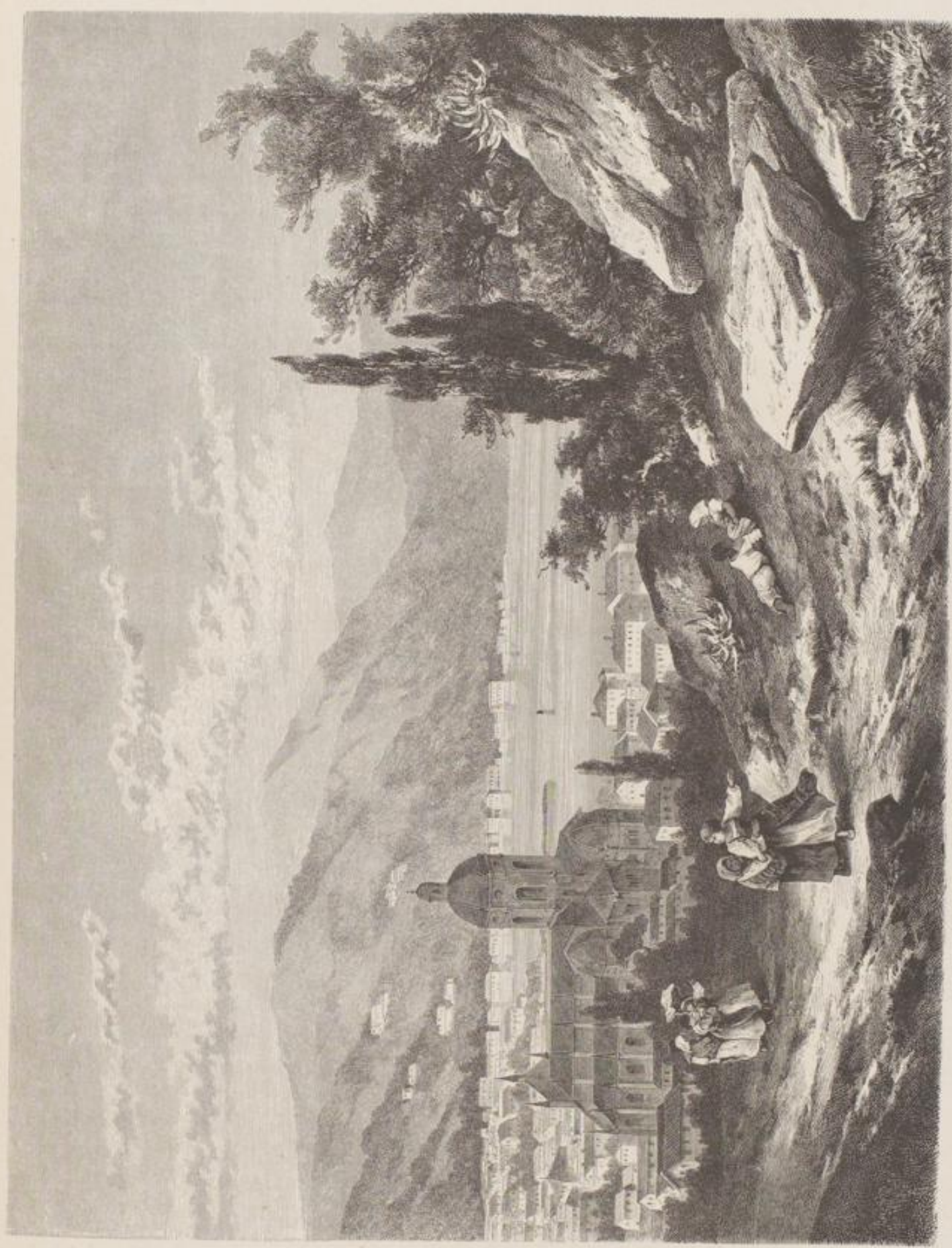
ernst und schön, als ahnten wir noch die Weihe, die edle Menschen der Stätte geben, wo sie gelebt. Unbewußt treten wir in den Bannkreis ihrer Gedanken. Dort im Hofe sprudelt noch heute die Quelle, von der schon der jüngere Plinius seinem Freunde schreibt, daß sie dreimal des Tages steige und falle, an Fluth und Ebbe gemahnend; mit Sorgfalt erzählt er uns, wie ein Ring, den er dort in's Trockene niederlegte, zuerst ganz leise überspült und dann vollkommen von der Fluth bedeckt ward, bis sie ihn sinkend wieder an's Licht gebracht. Die Frage nach diesem Geheimniß ist das Geschenk, das er dem Freunde Vicinius aus seiner Heimat mitbringt. Hier an der rauschenden Quelle, deren ewiges Steigen und Fallen das tiefste Bild unseres inneren Lebens zeigt, ruhte der Weise am liebsten; hier schrieb er seine herrlichsten Zeilen, aber sein Herz war leicht, wenn auch sein Geist mit schweren Räthseln rang. Denn „hier bin ich von keiner Hoffnung und keiner Furcht bedrängt (spricht er entzückt im ersten Buche), kein Wort klingt an mein Ohr, kein Wort aus meinem Munde, das mich gereuen müßte. Nie höre ich in bitterem Ton über die Menschen schmähen.“ —

Am Landungsplatze zu Como drängt sich in buntem Gewühl der ganze Verkehr des

See's, den die Dampfer täglich in seiner vollen Länge durchmessen. Wie farbenreich ist dieser Lärm, dieß Auf und Nieder, dieß Kommen und Gehen, wie lebendig ist das Bild, wenn draußen an einzelnen Dörfern, wo der Dampfer nicht landet, die Barken durch die schäumenden Wellen steigt, bis sie die Flanken des gewaltigen Schiffes erreicht hat. Mit aller Hast senken sie dann die Leiter, auf der man behende hinunter steigt in das schwankende Boot; der Dampfer steht doch stille, aber gleichwohl ist Alles in ruheloser Bewegung. „Aspetti, aspetti,“ — „partenza, Signora,“ — „corpo di Dio“ hallt es von allen Seiten und im nächsten Moment stöhnt die Maschine in rauchigen Athenzügen, die Räder schäumen und der Dampfer segelt wieder von dannen.

Längst ist auch die kleine Barken den Blicken entschwunden; vor uns aber breitet sich all' der Zauber aus, den italiische Ufer haben; Villen an Villen tauchen empor aus schattigem Dunkel, kühle Grotten thun sich auf, von bläulicher Fluth umspült, dann wieder winkt ein Kirchlein von der Höhe und kühn gewunden biegt die Straße

und überant mit jenen Sachen, die  
 kraft schwerer zugleich grüßte  
 unter den Heiligen ihnen zu  
 Schwärze seiner Kinner, die in  
 en tiefen Bereich der Seele, die  
 jüngern Schwärze, der sie  
 zwischen schweigenden Bildern  
 und schön, als eben sie  
 die alle Reichen der Erde  
 gelehrt. Undenkt man sie  
 teris ihrer Gedanken. Das  
 noch heute die Erde, um die  
 angere Kinner keinen Handel  
 e decimal des Tages sind  
 ath und Erde gemacht; in  
 gählt er aus, wie ein König,  
 's Trudern niederlegt, und  
 ilt und dann vollkommener  
 word, die sie ihn selbst  
 geachtet. Die Frage nach  
 ist des Gehirns, das er  
 aus seiner Heimat mit  
 e rauhenden Erde, den  
 und Fellen des tiefen  
 Lebens gibt, nicht der  
 hier reich er keine  
 im Herz war leicht, nun  
 mit schweren Kissen  
 in ich von einer  
 bedrängt (spricht er  
 kein Herz hing an  
 mit meinen Hände, die  
 Nie über ich in  
 stehen schmecken.' -  
 in Landungsplatz  
 ein Gefühl der  
 reich ist die  
 einzelnen Töchter, in  
 des gewaltigen  
 bricht in das  
 "Aspetti, aspetti."  
 in Moment führt  
 dann.  
 er breitet sich  
 und, küßte  
 und küßte



COMO.

Landes- u. Stadt-  
Bibliothek  
Düsseldorf

...  
...  
...  
...  
...  
...  
...



...  
...  
...  
...  
...  
...  
...

um die felsigen Eden. Die erste berühmte Villa, die unter allen hervortritt, ist die Villa d'Este, gebaut von dem Cardinal Pompeo Gallio, der dort unten im Dorfe Cernobbio als der Sohn eines Fischers geboren ward. Hier hatte er seine Kinderzeit verträumt; aber auch dann, als der Purpur ihn drückte und die Sorgen, die unsichtbar in den Purpur gewebt sind, kehrte er oft und gerne zurück und baute seinen Palast, wo einst seine Hütte stand. Hier durch das dunkle Grün der Lagusgänge sah man des Abends die hohe Gestalt in rother Seide wandeln, hinter ihm in ehrerbietiger Ferne gingen beredtflüsternd seine geistlichen Begleiter; es waren neue wichtige Nachrichten eingetroffen von Rom, vom Gesù und aus dem Vatican. Pompeo aber stand bekümmert still, so oft die Bäume sich öffneten und einen vollen Blick auf die blaue Fluth gewährten, er lauschte, wie die Fischerknaben singend nach Hause fuhren und dachte der Zeit, da er selber leichtbeherzt in der Barke saß. Nun saß er im Schiffelein Petri



BELLAGGIO VON VILLA GIULIA AUS.

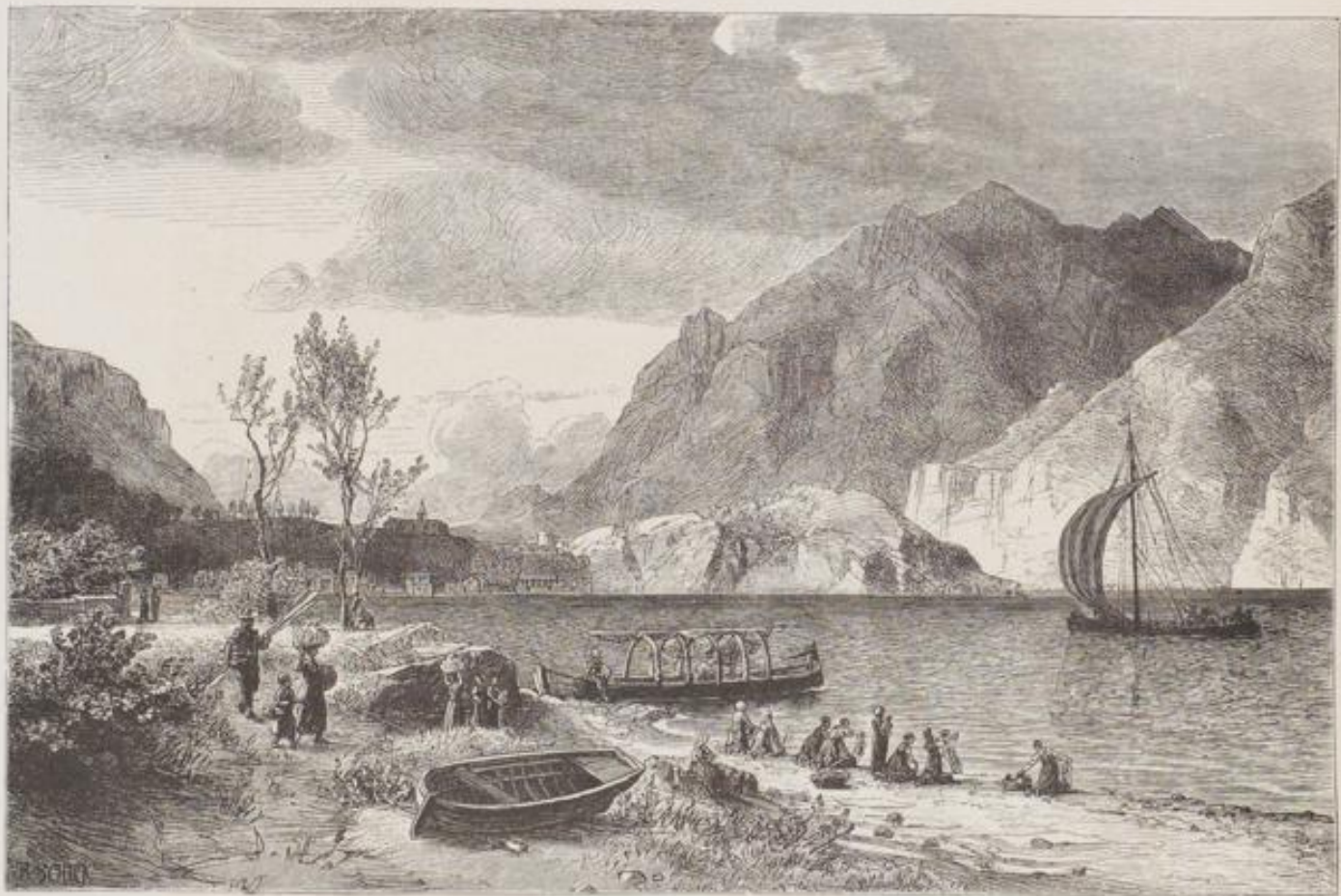
und dem Steuer so nahe; nun fuhr er auf den Wogen einer sturmbewegten Zeit, denn schon hatte Karl V. müde dem Reich entsagt und in allen Geistern gährten Luther's mächtige Worte. Wie dröhnende Hammerschläge drang ihr Widerhall bis nach Italien; wie die wetterschwülen Wolken, die dort über den Bergen emporstiegen, so war auch Rom ungewölkt und seine Zukunft. Düsterblickend stand Pompeo stille, flüsternd sprachen die Genossen, leise brandeten die Wogen.

Jahrhunderte waren vergangen — und da, wo einst der Cardinal gewandelt, weilte nun die verstoßene Gattin des einstigen Königs von England, Prinzessin Caroline mit ihrem Gefolge. Damals, von 1815 — 1820, wurden die heutigen großen Anlagen begonnen, ein reizendes kleines Theater erbaut, daneben zahllose Räume für die Dienerschaft, die der fürstlichen Frau in ihr Exil gefolgt war.

Mehr und mehr enthüllt sich jetzt der cosmopolitisch-internationale Charakter, welchen die Ufer des Comersee's besitzen; denn alle Völker, alle Formen des Reichthums und des Ruhmes sind hier vereint.

„Trubetzkoj“, sagt uns der Matrose lächelnd, indem er die blendenden Zähne zeigt, als wir an einem Schloß auf hoher Felsenrippe vorüberfahren und, mit gehobener Hand den hohen Rang des Besitzers weisend, fügte er pathetisch hinzu: „Principe Russiano.“ Um wie viel lieber und geschmeidiger spricht er den nächsten Namen aus: „Villa Lagioni“; er hebt sich gleichsam auf die Zehen und sieht es mit rascher Miene unserem Nicken ab, daß man auch in Deutschland die große Ballerina kennt und würdigt.

Es ist ein klassischer Reiz, den alle diese stolzen Villegiaturen haben; ein Hauch von jenem Geiste ist zurückgeblieben, mit dem die Alten ihre Villen bauten und auf's Land zu reisen pflegten, nicht um eine Weile in rauheren Lebensformen müßig zu gehen, sondern nur, um in erhöhter Muße, angeregt von der Natur und getragen von allem äußeren Glanze, ihr geistiges Leben zu steigern. Die Villa Pliniana (die wir oben genannt) ist gleichsam der Ahnherr all' jener Bauten, es ist etwas von ihrem Geiste übergegangen auf jeden eigenen Herd, den fremde Pilger



LAGO DI COMO. BLICK AUF MALGRATE VON LECGO AUS.

sich hier gegründet, wenn auch so mancher der glücklichen Besitzer sich dessen schwerlich bewußt ist. Aber die tiefer blickenden Augen des einsamen Wanderers, der mit unsagbarer Sehnsucht in diese Wunder schaut, die fühlen es wohl, wie viel Sonne in diesen Mauern ruht. Der Weg zieht vorüber an weißen Marmorterrassen, auf denen Apoll und Aphrodite stehen; Orangen und Cypressen beschatten die Gärten und in den Beeten glüht es in allen Farben vom Feuer der Rose bis zu den dunkeln Nachtviolen. Leise rauschen unten die Wogen und wenn wir aus ihrem Klingen die alte ewige Frage hören: wo ist das Glück? — dann überkommt es uns, wie ein geheimer Schauer, als wäre alle Herrlichkeit der Welt auf dieser Scholle festgebant.

Die glänzendste von allen Villen aber, die der Comersee besitzt, die „Regina del Lario“, ist die „Villa Carlotta“, nicht weit von dem reizenden Cadenabbia. Hier hat Natur und Kunst ihr Höchstes aufgeboden, um einen Fürstenthum zu schmücken; hier steht Thorwaldsen's Alexanderzug, hier jenes entzückende Bildniß „Amor und Psyche“, in dem Canova der Liebe hinreißenden Ausdruck gab.

In landschaftlicher Beziehung verdient Bellagio den ersten Rang, an der Stelle, wo die beiden Arme des See's sich theilen; sein Name ist in weiter Welt bekannt.

Hoch über dem Dorf, das led in die Fluth hinaustritt, ragt die Villa Serbelloni empor, das schlanke Gitter



SCHLUCHT DER PIOVERNA BEI BELLANO.

durch Pinien und Cedern verhüllt; nach allen Seiten schweifen die Blicke und auf allen Seiten schimmern leuchtende Bogen, niedliche Häuser im Grün und schlanke Barken, die nach Melzi fahren. Wo sich hier und dort ein Thal eröffnet, in dessen Tiefen wir nur im Fluge blicken, wenn die Barke vorüberrauscht, da brausen uns wilde Berggewässer entgegen; „L'Orrido di Bellano“ ruft uns der Schiffer zu, indem er vom Ruder weg auf die Bogen

deutet, die sich in silbernem Staub vom höchsten Felsen stürzen und den Wasserfall der Pioverna zum schönsten erheben, den der Comersee besitzt. Der große und herrschende Strom, der den See durchfluthet, ist indessen die Adda, die erst bei Malgrate, gegenüber von Lecco, wieder hervortritt. Eine mächtige steinerne Brücke, schon aus der Zeit der Visconti, verbindet die beiden Orte, denn der See ist schmal und der Verkehr der Ufer unendlich lebendig. Eine prächtige Straße führt von hier nach Como und ein breiter Kanal reicht bis Mailand hinab; aber das sind nicht unsere Wege; noch hält uns der Bannkreis jener drei See'n gefangen und mit offener Freude folgen wir dem Ruf, der uns auf dem Dampfboot in Menaggio umdrängt: „Per Porlezza, Signori“ — „Lago di Lugano.“

## Lago di Lugano.

Es fällt mir oft das Märchen ein von einem König, der drei holde Töchter hatte, aber immer waren die Freier im Streit, wer von den Dreien die schönste sei. Zuletzt aber trug doch die Kleine den Sieg davon; ihr fehlte zwar der hohe fürstliche Wuchs, der die älteste zierte, sie hatte nichts von jener geistig-ernsten Tiefe, wodurch die zweite sich erhaben fühlte, aber ein Liebreiz, etwas schmeichelnd Goldes war ihr zu eigen, das mächtiger, als alle anderen Gaben wirkte.

So geht es fast mit jenen wunderbaren drei Seen, die hier am Südhang der Alpen liegen: dicht neben einander. Groß und majestätisch, schon durch den Namen überlegen, dehnt sich der Lago maggiore vor unseren Blicken; durch seine Erinnerungen für Geist und Kunst ragt der Comersee hervor, aber die Perle der Schönheit ruht in jener lichtblauen Fluth, die sich schlank und schüchtern zwischen die beiden größeren Seen hineinschmiegt, im Lago di Lugano.

Nur mit wenigen Dörfern gehört der See dem Königreiche Italien, der größere Theil seiner Ufer ist Schweizerland, und fast scheint es, als fände die Mischung verschiedener Elemente, die im Charakter des Volkes fühlbar ist, auch in der Landschaft ihren Ausdruck.

Wer mit den Bewohnern dieser Ufer auch nur kurze Zeit verkehrt, den wird ihr Wesen wohlthätig berühren, es ist die ganze liebenswürdige Lebendigkeit, womit in Italien selbst der gemeine Mann uns begegnet, jene Art von Grandezza, aber es fehlt die bedenkliche Kehrseite, die man euphemistisch *dolce far niente* nennt. In dieser Beziehung half der härtere Geist der Schweiz ergänzend nach, die energische Thatkraft, die den Bürgern innewohnt, ist sicherlich unter diesem Einfluß erwachsen. Die Vorzüge zweier Stämme verbinden sich hier.

Aber, wie gesagt, auch der Reichtum der Landschaft ruht in diesem Geheimniß wechselseitiger Ergänzung, der volle Reiz des Südens ist ausgegossen über diese Fluth und doch sind die Gipfel der Berge kühn zerklüftet, und wo eine einsame Bucht sich aufthut, da schaut uns das Felsgestein so grau und trozig an, als weilten wir fern an einem Bergsee der deutschen Alpen. Orangen und Myrthen, silbergraue Oliven und goldene Reben blühen hier in verschwenderischer Fülle, aber hoch darüber sehen wir mächtige Wälder mit kühlem Tannenduft und dunklen Farben — es ist deutscher Wald unter italienischem Himmel.

Der See zieht sich schmal dahin in zahllosen Windungen, wie sie sonst nur ein ungeduldiger Strom ertroft, aber eben darin beruht die Mannigfaltigkeit des Ausblicks und der Gegend. Denn immer wieder erschließt sich unverhofft ein neues Bild, in kühner Steigung springt die Straße um eine Felsenecke, dann rauscht ein schäumender Bach herab und plötzlich stehen wir vor einer Riesenbrücke, die quer durch die Mitte des Sees führt. Sie steht bei Biffone und hat eine Länge von mehr als dritthalbtausend Fuß; in kühnem Schwunge reiht sich Bogen an Bogen, feenhaft ist der Blick, der sich hier über die verschiedenen Arme des See's erstreckt. Die bizarre Gliederung des schmalen Beckens läßt sich hier am besten übersehen, und ebenso wunderbar als die äußeren Formen sind auch die Verhältnisse seiner Tiefe.

Während dieselbe an manchen Stellen, z. B. bei Oria, beinahe tausend Fuß erreicht und so den deutschen Bergseen fast gleichkommt, mißt sie hier, wo die Brücke von Biffone nach Melide führt, kaum einige Klafter, so daß



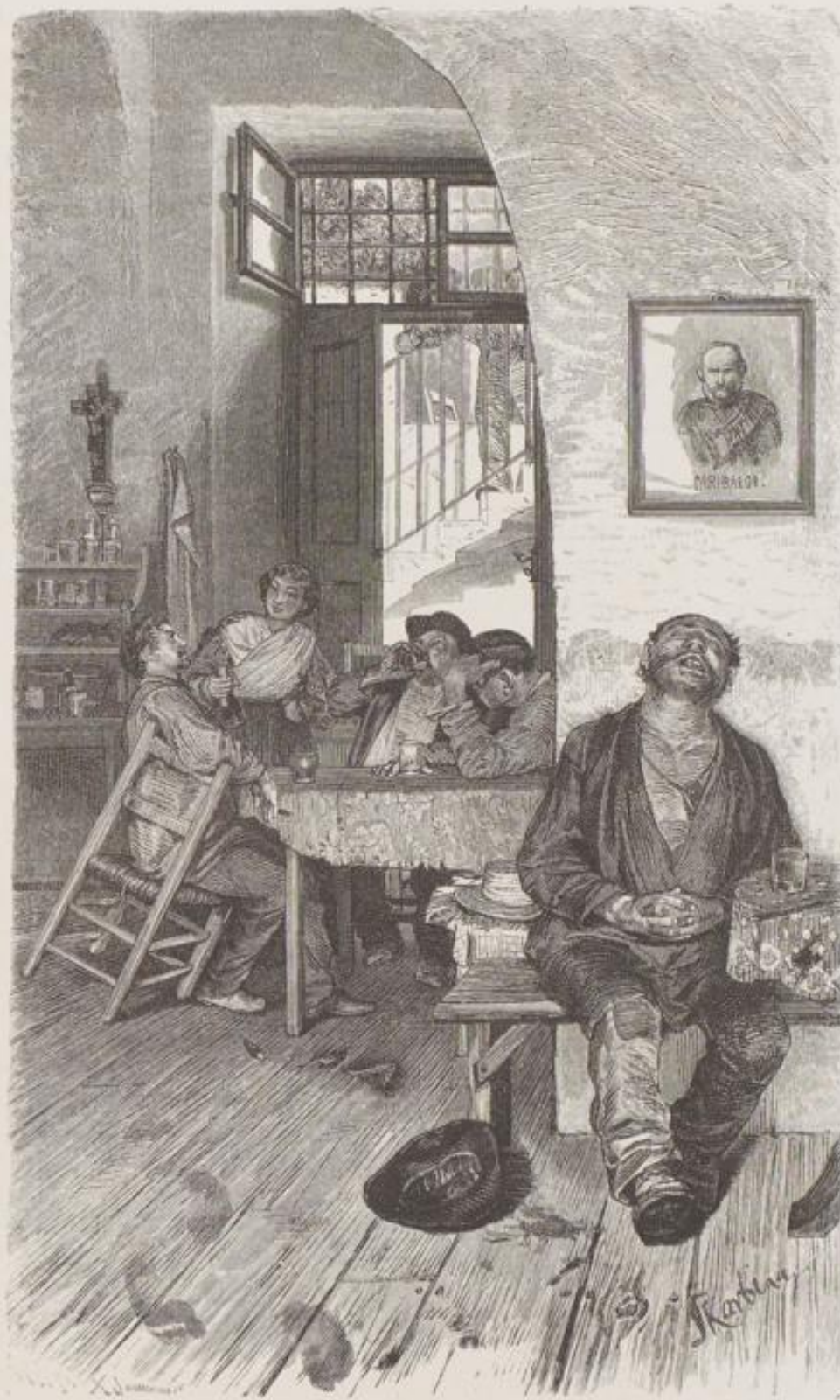
noch viele der Meinung sind, der Luganersee sei früher nicht mehr als ein niederes Teich gewesen, der wesentlich von unterirdischen Quellen genährt ward. Die grandiose Brücke, die von Lucchini erbaut wurde, ist seit 1847 dem Verkehr übergeben.

Eigentlich könnte man jeden Punkt des See's einen Glanzpunkt nennen; will man aber das Wort im strengsten Sinne fassen, so gebührt doch der Stadt Lugano das erste Recht. Sie ist der Mittelpunkt des Cantons Tessin oder der sogenannten italienischen Schweiz, nachdem sie im sechzehnten Jahrhundert durch den Herzog von Mailand an die Eidgenossen verkauft worden war, und noch heute scheint sich Alles zu vereinen, um die Stadt auf jede Weise zu fördern.

Wie die Landschaft, so zeigt auch das Klima hier den Höhepunkt südlicher Milde, ein tiefer Golf und hohe Berge bieten köstlichen Schutz. Verkehr und Handel, Kunst und Wissenschaft werden gepflegt und aus allen Theilen der Welt kommen Gäste in dieß heitere Paradies. Der Fremde, der einige Tage in Lugano verweilen will, geht in der Regel in's Hôtel du Parc und das ist fürwahr das idealste Hotel, das auf dem weiten Erdenrund sich finden läßt, da haben wir einen Palast mit wunderbarem Garten, der Jedem gehört, so lange es ihm beliebt, man fühlt sich unbewußt daheim und träumt, daß all' die Herrlichkeit, die wir hier sehen, unser eigen sei.

Die Gebäude des Hotels reichen dicht an das Ufer herab; von den breiten steinernen Terrassen sehen wir hinaus auf die blaue Fluth, in der der Monte S. Salvatore sich spiegelt.

Nur wenige Schritte von hier ist die Kirche degli Angeli mit dem berühmten großen Freskobild von Bernardino Luini, das uns mit erschütternder Erhabenheit die Kreuzigung des Herrn zeigt. Es ist ohne Zweifel



OSTERIA IN LUGANO.

das Meistergut der Stadt, aber auch in anderer Beziehung gewahren wir allerorts die Spuren künstlerischen Sinnes und selbst die Villen, die jetzt von reichen Fremden errichtet werden, streben darnach, sich kleine Gallerieen der besten modernen Meister anzulegen. Für eine derselben war das letzte riesige Bild Piloty's bestimmt, das die Verstoßung der Anna Boleyn durch Heinrich VIII. darstellt.

Die herrlichste Promenade am Ufer hin bietet der Quai; das Volksleben zeigt sich am frischesten an jenen Tagen, wo Markt gehalten wird. Dann mischen sich bunte Trachten aller Art in einander, Bergvölk und Schiffervölk, Schweizer und Italiener, und schwirrend erfüllt das geflügelte Wort die Luft — Grüße und Flüche, wie's eben von Herzen geht.

Unter den Fremden, denen Lugano gastliches Obdach bietet, finden sich häufig berühmte Gäste, Männer, die nicht vom Müßiggang, sondern von ernsten Thaten oder von einem reich bewegten Leben hier Ruhe suchen.

Zu ihnen zählte Mazzini, der Jahre lang in einer Villa bei Lugano verweilte, auf fremder Erde, aber doch



MONTE SALVATORE AM LUGANERSEE

dem Vaterlande nahe, dessen Größe und Einheit das Ziel seines Lebens war. Wer ihm auf seinen einsamen Spazierwegen begegnete, dem mußte die tiefe Würde seiner Erscheinung unvergänglich bleiben, umso mehr, da sie ja allen Traditionen widersprach, die der Deutsche mit diesem Namen verband.

Aber auch ihm ist die Zeit gerecht geworden, denn nicht der eigenen Macht, sondern nur der Macht seines Volkes galt sein Streben, er blieb edelmützig und arm, sittenstrenge und pflichttreu bis zur letzten Stunde: eine fast antike Enthaltbarkeit war der Grundzug seines Wesens. So lautet bei seinem Tode das öffentliche Urtheil ganz Europa's nicht bloß Italiens und so sprachen schon damals die Bürger Lugano's von ihm, in deren Mitte er lebte. Die äußerliche Erscheinung hatte eher etwas altväterlich-aristokratisches, die schwarze Binde reichte hoch an den Hals hinauf und das feingeschnittene Profil trug den Ausdruck menschenfreundlicher Milde.

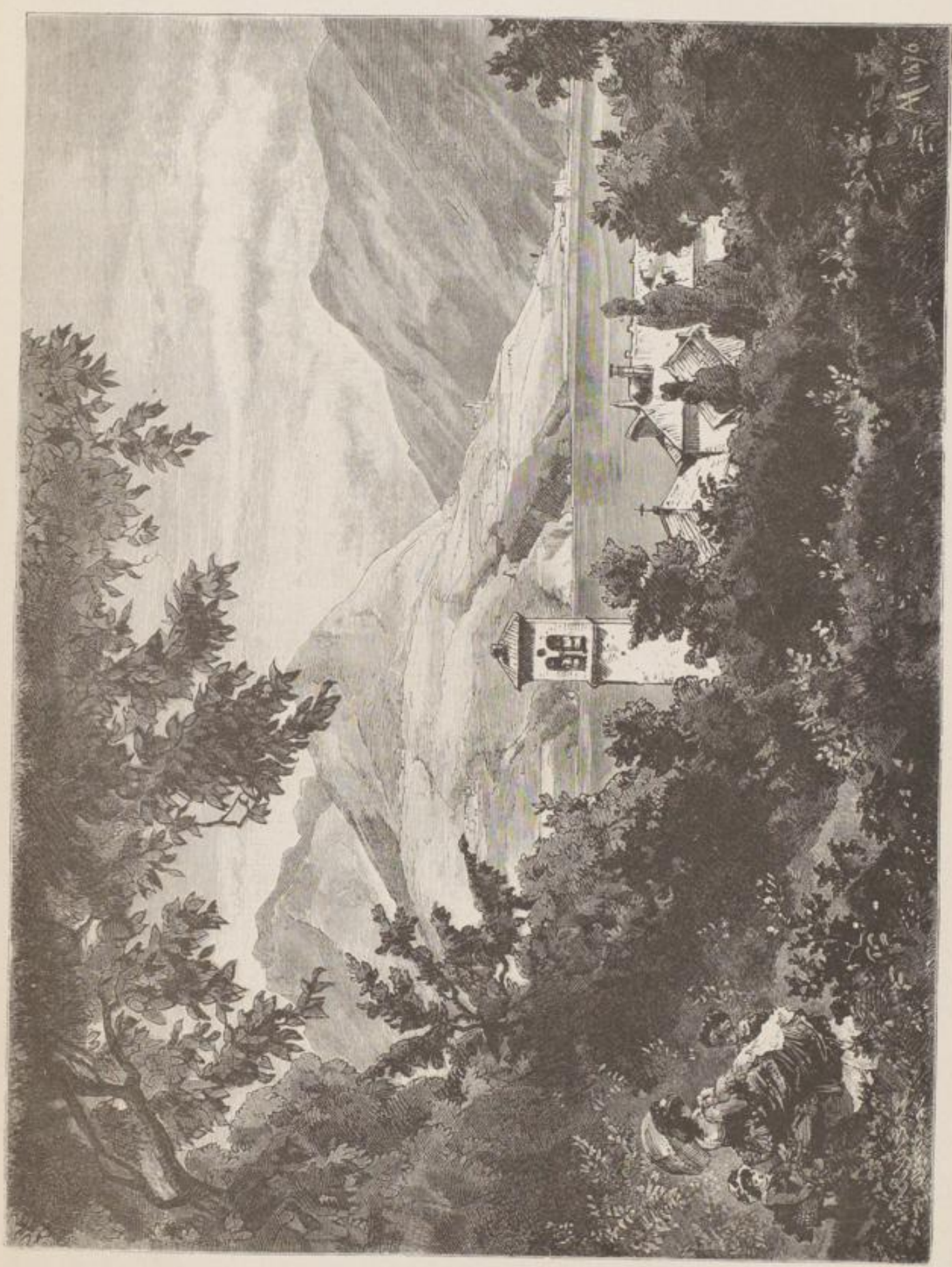
Das war Mazzini; die Männer zogen den Hut, wenn er vorüberging und den Kindern lächelte er freundlich entgegen; die Armen hatten keinen edleren Freund als ihn.

Das Grab, das er bei Pisa fand (wo er die letzten Lebenstage verbrachte), bot ihm die Erde des einigen Vaterlandes.

Wir allerorts die Spuren finden  
 streben darnach, sich diese Welt  
 Bild Flütz's bekümmert, das die Natur  
 en zeigt sich ein fröhliches an  
 nder, Bergpoll und Schönmühl, Eden  
 und Glücke, wir's ein an den  
 sich häufig verläßt die Natur  
 bewegen Leben hier Ruhe nicht  
 o verweilt, auf fremder Erde, die



war. Er ist ein  
 gleiches Leben, umhüllt, in  
 Warte, sondern nur der Welt  
 streuen die gut liegen Stelle in  
 dem Lobe der Fremde Welt  
 o's von ihm, in dem Welt  
 kurze Kunde reicht aus, in der  
 Wille.  
 und den Kunden nicht in  
 eunde), der ihm die Erde



BLICK AUS HÔTEL DU PARC IN LUGANO.



## Lago maggiore.

Stolz und gebieterisch, über dreißig Miglien lang und eine schauerliche Tiefe bergend, liegt der Lago maggiore vor uns. Seine nördlichen Ufer reichen bis an die rauhen Berge der Schweiz, wo die Simplonstrasse herunterzieht und schneeige Gipfel über die Tannen schauen; dann aber strömen die blauen Wellen fort bis an die heißen Gefilde der Lombardei, immer glühender werden die Farben, immer klarer die Luft, in zügelloser Fruchtbarkeit zeigt uns der Süden seine Blüthe.

Die Ufer sind dicht bewohnt; dort klammern sich niedere Hütten an den Felsenhang, hier stehen breite moderne Paläste, mit aller Pracht geschmückt; und heidnische Ueberreste mahnen uns an die Römerzeit, die ihren Göttern hier Tempel und ihren Schwelgern Villen baute. Aber auch die Natur mit ihrer wilden vulkanischen Kraft hat hier gebaut; die zerklüftete Felsenfette, die unweit Pallanza das Ufer krönt, zieht unter der blauen Tiefe weiter und wo sie über den Spiegel emporsteigt, da bildet sie jene wunderbaren Inseln, die wie ein Zaubergarten mitten in den Wogen liegen.

Die kleinen Städte, die sich am Ufer erheben, haben etwas alterthümlich-echtes in ihrer Bauart: ein kleiner Hafen mit dunklen Barken, ein breiter, steinerner Quai und an den Häusern offene Arkaden und lodende Gärten. Die Gassen sind eng und steil und auf der Höhe thronen zerfallene Ruinen. Die belebteste Stunde ist die, wenn der Dampfer landet und das bewegliche Volk sich um die Fremden scharrt, sonst zieht nur die hochgeladene Post oder ein Betturin mit klingenden Schellen vorüber. Das Bürgermeisteramt, das Posthaus u. dgl. sind stets die wichtigsten Gebäude und ihre Bewohner sind die Würdenträger des Ortes, die Bevölkerung ist liebenswürdig und arbeitsam, wenn sie auch ihre „berechtigten Eigenthümlichkeiten“ hat. So sehen uns die kleinen Flecken und Städte am Lago maggiore an, Pallanza und Angera, Lucarno und Canobbio.

Welch wilder Aufruhr ist dort vor dem grauen verwitterten Amtsgebäude, hinter dessen Gitterkästen verschiedene Plakate stehen, man meint, die Leute stürmen das Haus oder wollen sich einen neuen König wählen. Nicht doch — es war nur die Ziehung des Lotto und die Zahlen sind hier soeben verkündet worden, die Zahlen stehen hier an der Mauer. Der Fischerjunge mit dem strahlenden Gesicht dünkt sich reicher als Krösus und Rothschild zusammen, er hat fünfundzwanzig Lire gewonnen — fünfundzwanzig Lire, es ist eine Summe, die er kaum fassen kann. „Accidente,“ kreischt ihm die alte hagere Frau entgegen, mit dem Korb voll Limonen im Arm, denn der Gewinn war ihr selber bestimmt; sie hat sich zur Jungfrau verlobt mit sieben Rosenkränzen und der Todtengräber des Dorfes sich ihr das Geld zum Einsatz. In toller Hast rollen zwei Gassenjungen über das Pflaster, die sich scharf in den Haaren liegen, birbone, brigante, canaglia — das fliegt nur so durch die Luft, wie die zerrissenen Lottozettel, denn Paolo hat dem Giuseppe fünf Soldi versprochen, wenn er gewinnen sollte und nun will er sie nicht bezahlen! Das Publikum bildet Spalier für den entscheidenden Zweikampf, es ist ein Gottesgericht, neugierige Gesichter lugen aus dem benachbarten Fenster und mit unbeschreiblichem Pathos ruft der Straßenlehrer, dem sie zufällig unter den Beinen kommen, als er den Streitpunkt erfahren hat: Ah — Santi Apostoli, che infamia!!

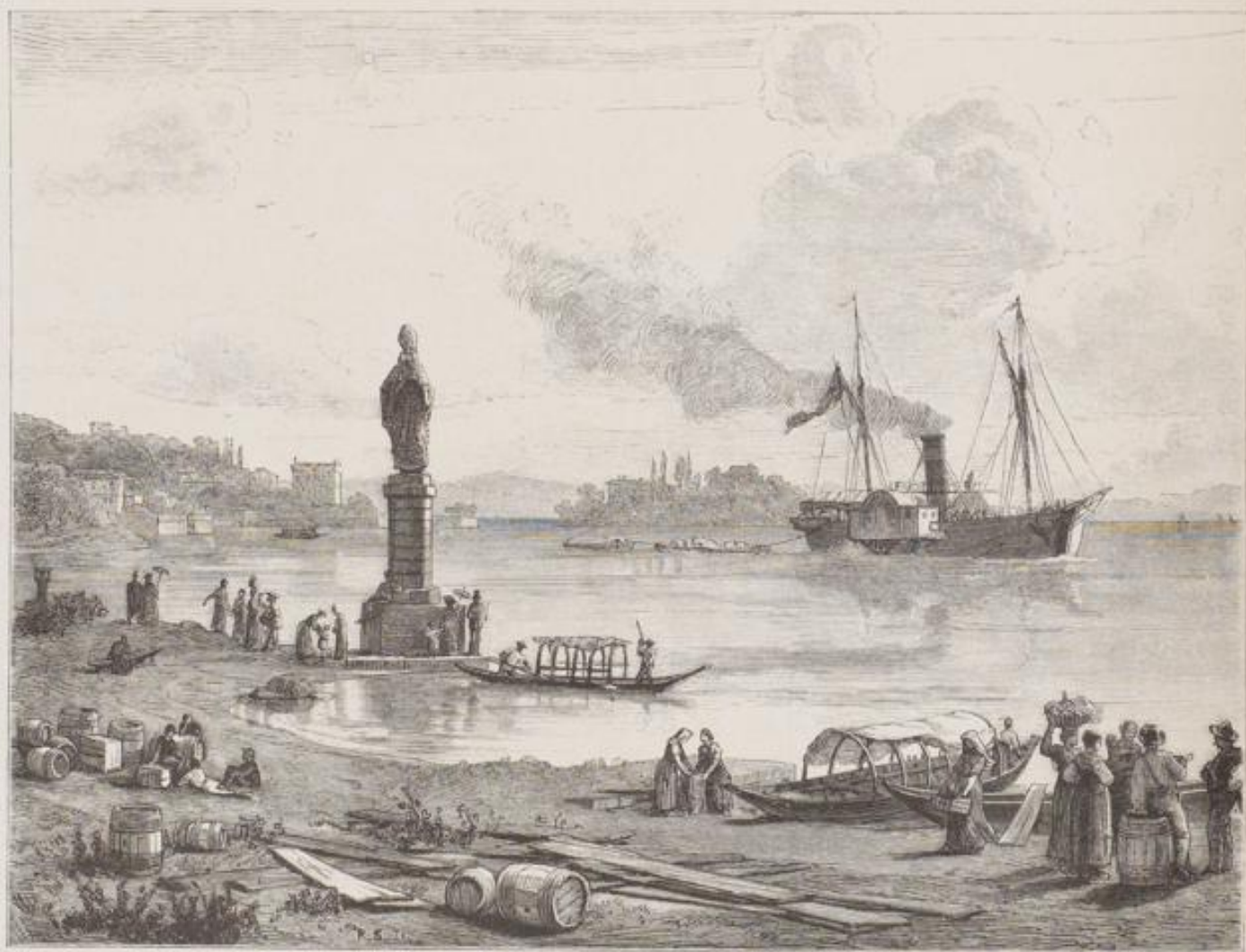
Dann aber, wenn der Lärm verklungen, begibt man sich wieder zur Collette und setzt von neuem, denn was dießmal nicht gelang, kann wohl das nächstemal gelingen. Die Alte freilich verlobt sich dießmal zu zwanzig Rosenkränzen statt zu sieben. Das sind Volksscenen, wie man sie in den kleinen Städtchen und Flecken Italiens jede Stunde erleben kann.

In Pallanza nahmen wir eine Barke und fuhren hinüber nach den borromäischen Inseln. Zwei von ihnen sind arm und schlicht, S. Giovanni und die Isola de' Pescatori, die nur von Fischern bewohnt wird. Zwischen den niederen Häusern läuft die schmale Gasse dahin, an schweren Pfählen hängen die Barken und durch die schwanken Reize zieht der Abendwind. Naakte Kinder spielen im Ufersand, uralte Einsicht liegt in den Liedern, die aus dem Munde der Fischer kommen, wenn sie heimwärts ziehen.

Doch dem Idyll der Armuth folgt ein Idyll der Pracht, sobald wir nun an der Isola Bella landen, die

terrassenförmig aus der blauen Fluth emporsteigt. Die Gärten, welche jetzt dieselbe schmücken, wurden im siebenzehnten Jahrhundert durch den Grafen Vitaliano Borromeo angelegt, der dunkle Grotten und schattige Alleen auf dem felsigen Eiland schuf; die Erde, in der die Bäume wurzeln, ward in Röhren vom Festland hierher gebracht, und nun, nachdem zweihundert Jahre verstrichen sind, ist das Grün hoch emporgeschossen und aus den nackten Klippen erstand ein feenhafter Garten.

Dicht am Ufer auf der untersten Terrasse zieht sich ein breiter Gang hin, ganz überschattet von Orangen und Granaten, von Citronen und Myrthen, die Stämme haben eine riesige Stärke erreicht und zwischen den Zweigen schlängeln sich wilde Rosengehänge hindurch und singende Vögel bergen sich in ihrem Dunkel. Dann treten wir in



BUCHT VON PALLANZA.

einen Lorbeerhain, dessen Kronen Alles andere überragen; dort stand vor mehr als siebenzig Jahren ein junger Mann mit flammenden Augen, und in Gedanken versunken schnitt er tief in die Rinde das Wort — battaglia. Sein Name war Bonaparte, es war wenige Tage vor der Schlacht von Marengo — ein Lorbeerbaum war seine Tafel.

Auch droben in dem öden Palaste, der seine Front gegen die Simptonstraße kehrt, begegnen wir noch den Spuren des kühnen Eroberers, man zeigt jetzt noch das Lager, auf dem Napoleon damals schlief und das kein anderer seitdem beschritt. Aber in den Stolz, solchen Gastfreund zu bergen, mischte sich doch die Furcht, und Reisende, die 1803 die Insel besuchten, erzählen uns, daß die Mehrzahl der kostbarsten Gemälde und Statuen damals entfernt war, um sie vor den „kunstliebhabenden Klauen der Franken“ zu flüchten.

Das ganze Schloß, das ziemlich barock gebaut ist, wie es die Zeit der Errichtung mit sich brachte, macht einen altfränkisch steifen Eindruck und mahnt uns an jenen Stil, der in den französischen Schlössern seine höchste Entwicklung fand. Wirklich prunkhaft ist der sogenannte Thronsaal, doch auch die übrigen Gemächer mit ihren

Säulen und Marmorböden, mit ihren weißen Statuen, die aus dem Dämmerlichte uns entgegenlauschen, haben etwas fürstlich-prächtiges — wenn es auch eine Pracht ist aus todter Vergangenheit.

Weit weniger künstlich und eben deshalb unendlich lockender ist die Isola Madre, auf die wir nun in leichter Barke übersetzen; der milde Lusthauch trägt uns den Duft der blühenden Gärten entgegen, silberne Fischlein springen aus der Fluth und tauchen wieder hinab, es ist der ganze Zauber der Morgenfrühe, der uns umgibt.

Die Isola Madre ist die größte der borromäischen Inseln und liegt im Mittelpunkte derselben, so daß die



ROTUNDE DES HERKULES AUF ISOLA BELLA.

übrigen fast wie ihre Kinder erscheinen. Hier ist es einsam und stille, nur ein Schloßvogt, der die Gärten und den unbewohnten Palast versorgt, herrscht auf der Insel und öffnet freundlich das Thor, wenn wir die hohe Felsentreppe emporgestiegen. Die Gärten der Insel bergen eine Vegetation aus allen Zonen, ein eigener Park ist für die hohen nordischen Tannen geschaffen und auf der andern Seite blühen Palmen und Cedern, Zuckerrohr und Thee. Hier ist der Traum des berühmten Liedes erfüllt:

„Ein Nichtenbaum steht einsam  
Im Norden auf kahler Höh.“

Den Schlußpunkt des Sees gegen Süden hin bildet Sesto Calende, wo der Ticino seinen Ausfluß hat; die wichtigste Ortschaft aber an jenem südlichen Theil ist Arona. Hell und behäbig sieht das freundliche Städtchen sich an, in dem der Handel zu hoher Blüthe und der Verkehr zur stärksten Entwicklung gediehen ist; in seinen Kirchen finden sich stattliche Fresken, aber das Meisterstück frommer Kunst bleibt doch das Riesenstandbild des Heiligen, der zu Arona seine Heimat hat.

Auf einem Hügel, der hoch emporragt, erhebt sich, aus Granitblöcken geformt, ein Piedestal, das nahe an fünfzig Fuß mißt; dort steht die Statue des heiligen Carolus Borromäus, der einst Erzbischof von Mailand und einer der mächtigsten Vertreter kirchlicher Allmacht war. Das Denkmal, das bereits im siebenzehnten Jahrhundert zur Vollendung kam und mehr als eine Million Franken gekostet hat, ward aus den Mitteln der Familie und aus freiwilligen Beiträgen der Anwohner erbaut, die Höhe der Figur beläuft sich allein auf etwa siebenzig Fuß.

Wie allenthalben zu sehen ist, stammt der Entwurf von Gerano, die Ausführung ward an Falconi und Zanella übertragen, die dem Bildniß seine heutige Gestalt verliehen. Segnend breitet der Heilige die Hand über die Stadt, in der er geboren. Hoch über den Hügel ragt das zerfallene Schloß, wo einst seine Wiege stand, in seinen Zügen liegt jener tiefe, begeisterte Ernst, der sein ganzes Leben trug; die Macht der Kirche war sein Lösungswort, aber er hatte über diesem Wort nicht die Macht der Menschenliebe vergessen.

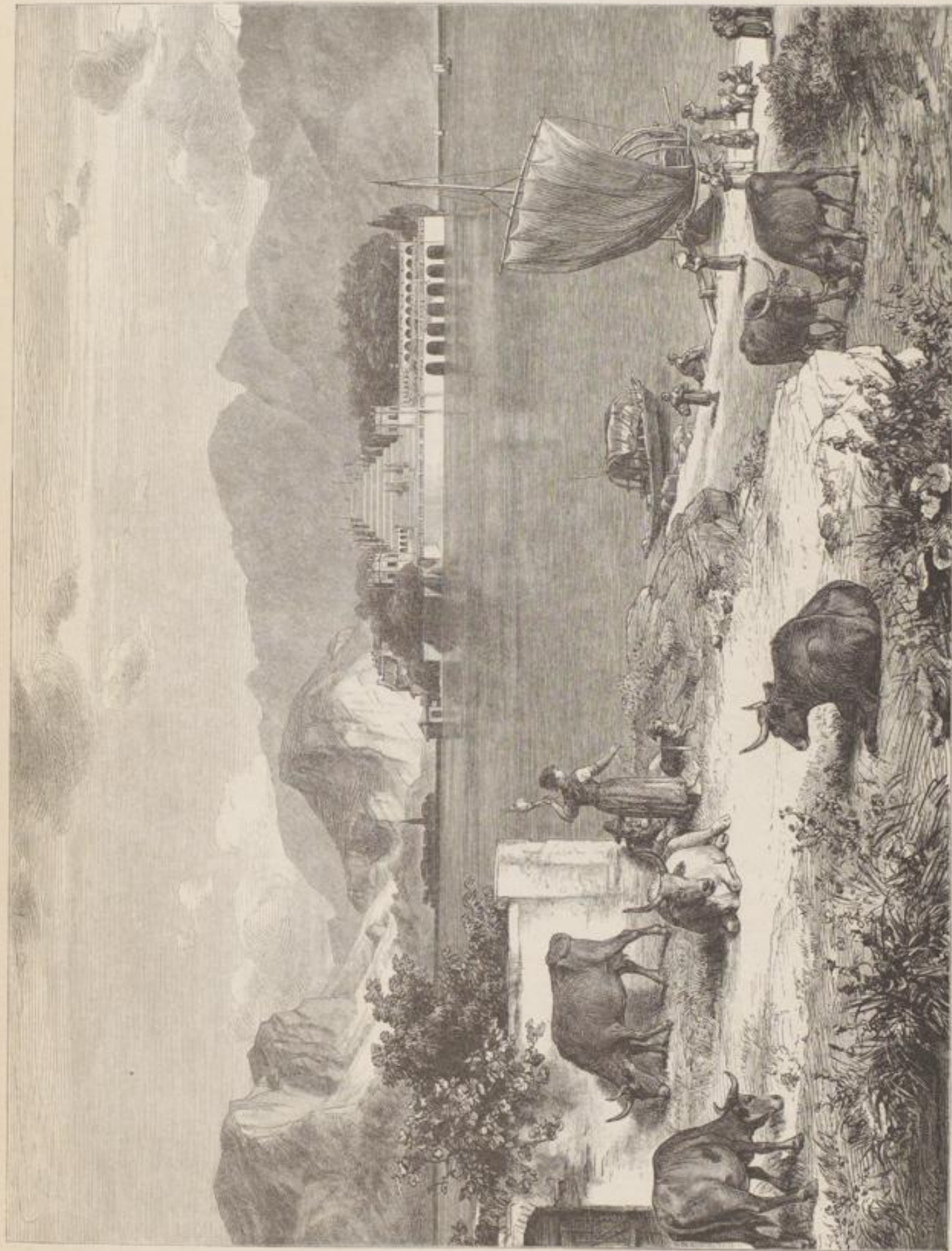
Das Bild wirkt mehr durch seine kolossalen, als durch seine künstlerischen Verhältnisse, aber dennoch verfehlt es nicht einen gewaltigen Eindruck zu machen, wenn man sich des großen Gedankens bewußt wird, dem dieß Leben geweiht war.

In dunklen, massigen Conturen hebt es sich ab vom bleichen Abendhimmel, und wenn wir schon weit von Arona hinweg sind, sehen wir noch die schwarze Riefengestalt mit der segnenden Hand.

Zimmer ferner rückt sie und ferner, wir erinnern uns aus den Kindertagen des Mannes, der auf die rauhen Berge flog, um die Armen zu trösten, der während der Pest an allen Sterbebetten stand — aber immer ferner und ferner rückt das Bild, die Gegenwart hat keine solchen Gestalten mehr; auch er ist ein Riese der Vergangenheit!





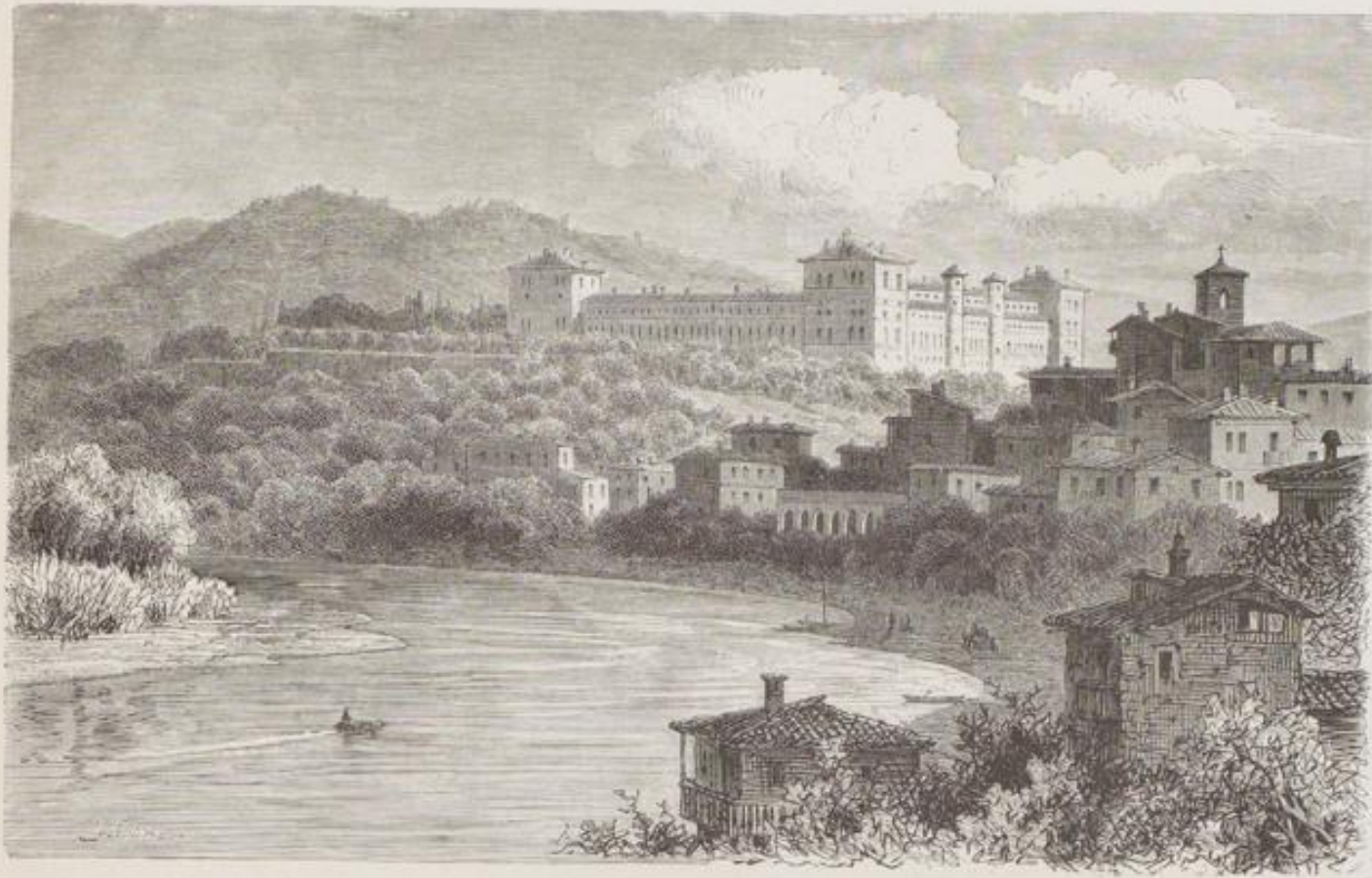


LAGO MAGGIORE MIT ISOLA BELLA UND ISOLA PESCATORE.

Landes- u. Stadt-  
Bibliothek  
Düsseldorf



in diesen am 1  
er nicht, nach  
gibt, und in  
Wien und in  
Fest in  
yehem Blü  
in der Welt  
von nicht, nach  
Jahre der Erde  
Wahrheit und  
Kampf der Erde  
in Wissenschaft  
in Wissen und  
Kultur der Erde  
Kultur der Erde  
in Wissen und  
Kultur der Erde  
in Wissen und  
Kultur der Erde



MONCALIERI BEI TURIN.

## Turin.

Wir stehen am Ufer des Po. Ueber das Mauergelände des Kapuzinerberges schauen wir hinab auf die weite, dunkelfarbige Stadt mit ihren riesigen Plätzen, alle Straßen sind streng im rechten Winkel gebaut, und über den röthlichen Ziegeldächern wölben sich mächtige Kuppeln. Dann kommen grüne Gärten und weit hinter ihnen die blaue Kette der Alpen mit schneeigen Gipfeln.

Hoch über alle andern ragt der Monte Rosa und Monte Viso hervor und zwischen den zerrissenen Klüften des Vorgebirgs sieht man die Mündung der wilden savoyischen Thäler. Die Luft, die der Nordwind von dort herüberträgt, ist herb und kräftig, wir fühlen nichts von jenem weichen Odem und jenen weichen Farben, wie sie uns sonst der Süden zeigt, sondern etwas Ernstes, in sich Befestetes spricht aus den Zügen der Stadt; die Thatkraft überwiegt die Phantasie. Das ist die alte tapfere Residenz der Sarden, die Italien einig und frei gemacht, das war Jahrhunderte lang die Hauptstadt des kleinen Piemont, auf dessen Energie das Vaterland sein Hoffen setzte, das ist die Heimat des großen Grafen Cavour. — Obwohl Turin bereits zu Römerzeiten eine stark befestigte Colonie war, wie sich aus der Anlage der Straßen noch jetzt erkennen läßt, so beginnt seine eigentliche Bedeutung für die Geschichte doch erst, als es im ersten Jahrhundert an das Haus Savoyen kam, dem es bis zur Stunde zu eigen ist. Ja, es wird wenige Städte geben, die so eng mit dynastischen Traditionen verknüpft und doch mit so tiefem Patriotismus für das große gemeinsame Vaterland erfüllt sind.

Das Haus Savoyen ist es denn auch, dessen Spuren wir in Turin auf Schritt und Tritt begegnen, so oft ein Denkmal oder ein Palast sich vor uns erhebt. Es wirkt bestimmend auf die Physiognomie der Stadt; die

Namen Amadeo und Emanuele, Philibert und Carlo Alberto kehren überall wieder; wir sehen unwillkürlich in dieser Architektur des achtzehnten Jahrhunderts den „Prinz Eugen“, den „edlen Ritter“, schreiten, dessen Sieg einst die Stadt vor den Franzosen rettete. Und diesen Eindruck kann die moderne Hand nicht verwischen, so vielfach sie auch die alten Formen überkleidet hat. Es ist freilich wahr, Turin besitzt nicht von ferne den Reiz, den andere Städte des Südens haben, aber dennoch fühlen wir uns unbedingt sympathisch berührt; Alles ist echt und gediegen, was wir hier erblicken und eine Art von tiefer Achtung tritt an die Stelle des überraschten Entzüdens.

Die wichtigsten Straßen Turins sind die Via di Po, Via di Roma und Dora Grossa, die noch den alten römischen Heerweg erkennen läßt, welcher von hier in die Berge führte. Der Punkt, wo sie zusammentreffen, ist die Piazza Castello, ein ungeheures Geviert, auf dem der Palazzo Madama steht und in dessen Nähe sich die wichtigsten offiziellen Gebäude befinden. Der Palast der Madama (nach deutscher Redeweise der Königin Mutter) sieht



KAPUZINERBERG.

sich wunderbar an, denn nicht wie ein zierliches Kunstwerk, sondern wie eine trozige Festung aus rohem Ziegelbau, mit Eichen überwuchert, steht er auf dem riesigen freien Raume. Wir schlendern gemächlich an dem braunen Gemäuer vorbei; die Thürme sind so verwittert, als sollten die Falken darinnen nisten, bis wir mit einmal an die Façade kommen, die der Via di Dora Grossa gegenübersteht. Nun wandelt sich das Bild; sie ist von Juvara mit glänzender Pracht gebaut und aus der rauhen Beste, die uns von drei Seiten entgegenschaut, ist plötzlich ein Fürstenschloß mit allem Pomp des achtzehnten Jahrhunderts entstanden. Auch in den königlichen Palast mit seinem prachtvollen Garten tritt man von der Piazza Castello ein, zwei eiserne Dioskuren halten vor dem Hofthor Wacht und unter dem Portale stand ein schnurrbartiger Castellan oder wie sonst sein Titel lauten mag.

Da der Zutritt für Jedermann auf's liberalste offen steht und da es eben Sonntag war, so drängte sich zahlloses Landvolk in die fürstlichen Räume und ich mußte lächeln, so oft sie mit scheuer Ehrfurcht dem schnurrbartigen Portier eine tiefe Verbeugung machten. Sie meinten offenbar, daß am Sonntag Nachmittag auch der König unter der Thür seines Hauses steht und feiernd in's Blaue schaut, wie es der Bauer zu thun gewohnt ist.



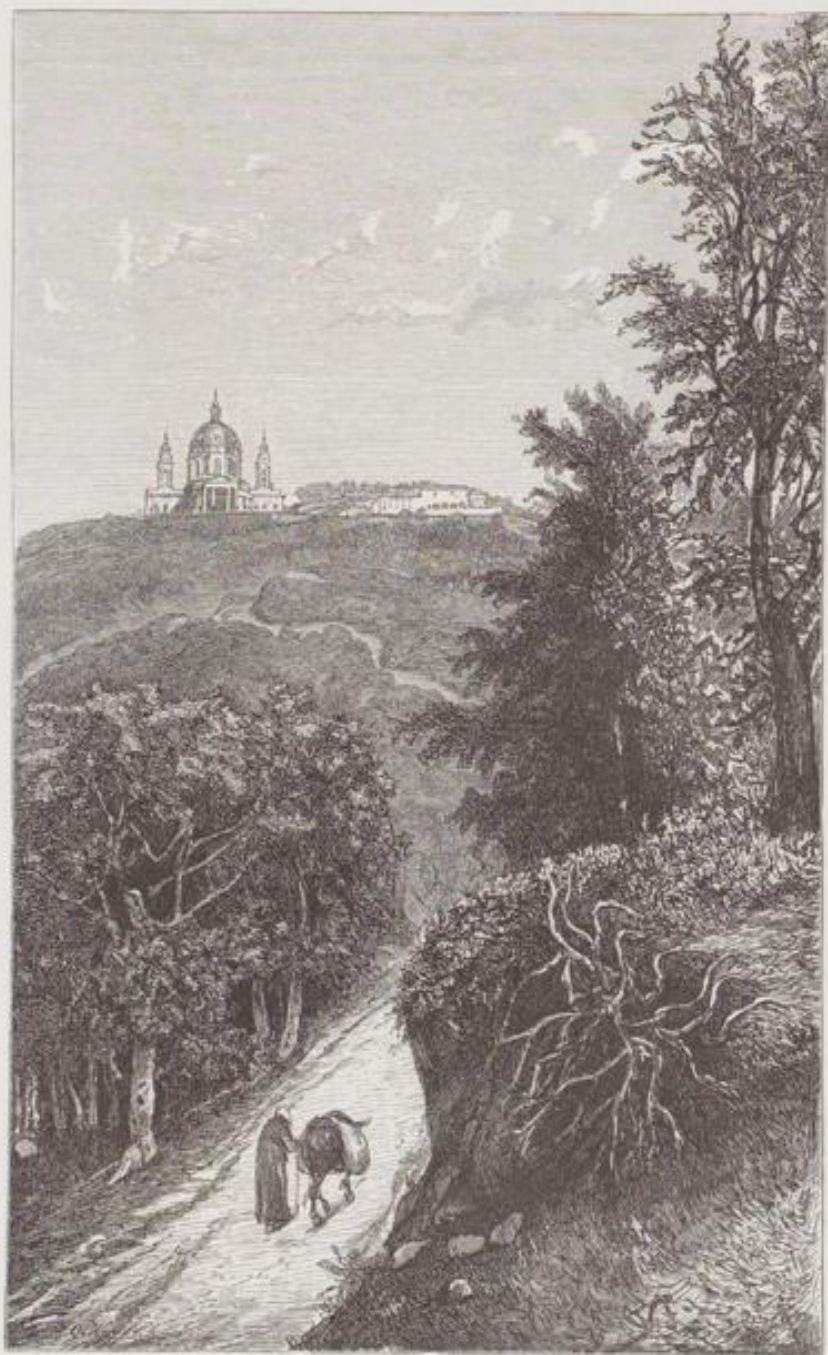
FONTAINE IM GIARDINO REALE.

Neben den weiten Wohngemächern und Sälen, die der Palazzo Reale umfaßt und die zum großen Theil mit Motiven aus der Landesgeschichte geschmückt sind, enthält derselbe auch eine berühmte Waffensammlung. Die letztere bietet außer der reichen historischen Uebersicht noch viele persönliche Curiosa, so die Rüstung des Prinzen Eugen, den Degen, den Napoleon bei Marengo trug und die Fahne, welche die päpstlichen Truppen bei Castelfidardo verloren.

Daß übrigens auch die jüngsten Ereignisse, aus denen die allmähliche Wiedergeburt Italiens hervorging, auf den monumentalen Charakter Turins bedeutenden Einfluß übten, wird Niemand Wunder nehmen; denn nirgends kann man ja die Geschichte so leicht auf der Straße lernen, als in Italien; wer immer mit tapferem Geiste oder mit tapferer Faust sich um die Einheit des Vaterlandes verdient gemacht, der darf des ehernen Dankes sicher sein.

„Gli Italiani d'ogni provincia“, steht auf dem Denkmal Vincenzo Gioberti's, das 1860 errichtet ward, und doch hatte Gioberti mit den verfehltesten Mitteln der Welt die Unabhängigkeit Italiens erstrebt, indem er sie mit Hilfe des Papstthums zu erreichen hoffte. Aber die Italiener vergaßen dem hochherzigen Manne bald den Irrthum, den er begangen, und hielten nur den Gedanken fest, der das Ziel seines Lebens war: „L'indipendenza d'Italia.“

Obwohl der Verkehr seit Verlegung der Residenz bedeutend abgenommen, sind die Straßen Turins doch noch



WEG ZUR CHIESA DI SUPERGA.

immer ziemlich belebt; die Häuser sind hoch und mit Altanen geschmückt, im Erdgeschoß liegen offene Arkaden mit prächtigen Magazinen. Wenn man die engeren Gassen aufsucht, trifft man nicht selten interessante Höfe, zum Theil mit alterbraunen hölzernen Treppen und grünen Schlinggewächsen geschmückt, an den belebtesten Straßenecken stehen Kioske, wo man Zeitungen verkauft und Caricaturen aus allen Theilen der Welt.

Mit pathetischem Schritt zieht ein Seiltänzer über die Straße, gefolgt von einem schönen vierjährigen Kinde: auf dem nächsten größeren Plage beginnt die Vorstellung von neuem; zahllose Knaben spielen auf dem glatten Pflaster, vor der Spiegelscheibe eines herrlichen Magazins steht eine junge Frau aus dem Volke und ordnet ungescheut ihr Halstuch, das in Verwirrung gerathen ist. Andächtig hält dicht hinter ihr der Abbate, der eben vorübergeht, und mustert die herrlichen Waaren, die hinter dem Spiegelfenster ruhen; in dem nächsten Haus ist die Sparkasse, ein großer Bienenkorb steht als Symbol über der Thüre. Da es Sonntag war, so waren auch Nachmittags die Kirchen gefüllt. Gran Madre di Dio und La Consolata, vor Allem aber der Dom, in dem einst der junge Rousseau zum katholischen Glauben übertrat. Jetzt (es war etwa Nachmittags um 3 Uhr) ward Christenlehre im Dom gehalten; auf der einen Seite saßen die Knaben, auf

der andern die Mädchen, beide im Carré auf niederen Bänken. Noch hatte der Unterricht nicht begonnen und die ledigen Zungen conversirten so laut und lebhaft, als gelte es die höchsten Fragen der Politik; nur zwei, die bereits als Ministranten gekleidet waren, verschmähten das profane Geplauder und freuten sich, so oft ein geistlicher Herr vorüberging und mit entrüsteter Miene sein Bist! — in die Schaar hineinwarf.

Endlich kam der Lehrer selbst; mit Chorrock und Stola bekleidet, trat er in die Mitte des Carré's und den Katechismus in der Hand, begann er zu examiniren. Allein schon der erste versagte, er faßte ihn bei den Ohren und wollte ihn auf die Strafbank führen, doch der Kleine begann auf's Heftigste zu parlamentiren, es sei auch so

richtig, wie er es gesagt, er könne sich nicht vor allem Publikum blamiren lassen, und als der Rechtsstandpunkt nicht durchdrang, appellirte er an die Barmherzigkeit des Allmächtigen. Misericordia di Dio, rief er laut und ließ sich schluchzend auf der Strafbank nieder.

Welch' anderes Bild da drüben bei den Mädchen! Reizende Kindergesichter lugten uns hier entgegen, die eine



PORTA PALATINA.

hatte das Kinn bejorgt in die Hand gestützt, die andere ließ die braunen Augen schweifen, die älteren aber (mit zwölf bis vierzehn Jahren) trugen schon den schwarzen Schleier und spielten erregt mit dem — Fächer, so oft eine Frage kam, die ihnen heiß zu machen schien. Ich werde den entrüsteten Blick niemals vergessen, mit dem die größte von ihnen dem Priester nachsah, dem sie auf drei verschiedene Fragen die Antwort schuldig blieb und der so ungalant war, ihre Unwissenheit mit Achselzucken zu konstatiren.

Nachdem der Unterricht beendet war, ward noch ein gemeinsames Gebet verrichtet. Wie ein Taubenschwarm

der sich niederläßt, fielen die Kinder auf die Kniee, wie ein Taubenschwarm, der in die Lüfte steigt, erhoben sie sich wieder und mit buntem Gedräng und Gepfander schwirte die kleine Schaar durch die breiten Pforten des Domes.

Nun ist es wieder stille geworden in den hohen kühlen Hallen und schweigend schauen die steinernen Grabdenkmäler des Hauses Savoyen herab, die hier in der Cappella del Sudario ihre Stätte fanden.

Die Könige ruhen droben in der Superga, einer einsamen Kirche, die etwa drei Stunden von Turin gelegen ist und weithin das Land beherrscht; ihre Entstehung dankt sie den stürmischen Tagen, da unter den Mauern Turins die feindlichen Heere standen. Damals that Victor Amadeus das Gelübde und Juvara vollendete den Bau; für die Rettung des kleinen Piemont war er gelobt, wer ahnte damals, daß nach hundertsechzig Jahren die Hauptstadt der savoyischen Könige Rom heißt!!







## Genua.

Als einst zum Sturm Jerusalems der Glaube  
 Europa wappnete, da war dein Sohn,  
 Der Sarazenen Schreck, ein Führer schon  
 Dem frommen Ritter mit der Eisenhaube.

Doch später, unermesslich reich vom Raube,  
 Den Franken sprachst du, sprachst Venedig Hohn,  
 Dem Griechenkaiser gabst du seinen Thron,  
 Und Pisa lag durch deine Hand im Staube.

Du herrschtest über die Tyrhenerstut,  
 Im Osten blühten deine Colonieen,  
 Chios und Cypern zahlten dir Tribut.

Was du auch unternommen, war gediehen,  
 Und strahlend, im Geleit von Macht und Gut  
 Sahst du den Ruhm durch gold'ne Chore  
 ziehen.

H. Leutbold.

A. Gief's Xa.

em, der in die Höhe steigt, erhebt  
 war durch die dreien Hüften zu  
 und schwebigen schauern die  
 dario ihre Spitze fanden.  
 lische, die etwa drei Stunden  
 in kürzlichen Tagen, da unter  
 Gebäude und Tempel verlor  
 nach hundertjährig Jahren in

Landes- u. Stadt-  
Bibliothek  
Düsseldorf



Fragment of text from the reverse page, including a decorative initial and several lines of printed text.



FONTAINE AUF ACQUA SOLA.

## Genua.



Wir stehen zu den Füßen einer Fürstin, die sich thronend im weißen Marmorleid erhebt; um ihre Stirne hat die Natur Lorbeer und Myrthe gewunden und Rosen um den wogenden Busen, in ihren Armen ging das herrliche Geschlecht der Doria zu Grunde — La Superba war der Name, den die staunende Zeit ihr gab.

Wie viel von dieser Blüthe ist jetzt vergangen, aber das letzte, was in stolzen Seelen stirbt, das ist eben der Stolz und den hat Genua sich noch bis heute bewahrt; es hat seine weltgebietende Macht verloren, aber vom Throne großer Erinnerungen gibt es keine Entthronung. Das Diadem, womit die Felsen ihr Haupt geschmückt, das konnte kein Sieger ihr vom Haupte reißen, und die rauschende Huldigung, die ihr das blaue Meer alltäglich entgegenträgt, ist durch kein Machtgebot verstummt. Sie ist noch heute, was sie vor drei Jahrhunderten gewesen — La Superba!

Im äußeren Leben freilich hat sich vieles gewandelt, seit Genua nach seiner souveränen Stellung dem kleinen Königreich Sardinien einverleibt worden ist. An die Stelle der weltbewegenden Pläne, mit denen sich einst die Dogen trugen, trat jetzt der stille Bürgerfleiß; das Pathos der Macht, mit welcher Genua aufgetreten, erlosch; nicht die politischen, sondern nur die commerciellen Interessen bildeten nun den Nerv des öffentlichen Lebens.

Allein, wenn auch ihr Wirkungskreis ein kleinerer geworden war, so gewann doch die Mühsamkeit, der Scharfsinn und Ehrgeiz der Genuesen rasch wieder neue Ziele, mit aller Kraft seiner Vorzüge und Fehler strebte das Volk zum zweiten Mal emporzukommen, zu glänzen, zu überflügeln! Sie hatten es nicht vergessen, daß einst der Greif ihr Wappen war, das mythische Thier, das die scharfen Klauen mit dem schwungvollen Fittich vereint.

Jedes kühne Unternehmen, das der regsame Geist der Zeit erfand, ward in Genua prüfend beachtet, jeder politische Gedanke, der der Größe und dem Stolz des Vaterlandes diene, brachte das Blut der alten Superba in Wallung, und die Klugheit schloß die Begeisterung nicht aus.

Nirgends ward die Italia Una so stürmisch begrüßt, nirgends ward die Hymne auf Garibaldi so jubelnd gefungen, als in der Stadt, an deren Strand Andrea Doria's Palast sich spiegelt.

Die Geschichte von Genua ist zerklüftet durch Kampf und Fehde, wie das Felsgestein des Strandes und sturmvoll wie die Wogen, die seine Küste umbranden. Denn die hohe Bedeutung, welche diese Stadt für die Blüthe des Handels, wie für die Herrschaft über das Mittelmeer besaß, war schon den Römern klar geworden, und reizte die Begehrlichkeit der Völkerwanderung nicht minder, als später die Raublust der Saracenen. So mußten denn die Bewohner stets auf Gegengewehr gefaßt sein, und das stählte ihre Tapferkeit, das härtete Lust und Kraft, um Alles für Alles zu wagen. Freilich warf sich der Geist, der damit großgezogen ward, gar bald auch auf innere Fehden, wenn es an Thaten nach außen gebracht und der Hader der Parteien, der Jahrhunderte füllt, ward durch den Charakter des Volkes nicht zum wenigsten begünstigt.

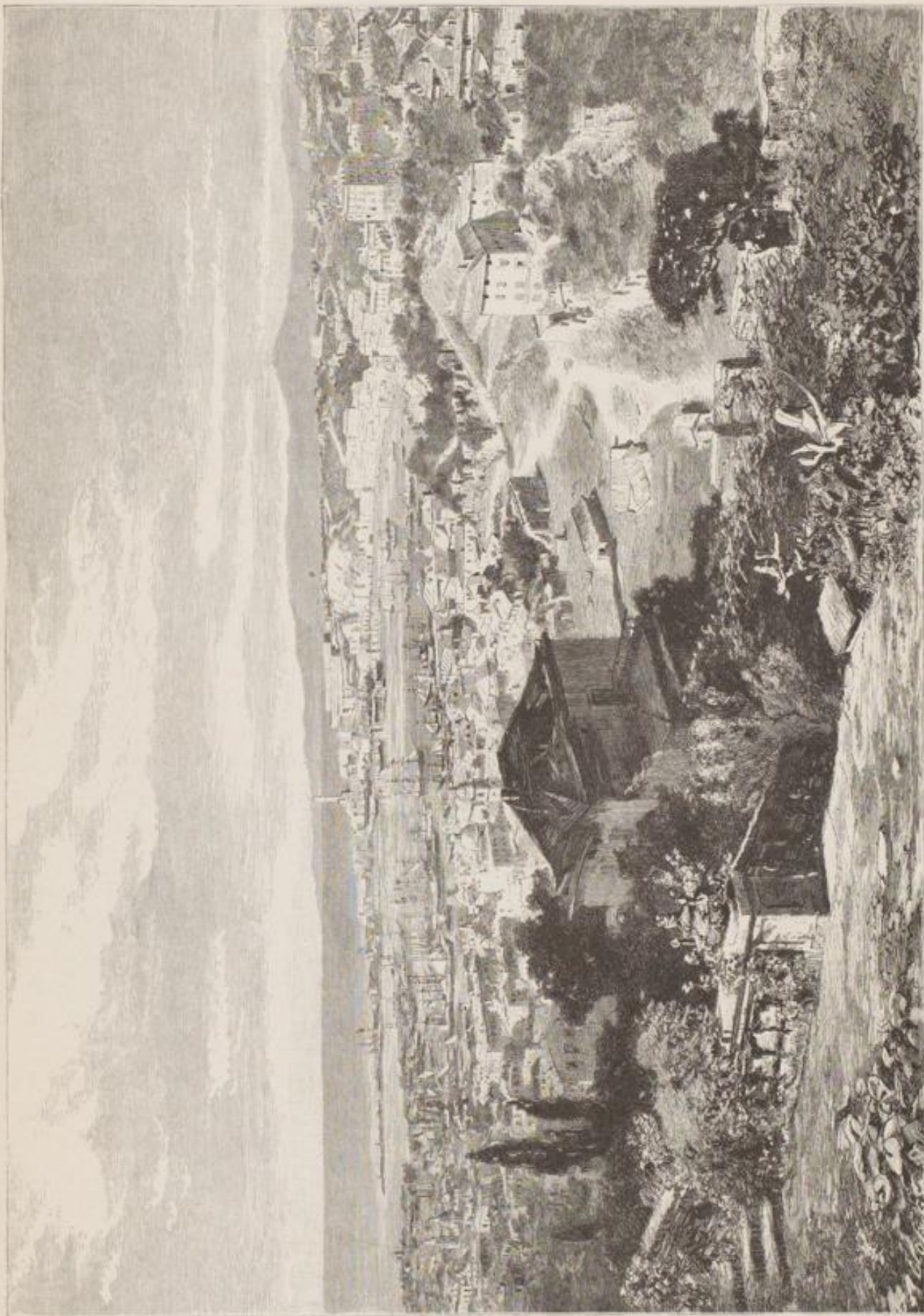
Lange Zeit war Pisa der gefährlichste Nebenbuhler der Genuesen, allein wenn sie auch ihn allmählig bezwangen, so war doch der Kampf gegen Venedig's Uebermacht vergeblich. Aus der ältesten Verfassung, welche die Bürger in acht Compagnien theilte und dem Ehrgeiz der großen Geschlechter den freiesten Spielraum gab, gieng man erst 1339 zur Ernennung eines Dogen über, in dessen Händen wenigstens die Gewalt centralisirt ward, wenn auch der Wettkampf der Länder und der heimischen Parteien nicht verstummte, die diese Gewalt ihrem Vortheile dienstbar zu machen strebten. Der berühmteste Name der Stadt, Andrea Doria, ist dafür Zeuge, er selbst war nacheinander Heerführer des Papstes, der Franzosen und zuletzt Kaiser Karls V., er selbst belagerte in fremden Diensten die Stadt, die er später geistig beherrschte. Noch bei seinen Lebzeiten fand die Verschwörung des Fiesco statt.

Unter den späteren Kämpfen, die Genua zu bestehen hatte, ist besonders das furchtbare Bombardement von 1684 zu erwähnen, wodurch Ludwig XIV. einen großen Theil der prächtigsten Gebäude zerstörte; auch Korsika, das schließlich um 40 Millionen Francs an Frankreich verkauft ward, kostete den Genuesen manch blutigen Tag. Aber auch Genua selbst — la Superba! — sollte dereinst noch das Geschick ereilen, in das französische Kaiserreich einverleibt zu werden und gerade ein Korse war es, der ihm 1805 dies Loos beschied. Erst in den Händen des kleinen Sardinien fand es seinen Frieden und am Herzen der großen Italia Una neuen Ruhm.

Man fühlt es, daß eine neue, verjüngende Kraft durch diese hundertjährigen Marmorglieder strömt; Genua allein kann unter all' den herrlichen Städten, die Italien im Mittelalter besaß, den schönen Mythos des Phönix erfüllen, der für Venedig ewig verloren ist. Wie eine stumme Verheißung steht an den Pforten der Stadt das Standbild des großen Columbus.

Der Anblick, welchen Genua bietet, wenn man vom Meere gegen den Hafen kommt, entzieht sich jeder Beschreibung, denn der Golf, woran es liegt, stellt nicht eine sanfte Curve dar, sondern einen tiefen, vielgezackten Schnitt in das felsige Land, auf dem sich nun terrassenförmig die himmelhohen Häuser und Paläste erheben, bis an das steile Gebirge hinan, das im Rücken der Stadt gigantisch emporsteigt.

Schon die Natur hat hier eine Beste gebaut, die jedem Angriff furchtbare Abwehr bietet, aber noch drohender starren uns die Befestigungen entgegen, welche die Menschenhand hinzugefügt. Sie baute riesige Dämme in's Meer, den Molo vecchio und Molo nuovo, in dessen Nähe der Leuchtturm (lanterna) steht, und pflanzte Batterien auf



GENUA.

Genua nach seiner jetzigen Lage  
 Stelle der weltberühmten Piazza  
 Rathaus der Stadt, mit seinen  
 Ziergiebeln bilden nun den Haupt-  
 punkt doch die Hügel der Stadt  
 Sorzüge und Häuser bilden die Stadt  
 nicht vergessen, daß mit der Zeit  
 angeblich Genoa verlor.  
 ward in Genua jährlich mehrere  
 brachte der Staat der alten Republik  
 ed die Götter der Barbaren in die  
 spiegel.  
 wie das Schicksal der Stadt  
 atung, welche die Stadt in die  
 den Römern für gewöhnlich, so  
 der Saracenen. Es mußte den  
 das härteste Loos und nicht zu  
 ward, gar bald auch auf einen  
 er Jahrhunderte still, nach dem  
 n wenn sie auch im ständigen  
 lichen Verfallung, welche in  
 Epistola gab, ging man zu  
 unterführt ward, denn man  
 fe Gewalt ihres Reiches  
 Zeuge, er selbst war nicht  
 erte in fremden Händen in  
 ng des Himmels hat.  
 ders das furchtbare Verbrechen  
 tigen Schicksal gebrachte; man  
 te den Genuesen nach dem  
 zellen, in das französische Reich  
 os befiel. Er in der  
 Una neuen Kaiser.  
 jährigen Wurmgeißel für  
 ge, den schönen Staat der  
 an den Füssen der Erde  
 den Füssen kommt, er  
 dar, sondern einen  
 en Hüften und Füsse  
 are Klöße nicht, aber  
 Sie heute richtig  
 erna) steht, und

Landes- u. Stadt-  
Bibliothek  
Düsseldorf

in diesen Jahren, aber  
nicht zu vermeiden. Es  
handelt um Schicksale  
Ja, dies aber, was  
dagegen die Lieder, die in  
den mit den mündigen Be-  
stehen mit ihrer Zeit. Die  
nicht begreiflichen Stunden



der mit den in der  
an Tagen, es ist in der  
Mit dem besten Ge-  
wisse für die Zukunft, und  
von der Stadt und Mensch  
nicht ihre Schicksale zu  
schicklich aber, das viele sind  
Schicksal mit einem Werd. n  
und ihre von diesen Schicksale  
mit in jeder Zeit

die schroffen Höhen, aber die Pracht der Gegend ist so unverwundlich, daß alle diese Forts dieselbe nicht mindern, sondern nur vermehren. Denn sie fügen sich ohne Zwang in das felsige Gestein und geben der Schönheit nur einen Charakter von Wehrhaftigkeit und Kraft, der sie noch imposanter macht.

Im Hafen aber, vor den Mauern der Stadt, dehnt sich stundenweit ein unermesslicher Mastenwald mit den Flaggen aller Länder; hier liegen furchtbar gewaffnet ein paar Panzerschiffe und dort Kauffahrer aus Amerika und Segelschiffe aus den indischen Gewässern; alle Sprachen ertönen und zwischen den Masten hindurch drängen sich kleine Barken mit ihrer Last. Die Zahl derselben beläuft sich auf zweitausend. Während der eine Theil des Hafens ausschließlich kriegerischen Zwecken dient, ist der andere ganz dem Handel gewidmet und zu jeder Stunde des Tages offen.

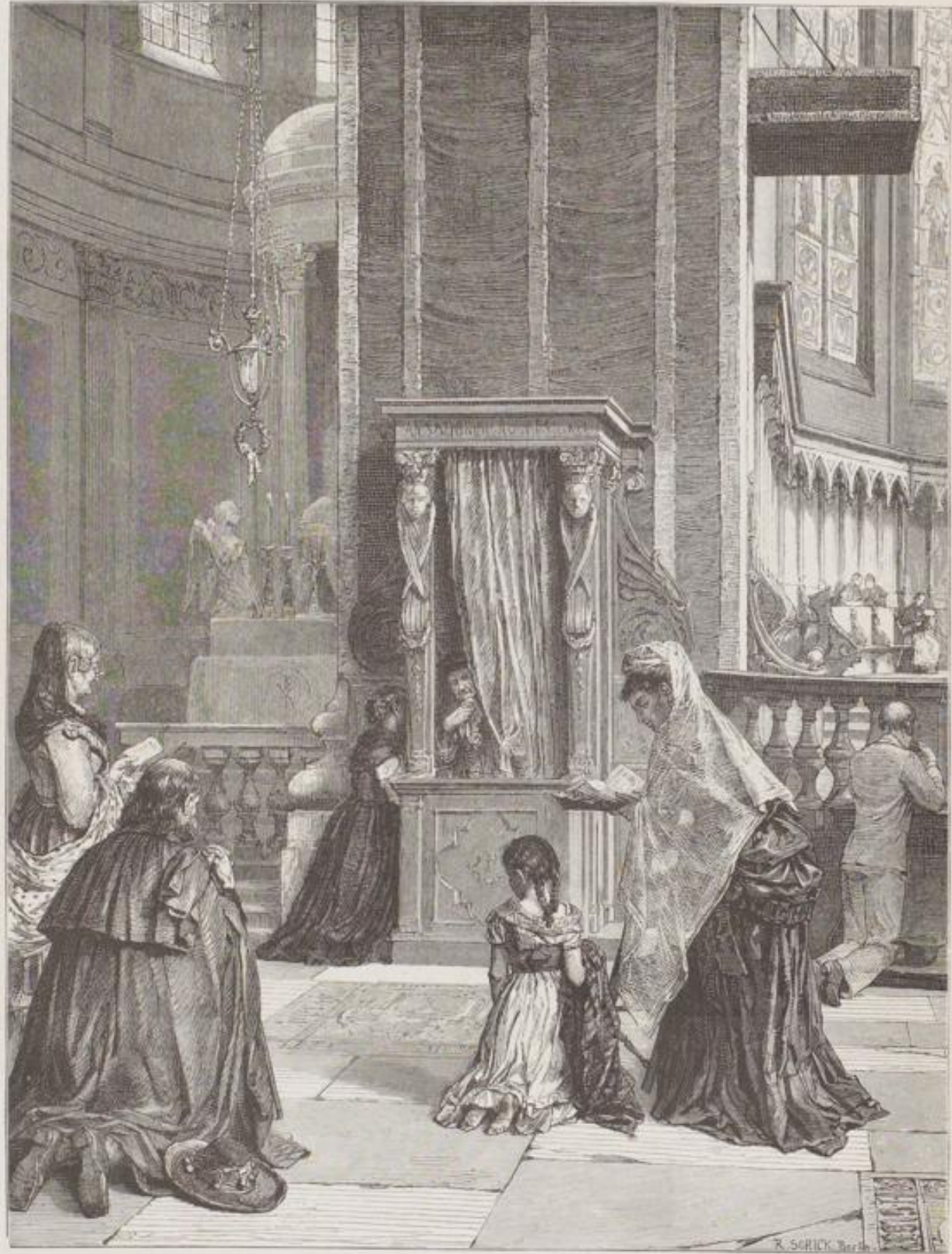


PORTA VECCHIA DELLA LANTERNA.

Hier tritt uns der riesenhafte Verkehr der Stadt und die ganze Beweglichkeit des südlichen Lebens am schlagendsten vor Augen, es ist ein Lärm und ein Gewühl, eine Fülle von Scenen und Gestalten, die jeder Wiedergabe spottet.

Auf dem breiten Quai, der am Wasser entlang läuft und von welchem steinerne Stufen hinunterführen, tummeln sich die Schiffer und die *facechini*, alle mit offener Brust und sonnenverbranntem Gesicht, aber doch schaut uns aus Staub und Armuth so manches Antlitz entgegen, das die Spuren edelster Schönheit trägt. Der äußere Anblick dieser Lastträger ist freilich erschreckend; wenn einer überhaupt einen Rock hat, ist er so bunt geflickt, wie eine farbige Karte, aber viele sind bis an die Hüften nackt oder tragen nur ein Hemd aus blauer Wolle, das über dem Beinleid mit einem Gürtel umschlungen wird. Gleichwohl, so arm sie sind, so qualvoll ihr Tagewerk ist, fühlt sich doch jeder von stolzem Selbstgefühl getragen, das merkt man erst, wenn plötzlich ein Streit unter ihnen ausbricht und zwei mit geballter Faust gegen einander stürzen.

Auch der Polizeimann, der daneben steht, weiß das gar wohl und appellirt an diesen Stolz, er mengt sich nicht mit herrischen Worten ein, sondern fragt nur, ob sich die beiden „Signori“ denn nicht schämten, ihrer Würde so viel zu vergeben, zumal in Gegenwart des „Signor forestiere“. Das wirkt; wie ein grollendes Wetter, das

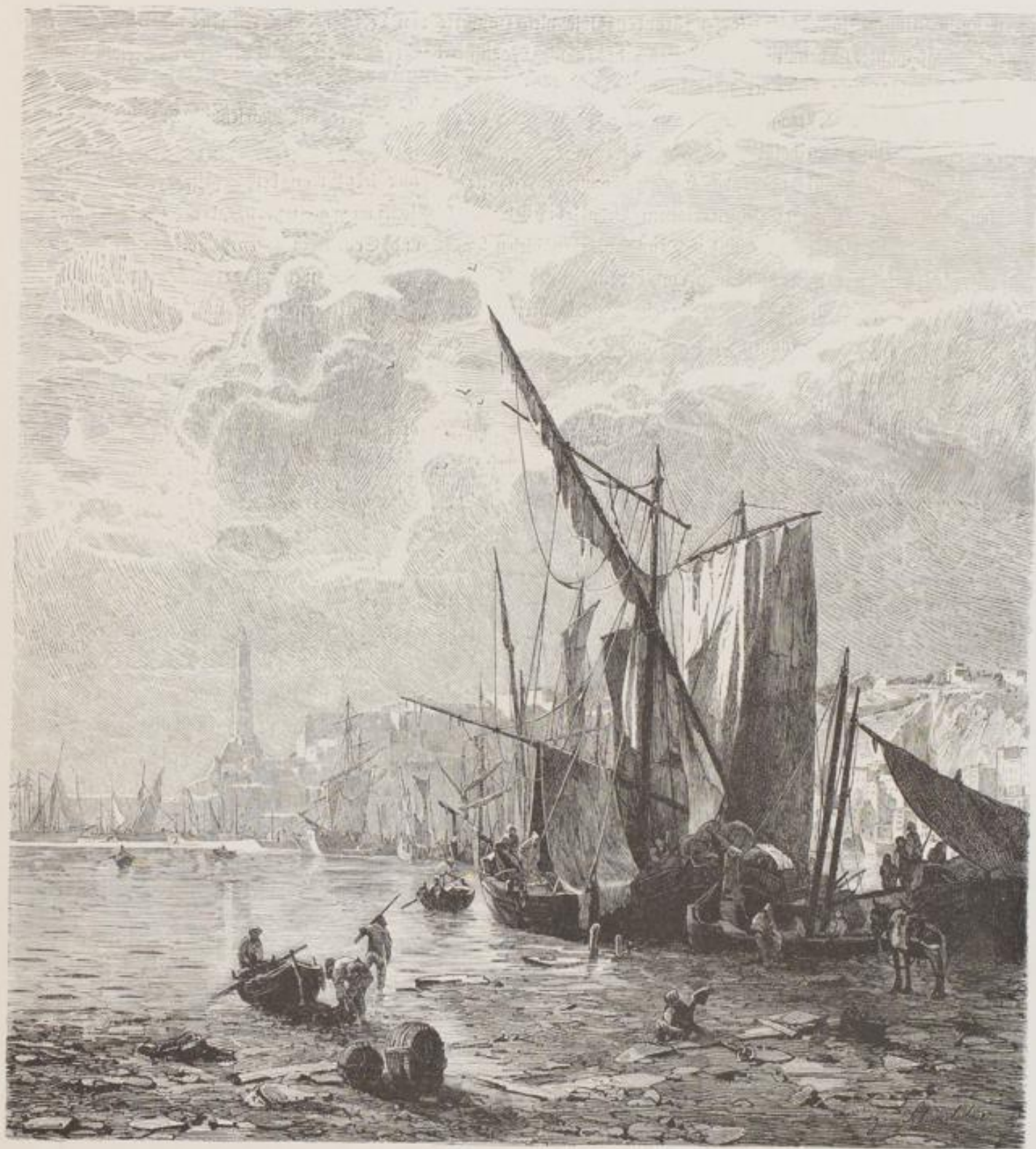


STUNDE DER BEICHTE IM DOM SAN LORENZO.

vorüberzieht, verzieht sich der Streit; der italienische Tagelöhner will sich vor dem fremden gentleman keine Blöße geben.

Desto ungestörter balgen sich die Rangen, die am hohen Quai auf und nieder klettern; hart am Rande desselben geht das hoch beladene Maulthier mit seiner Kornfracht; dort fischen ein paar lose Zungen, auf einer





HAFEN VON GENUA.

schwimmenden Tonne reitend. Drüben werden Kohlen geladen, aber die Träger derselben sehen wahrhaft erschreckend aus, ein langes, rußgeschwärztes Tuch hängt ihnen vom Kopfe in die Stirn und über die Schultern auf den Rücken herab; es ist kaum mehr ein menschliches Angesicht, das aus dieser schwarzen leuchtenden Masse hervorlugt.

„Un batello, signor, un batello,“ ruft uns ein Schiffer an und löst die Barke von dem eisernen Ring, um uns mit stammenswerther Sicherheit durch diese schwimmenden Mauern hindurchzulenkten. Nur wenn man dicht an ihre Flanken kömmt, begreift man es, welche Riesenleiber diese Schiffe haben, und es ist wunderbar lodend, so in kleiner, harmloser Barke umherzufahren zwischen ihnen und ihrem Schicksal.

Wer kann es sagen, auf welchem Grunde schon der Anker ruhte, den sie hier lichten, wer kann es sagen,

an welchen Klippen einst diese Flanken stranden; wie viele Hunderte von Leben dereinst mit diesem Kolos zur Tiefe sinken? Das ganze Geheimniß des Meeres, das ganze Wagniß, das der Mensch mit der ersten Seefahrt seinem Geschlecht vererbte, steht uns hier vor Augen.

Viele der Schiffe tragen am Schnabel das Bild des Columbus, andere ein Marienbild und wieder andere die löwenartige Büste Garibaldi's.

Überall wird auf- oder abgeladen, gehämmert oder gewogen, hier lernt man den Begriff der „Waare“, den wir häufig nur nach unserem kleinen eigenen Bedarfe messen, im Millionenmaßstab kennen, aber auch den klaffenden Gegensatz von Reichtum und Armuth. Denn auf eben diesen Ballen und Säcken, auf diesen Millionen, die Fremden gehören, schlafen die armen facchini, von der nächtlichen Arbeit erschöpft, und wenn sie erwachen, blicken sie mit Neid auf das kleine Feuer, das dort in einer Barke brennt, um die Polenta zu kochen und auf die Fässer mit süßem Wein, die hier zur langen Reise verladen werden. Früh und spät, Winter und Sommer — immer dasselbe Elend! Und dennoch, wenn sie auch noch so arm sind — so haben sie doch eines, ein Vaterland; um wie viel ärmer noch sind jene, die dort auf jenem Auswandererschiffe stehen, das heute nach Brasilien abgeht!

So winden wir uns hindurch zwischen tausend Gegensätzen, bis wir an den Rand des Hafens kommen, den die beiden Moli sichelförmig umschließen und jetzt erst lichtet sich allmählig das Gewühl. Der weiße blendende Leuchthurm glänzt, um die riesigen Quadern brandet die Fluth und endlich fahren wir hinaus in die offene See. Es wird uns fast bange in dem kleinen schwankenden Fahrzeuge — wie anders wogt jetzt das Meer — es ist wie der Herzschlag der Freiheit nach dem Herzschlag der Gefangenschaft.

Nur wenige Gestalten begegnen uns mehr da draußen, ein reicher Kaufherr, der mit acht Ruderern seinem Schiffe entgegenfährt, das von ferne in Sicht kommt, fliegt blitzschnell vorüber, weit drüben liegt ein mächtiger Dampfer, der aus der Levante eintraf und Quarantäne halten muß. Die Kleider der Matrosen sind an den Tauern aufgehangen und flattern im Winde; mit lustigem Sprunge tauchen die Delfine aus der Fluth.

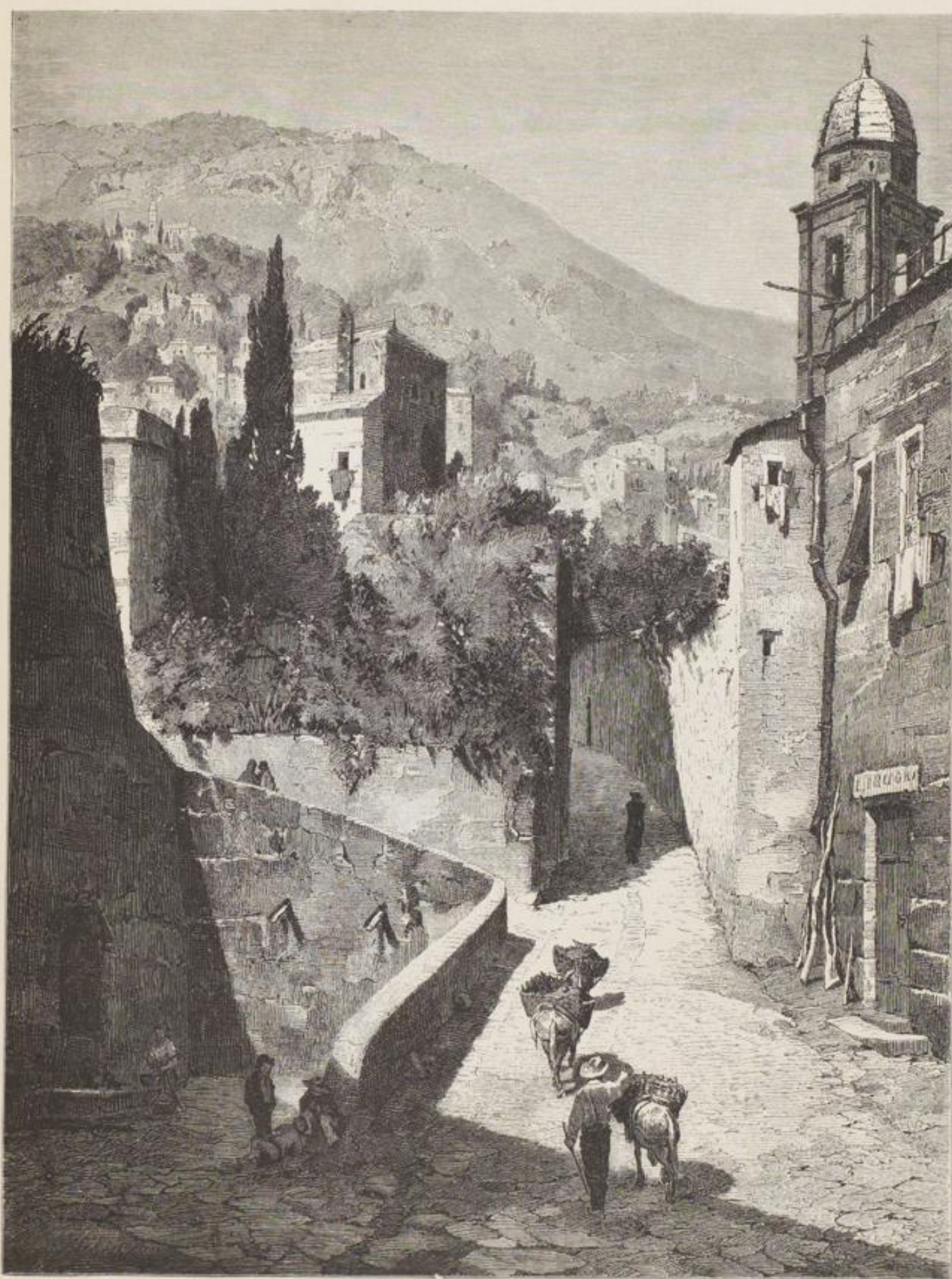
Wir sind schon ziemlich weit vor dem Hafen, da sehen wir es schwanen und wogen und in abgerissenen Tönen streift der Glockenschall über die Fluth. Bald hatten wir uns dem seltsamen Gegenstande genähert und fanden ein Läutsignal, das wohl vor gefährlichen Stellen warnen soll; an einem riesigen Anker hängt ein rothes Floß und in der Pyramide, die auf demselben errichtet ist, eine mächtige Glocke. Die Faust, mit der die unsichtbare Hand des Sturmes hier läutet, die Wucht, mit der die überfluthende See den angeschlagenen Ton ersticht, das Ungestüm, womit die gefesselten Ballen sich von der Kette loszureißen trachten, hat etwas unheimlich Gewaltiges. Wie gespenstig muß erst dieß Läuten sein in grausiger Wetternacht!

Eine kleine Barke kam uns draußen entgegen, in der ein junges Ehepaar (wohl auf der Hochzeitsreise) saß, aber die arme kleine Frau war todtensblaß und hatte sich auf den Boden des Schiffleins gesetzt, so daß der sprühende Schaum, der über den Rand flog, ihr in den Locken hing. Es mußten Deutsche sein. — „Guten Morgen,“ rief ich hinüber, da schlug sie die Augen auf, aber sie sah nur die thürmende Woge und im Nu war der schöne blaue Blick wieder geschlossen.

Der Hafen Genua's ist von der Stadt durch einen langen Damm getrennt, dessen Plattform eine der schönsten Promenaden bildet und in dessen Bogenhallen unermessliche Waarenmagazine liegen. Etwa alle hundert Schritte führt ein Thor aus dem Hafen nach der Straße, überall kreuzen sich eiserne Schienen, um den Transport der ungeheuren Lasten zu erleichtern, hundertfach stehen die kleinen Esel- und Maulthierkarren hier bereit, daß die Luft vom Geschrei der wiehernden Thiere hallt. Oft sind drei oder vier vor einander gespannt, da die Straßen zu enge sind, viele sind wegen der scharfen Biegungen des Weges mit Schellen versehen und traben mit lautem Geklingel über das Pflaster.

Sobald man den Hafen verlassen hat, ändert sich die Physiognomie der Stadt und andere Eindrücke gewinnen die Oberhand. Jene furchtbare, sklavenartige Arbeit, die eben nur die See erfordert, ist einer leicht beweglichen, ja in den großen Handelsstraßen selbst einer vornehmen Geschäftigkeit gewichen; das maritime Element ist aus dem öffentlichen Leben zurückgetreten, wir sind auf festem, auf steilem Lande.

Diese schmalen und engen Gassen, die zwischen acht- und neunstöckigen Häusern wie ein Bergsteig in die Höhe führen, mit Ziegelsteinen gepflastert und nur für den sicheren Schritt des Maulthiers fahrbar, geben dem Straßen-



PARTIE AUS GENOVA.

den Bereich mit ihrem Reich zu  
 Reich mit der ersten Zeit  
 edere ein Marientid und  
 erte man den Fugur der  
 möglich lernen, aber auch der  
 Eiden, auf diesen Höhen, die  
 und wenn sie erwecken, die  
 lenta zu leben und auf der  
 Winter und Sommer -  
 doch eines, ein Barock; in  
 ate nach Trüben abgibt  
 an den Wand der Fines kann  
 als Gerüch. Der wege liehete  
 en wir hinaus in die eine  
 s wagt jetzt das Meer -  
 Raufher, der mit der Natur  
 weit drüber liegt ein mächtiger  
 Klotzen sind an den Zaun  
 er Fluth.  
 wanken und wogen und in  
 stigen Gegenstände größer  
 irdigen Welter hängt ein  
 Kost, mit der die unthun  
 geschlagenen Zaun steht, bei  
 es unheimlich Bewußte. Es  
 nar (wohl auf der Fingert)  
 ins greift, so daß der  
 - „Guten Morgen“ ist  
 nd im Ka nur der  
 kennt, dessen Klaffen  
 liegen. Eines alle  
 enen, um den  
 hier bereit, daß  
 spannt, da die  
 und traben mit  
 der Stadt und  
 erfordert, in  
 n; das  
 n Hütern wie  
 Kautschuk



verkehre Genua's ein ganz einziges Gepräge und liefern eine Fülle von fesselnden Staffagen, wie sie Rom und Venedig nicht schöner bieten.

Ich stieg die Salita San Paolo hinan; hier wuschen und dort kochten sie, ein Höderweib saß unter der Thür und plauderte mit einem Schwarm von Frauen, die ihr Kind an der Brust trugen. Mühsam und gravitatisch ging ein Abbate im breitkrämpigen Hut vorüber und neugierig sahen ihm die Weiber nach: ich dachte mir, es müsse wohl ein besonderer Würdenträger sein und fragte dann, wer es gewesen. Da zuckte das Höderweib die Achseln und sprach mit gleichgültig-souveräner Miene: „Ah, non lo so — un prete, un fanatico.“

Der Geschäftsverkehr drängt sich am dichtesten zusammen an der loggia dei Banchi, wo die berühmte Börse ihren Platz hat, und die strada degli orefici beginnt; dieß wunderbare Schmuckkästlein von Genua. Wie ein goldenes Netz breiten sich hier die herrlichen feinen Filigranarbeiten aus, Laden drängt sich an Laden und all' diese herrlichen Schätze sind auf himmelblauen Sammt gebettet, der hell durch die goldenen Fäden schimmert.

Allein dieß Alles ist Reichthum, den erst der eigene Fleiß geschaffen, doch auch jener andere ist in Genua daheim, der seit Jahrhunderten als müheloses Erbtheil in der Hand der großen fürstlichen Geschlechter ruht, der sich in marmornen Palästen versteinert hat und in zauberischen Gärten emporblüht.

Wir finden ihn, wenn wir durch die via Balbi gehen oder durch die strada nuova, nuovissima und Carlo Felice. Hier strömt der Verkehr der vornehmen Welt zusammen, hier fliegen fürstliche Equipagen dröhnend vorüber und jeder Name, nach dem wir fragen, ist ein Stück Geschichte.

Da steht der Palazzo Ducale, in welchem einst die Dogen wohnten, das herrliche Municipalgebäude gehörte vormals den Doria's; Spinola und Pallavicini, Durazzo und Balbi — sie überbieten sich an Herrlichkeit. Besonders prächtig sind in all' den genuessischen Palästen die Höfe, die stets hoch über dem Niveau der Straße liegen.

Wenn man von dort aus durch das ungeheure Thor getreten, das den Palast nach außen schließt, dann kommt man zuerst in einen kleinen Vorbau, aus dem eine breite Marmortreppe mit mäßiger Steigung emporführt in den inneren Hof. Wer verbindet nicht in Deutschland mit diesem Worte etwas Unschönes und Abgelegenes, kurzum den Gegensatz bescheidener Nützlichkeit, in dem der Hof zur Pracht des Hauses steht, hier aber sind wir mitten in einer Säulenhalle von weißem Marmor, jedes Stockwerk zeigt uns ein Viereck prächtiger Arkaden, der Boden ist mit Cuadern gedeckt und um die Fontaine, die in der Mitte sprüht, sind blühende Orangen gepflanzt oder prächtiger Oleander.

Von hier erst führt die Haupttreppe empor in die fürstlichen Gemächer; das erzgetriebene Geländer zu beiden Seiten ist vergoldet, eine ungeheure Hängelampe gießt, wenn es dunkel wird, ihr Licht über die Gäste aus, die hier emporsteigen. Ueberall sind die Flügelthüren von Mahagoniholz und in den Sälen hängen Meisterwerke der klassischen Kunst. Wie herrlich muß ein Fest in diesen Räumen sein, wenn über diese Treppen die schönen Frauen Genua's



AM HAFEN VON GENUA.

auf und nieder wallen, in der Hand den beredtsamen Fächer, den goldenen Pfeil im Haar und in den Augen jene Gluth, in der die Liebe reift.

»Amo ed amor trasporta mi!»

Der Bau, vor dessen Eingang zwei steinerne Löwen wachen, ist die Universität, ihr Hof zählt zu den schönsten, die Genua besitzt, wenn auch die Ausschmückung noch überall die geistliche Hand erkennen läßt, die diese Mauern geschaffen hat. Es war das ehemalige Colleg der Jesuiten und wurde fast ganz von einem einzigen Mitglied des Ordens erbaut, das dem reichen vornehmen Genuesergeschlecht der Balbi angehörte.

Ueber die breiten Treppen stüthet jetzt die lärmende Studentenschaar, rasch herunter und langsam hinauf, überall sind an den Wänden steinerne Tafeln zu sehen, deren Inschrift einen wichtigen Gedächtnistag verkündet und Statuen, die an berühmte Gelehrte mahnen. Andere stellen in allegorischer Gewandung verschiedene Tugenden dar (die allerdings unter der Studentenschaft nur in effigie zu finden sind), alle Säulen und Wände erscheinen mit zahllosen Krizeleien bedeckt, denn der demonstrative Geist, der die Italiener beherrscht, hat in der akademischen Jugend seinen natürlichen Höhepunkt.

„Evviva Garibaldi, Rè della Republica,“ stand mit langen Lettern auf einem Marmorstein und kein Pedell fand seit zehn Jahren Muße, diese staatsrechtliche Meinung mit dem Schwamm zu berichtigen; andere waren subjektiver und begnügten sich mit einem „lungo addio“, bevor sie schieden. Auffallend sind auch die vielen englischen Inschriften, die auf eine internationale Frequenz der Universität hindeuten. — „Farewell for ever“ war mehr als einmal zu lesen.

Treten wir wieder aus dem fürstlichen Bau in die Straße, so umringt uns ein Heer von Gassenjungen, die verwegene Räder schlagen und uns auf den Händen entgegentanzen, mit viel sagenden Seitenblicken auf das gefüllte Portemonnaie der forestieri. Ihre Kunst dünkt ihnen wichtiger, als alle Künste, die man da drinnen lernt, im Palast der Universität, und wer möchte es versuchen, diesen glücklichen Wahn zu stören? Aber selbst die Spiele der kleinen Kinder, die ohne Anspruch auf Zuschauer über Brücken und Rampen klettern, sehen so halzbrecherisch aus, daß einem biedern deutschen Papa das Blut gerinnen möchte. Sicherlich haben die Schutzengel in Italien noch zehnmal mehr zu thun, als bei uns.

Berühmt durch seine Gemäldegalerie ist der Palazzo Brignolo-Sale, aber auch sein Aeußeres ist merkwürdig genug, denn er ist glühend roth, und wenn es dunkelt, steht er wie ein feuriger Rubin in diesen Häusermassen; ja, oft sieht es beim Abendscheine aus, als stünde der ganze Bau in Flammen. Palazzo Rosso nennt ihn das Volk.

Die bedeutendsten Kirchen, welche Genua unter vielen anderen besitzt, sind Maria di Carignano, berühmt durch die Aussicht, welche die Kuppel bietet, und S. Annunziata, deren Innenräume mit seltener Pracht überfüllt sind. Ringsum ist die Decke mit Gold beladen und dieser Eindruck steigert sich noch, wenn das rothe Licht durch die Purpurvorhänge der Kuppel herniederfluthet. In der Regel wird die Kirche erst um vier Uhr Nachmittags geöffnet, aber auch dann ist sie gewöhnlich stille und menschenleer; man hört nicht das bienenartige Geseumme, das den Kirchen Italiens so oft die Weihe nimmt.

Ungeört stand ich in dem weiten, erhabenen Raume; nur ein einsamer Mönch, der von der heißen Straße hierhergekommen, schritt langsam auf und nieder, in dem Breviere lesend; und vor dem leeren Beichtstuhl kniete ein junges, weißverschleiertes Mädchen, das wohl den Priester erwartete. Auch sie hatte ein Buch vor sich, aber mit dem Lesen wollte es nicht recht gehen; immer wieder sah sie verstohlen über den Rand desselben herab auf das edle, rafaclisch-schöne Gesicht, das fast in ihrem Schooße lag, roth angehaucht, mit geschlossenen Augenlidern. Es war ein junger Bettler, der auf den Stufen des Beichtstuhls, wo sie kniete, seine Raß gesucht und eingeschlafen war, ohne daß ihn die holde Nähe aus seinem dolce far niente erweckte.

Durch die vornehmsten Straßen kommt man von Annunziata an die Fontane amoroze; hier ist der Anstieg zu der passeggiata dell' Acqua-Sola, der beliebtesten Promenade aller Genuesen. Da das Plateau, auf welchem sich diese Anlage hinzieht, fast hundertfünfzig Fuß über dem Meere liegt, so schweift der Blick in unbegrenzter Weite über die Dächer der Stadt und die felsigen Bastionen hinaus auf die blaue Fluth.

Weit weg von Acqua-Sola und seinem belebten Treiben stieg ich wieder an's Meer hinab, durch steinige





VIA SAN LUCA IN GENUA.

in Pfeil im Quart und in der Höhe  
 Universität, ihr bei gibt zu der  
 e Sand erkennen löst. Die bei  
 ist ganz von einem einzigen Blau  
 aufgehört.  
 out, rath herunter und immer  
 einen wichtigen (Schlüssel) mit  
 erlicher Benutzung versehen (L  
 d), alle Zinsen und Zinsen  
 bekräftigt, hat in der stromen  
 Etern auf einem Kammerlein  
 den Schwamm zu bekräftigen  
 schiden. Kuffelend hat mit  
 tudenten. — „Farewell bei  
 zingt mit ein Quart von Schilling  
 verhängten Seitenblättern auf  
 Rinder, die man be kräftigen  
 Sahn zu hören! Aber sich in  
 Kumpen fatten, haben in  
 sich haben die Schilling in  
 e, aber auch bei Kräftigen in  
 eriger Stütz in diesen  
 n. Palazzo Rosso nennt die  
 g, sind Maria di Carignano, die  
 Zementmaße mit einem Spitz  
 eigert sich noch, wenn bei  
 rd die Rinde ein an sie die  
 man hört nicht des Kräftigen  
 immer Wind, der von der  
 und vor den Kräftigen  
 die hatte ein Buch vor sich  
 den Hand desselben  
 e geschlossenen Kapiteln. In  
 hat gekniet und eingekniet  
 an die Fontane an  
 e aller Genuesen. Zu  
 ngt, so schnell der  
 die Name  
 wieder an's Meer

Landes- u. Stadt-  
Bibliothek  
Düsseldorf

... und einen Hüte, bei denen nur  
... die Hüte bei Palazzo Inveria a  
... an einem Genöhl, das sich der  
... Hüte und überhaupt zu  
... die Hüte in europäischen  
... die Hüte bei Zingari, an de  
... die Hüte hat, aber der Sturm  
... die Hüte hat, die hat an die



MARKT A

... ihre wichtigsten Beiden,  
... die sie nicht werden und mo  
... die sie nicht tragen der Sturm  
... die sie nicht lob gewöh  
... die sie nicht. Denn m  
... die sie nicht, nach mehr Spetate  
... die sie nicht, die Handern, des  
... die sie nicht, ist nur Mittel zu  
... die sie nicht, nach lange nicht so  
... die sie nicht, der Fremde  
... die sie nicht, mit sie verlegen könn



Gassen und einsame Pfade, bei denen nur der Zufall mein Führer war. Ein drohendes Gewitter stand am Himmel, als ich in der Nähe des Palazzo Doria allmählig in's Freie kam; marmorbleich hoben sich die weißen Häusermassen ab von dem schwarzen Gewölk, das sich draußen zusammenballte; nun sah ich es erst, wie kühn die Züge in diesem Antlitz sind. Dunkel und schaumgekrönt rauschte draußen das Meer, nie war der Name „La Superba“ so wahr, wie jetzt, da die Stadt in majestätischem Grolle stand!

An der Mura dei Zingari, an der Zigeunermauer, die durch einige weißliche Vorstädte herunterführt, stieg ich die steile Gasse herab, aber der Sturmwind trug die staubigen Wolken auch hier hinauf, bis ich in eine kleine, schmutzige Osteria flüchtete, die hart am Wege lag. Dort unter dem Vordach des Hauses, das mit dichtem Weinlaub



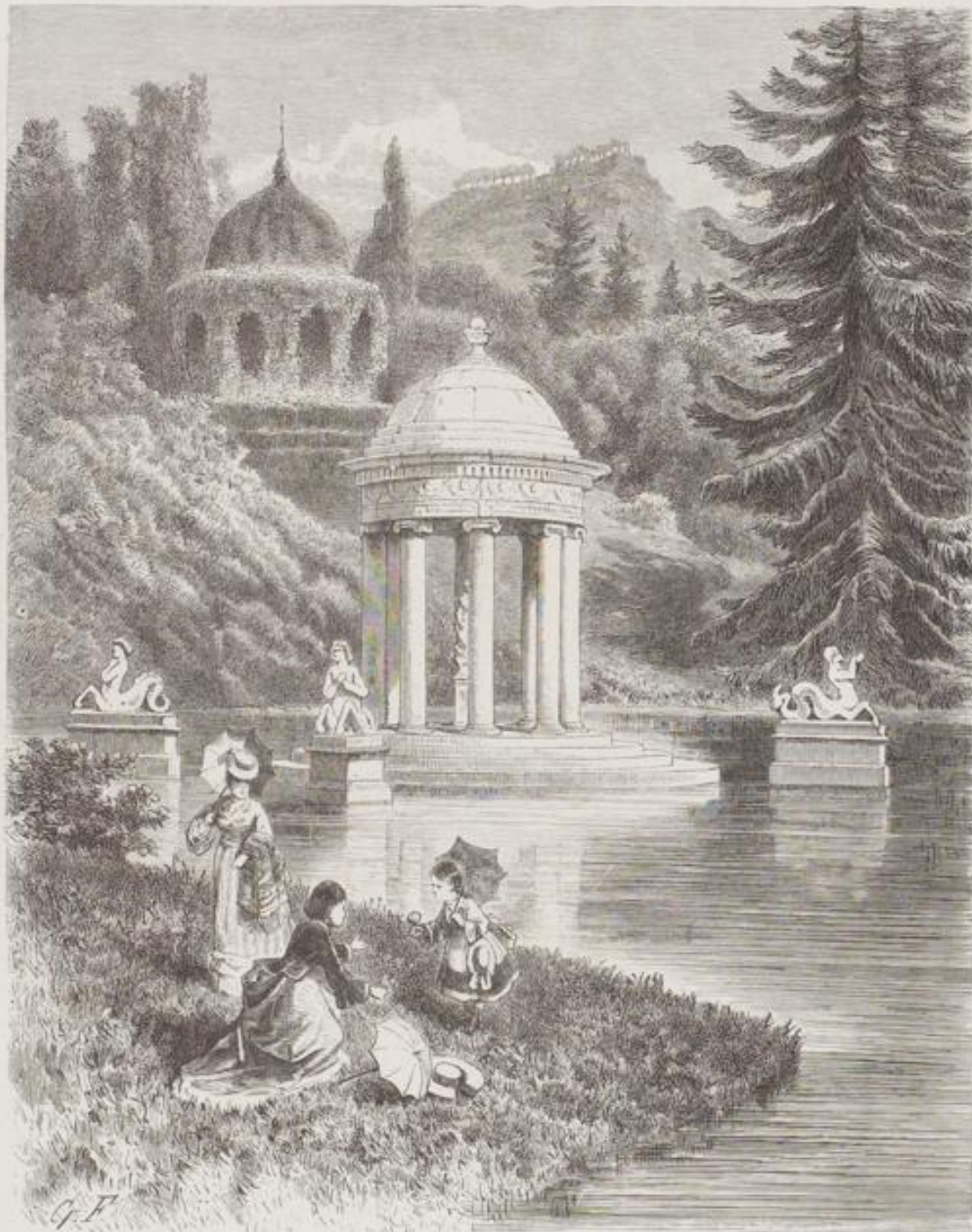
MARKT AUF PIAZZA DI PESCHERIA IN GENUA.

umrants war, saßen rußgeschwärzte Gesellen, Arbeiter aus dem Arsenal und hielten ihren Abendtrunk, denn die Löhnung war eben vertheilt worden und morgen war Sonntag — der Tag des Herrn. Sie stießen an, daß die Gläser klirrten, während draußen der Sturmwind brauste, es war ein Höllenlärm, wenn sie stritten und sangen, aber dennoch muß man ihnen dasselbe Lob gewähren, das die wälschen Arbeiter sich in Deutschland errungen haben, das Lob der Mäßigkeit und Sparsamkeit. Denn nur der Lärm ist größer, nicht der Consum; drei Italiener, die eine Flasche Wein vertilgen, machen mehr Spektakel, als dreißig Deutsche, die Gambrinus einen Eimer opfern. Es ist das Vergnügen der Geselligkeit, des Plauderns, des Streitens, das die Leute zusammenführt, „un bicchier' di vino“, das sie dabei gelegentlich leeren, ist nur Mittel zum Zweck.

Deßhalb ist es auch lange nicht so gefährlich, sich in ihre Gesellschaft zu mischen, als es von Ferne den Anschein hat, im Gegentheil, der Fremde wird höflich und rücksichtsvoll empfangen, man schafft ihm Platz und vermeidet Alles, was ihn verletzen könnte, man zeigt eine freundige und ehrliche Ueberraschung, wenn er

im Stande ist, geläufig mitzusprechen. Das waren die Eindrücke, mit denen ich aus der Schenke an der Zigeunermauer schied.

Zwei Punkte sind es noch, die jeder Fremde in Genua besucht, und zu denen wir auch den Leser geleiten möchten, ehe wir weiterziehen. Der eine von ihnen ist der majestätische Friedhof, ein langes Viereck von Arkaden, das durch einen weißen marmornen Kuppelbau überwölbt und von dunklen Cypressen beschattet wird.



AUS DER VILLA PALLAVICINI BEI GENUA.

Es hat immer seinen eigenen schwermüthigen Reiz, wenn man so draußen in der Fremde weilt, mitten im rauschenden Lärm des Lebens, sich dann und wann in eine Stunde geweihter Einsamkeit zu vertiefen; in Gedanken, die uns nur durch ihre Menschlichkeit bewegen und den Gegensatz der Länder und Völker hoch überragen. Wie viel Schönheit, wie viel Glück und Herzeleid liegt hier begraben auf dem stolzen Campo Santo zu Genua; man kann Stunden lang unter den weißen Marmorkreuzen wandeln und an das Schicksal fremder Namen denken.

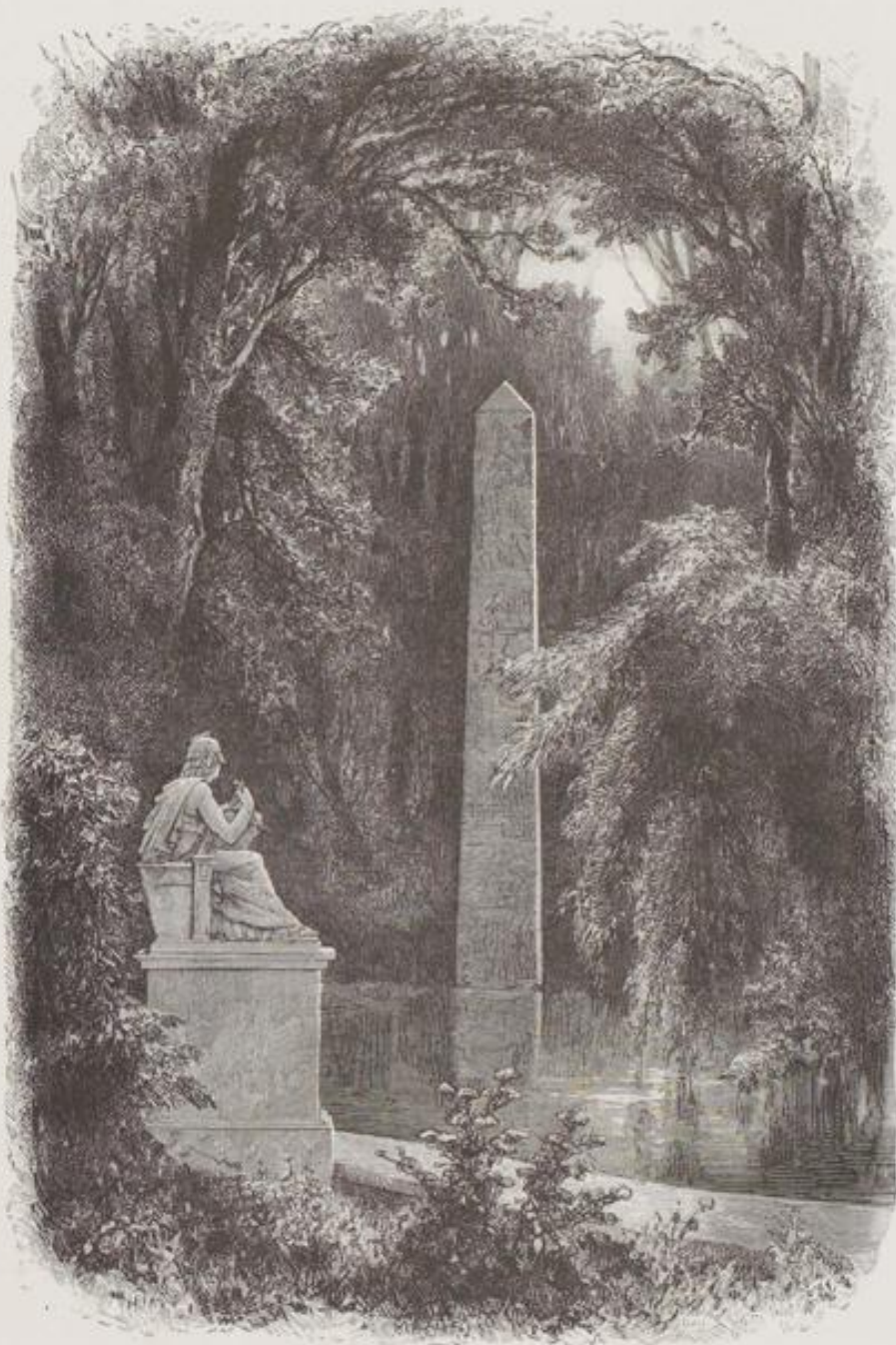
Wie immer, wenn ich nach Genua kam, so macht' ich mich auch dießmal auf den gewohnten Weg, der fast

eine halbe Stunde weit vor die Stadt führt, aber der custode, der an dem eisernen Gitterthore stand, zuckte die Achseln und fragte nach dem permesso des Municipiums. Das war früher niemals der Brauch gewesen, sondern der Eintritt stand Jedermann frei; nun aber ward strenge Censur geübt, denn ohne daß die Fremden es wußten, herrschte in Genua — „l'epidemia“. Das war es, was mir der Wächter mit flüsternder Stimme anvertraute, nachdem er im lauten officiösen Ton erklärt: „Il cimitero è chiuso.“ Und das war allerdings genug, um ohne Widerrede Kehrt zu machen.

Der letzte und glänzendste Ziel-punkt für alle Fremden aber, die in Genua verweilen, ist die Villa Pallavicini bei Pegli, ein Meisterstück schöner Natur, bei dem es wohl entbehrlich gewesen wäre, daß der Besizer noch so viele Millionen für Kunst oder Künsteleien verwendete. Denn wenn dieselben auch den Park gar anmuthig schmücken und von einer Ueberraschung in die andere führen, so liegt doch der wahre Werth dieses zauberhaften Besitzes nicht darin; das blaue Meer, das seine unermessliche Fluth vor diesen Marmorterrassen ausdehnt, das uns entgegenrauscht, so oft in den Cameliengewäldern sich die Zweige öffnen, die Nachtigallen, die hier schlagen, die Blumen, die aus allen Zonen der Welt hier duften, das ist der wahre Reichtum der Villa Pallavicini. Und neben diesem sinkt der Werth der mittelalterlichen Ruinen, der Kioske und Grotten, die man hier aufgestellt, nothwendig herab, wenn uns auch sicherlich nichts ferner liegt, als etwa dem gemeinnützigen und edlen Gebrauch, den der fürstliche Besizer von seinen Schätzen macht, zu nahe zu treten.

Auch hier sprang mir wieder der Gegensatz zwischen den Deutschen und den Romanen merkwürdig entgegen; die ersteren stehen mit offenem Munde da und schauen auf das Meer hinaus, die letzteren drängen sich gestikulirend durch die niedere Thüre der „cabane rustique“ oder vor irgend ein anderes Curiosum; bei den einen herrscht die stumme Bewunderung, bei den andern die laute Neugier.

Die Gesellschaft, der ich mich angeschlossen, bestand in der Mehrzahl aus Franzosen, und da viele von ihnen laut zu denken pflegten, so gab es köstliche Scenen. „Ah quel séjour de paix et d'innocence!“ rief ein hoch-äugiger alter Herr, als er am Arm seiner Maitresse in das reizende Schweizerhäuschen eintrat; eine dicke Dame kniff jede Knospe mit den Fingern und fand, daß die „italienischen Knospen“ unendlich weit hinter den französischen



OBELISK IN DER VILLA PALLAVICINI.



ABEND AM MOLO IN GENUA.

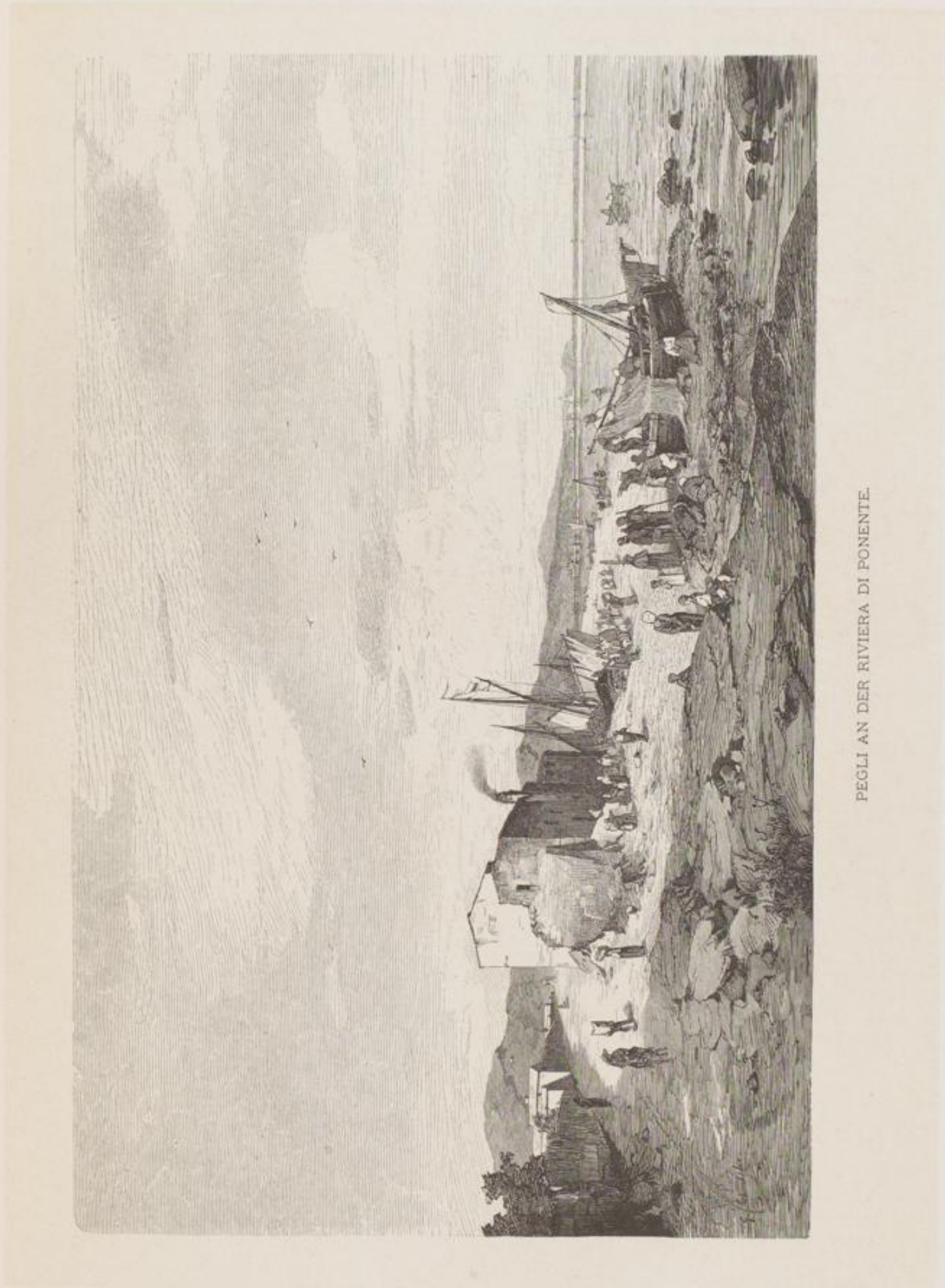
zurückstehen. „Tiens, nos boutons sont beaucoup plus avancés,“ sprach sie befriedigt zu ihrem Sohne, einem vorwitzigen Jungen, der freilich ausah, wie eine sehr avancirte Knospe. Jede Minute kam ein pathetischer oder elegischer Aufschrei — ravissant, charmant, gracieux, majestueux! — es war unendlich ergötzlich, und heiterer, als wir gekommen, kehrten wir zurück nach Genua, um noch einen letzten Tag dort zu verträumen.

Niemals sind schöne Städte schöner, als in der Stunde, da man scheiden muß. Herrlich leuchtete Himmel und Meer und die weißen Marmorpaläste; es ist noch heute des Namens werth, den es einst getragen, das stolze Genua, wenn auch etwas wie ein leiser Seufzer durch das Wort klingt: La Superba!





und sie betradigt zu dem Ende  
Jede Minute kam sie zurück  
es war unendlich erquickt zu  
Sag dort zu vermissen.  
Scheiden mag. Gestirb lachend  
werth, den es sich genug. Mit  
La Superba!



PEGLI AN DER RIVIERA DI PONENTE.





STRANDSCENE.

## An der Riviera di Ponente.

**S**er kleine Flecken Pegli, in den man von der Villa Pallavicini zurückkehrt, liegt schon an der Riviera di Ponente. Von Genua bis Nizza hin reicht dieser wunderbare Weg, dem vielleicht keine Küste der Welt an Schönheit vergleichbar ist, immer geht es am Meer entlang, dessen stuhende Farben unablässig wechseln und wachsen; jedes Dorf hat sein besonderes Merkmal. Das eine einen römischen Kaiser und das andere einen römischen Papst, der dort geboren ward, ein drittes rühmt sich seiner Palmen, und wieder eines seiner Kämpfe, die eine vergangene Zeit dort ausgefochten.

Bis in die letzten Jahre war man genöthigt, den Weg von Genua bis Nizza auf der Fahrstraße zurückzulegen; ohne Unterlaß fuhren die schweren Diligencen und der leichtbewegliche Betturin aneinander vorüber; das knallte und klingelte, man warf sich Grüße zu und war zufrieden, wenn man nach langer Fahrt in Loano oder Albenga die Nachtherberge nahm.

Wie hat sich das Alles jetzt gewandelt! Nun fährt man mit der Bahn in sieben Stunden von Genua nach Nizza, mehr als siebenzig Tunnels durchmessend und oft so dicht am Meere, daß die zornigen Wogen ihren Schaum auf den jagenden Eilzug werfen; aber freilich geht in der Regel an Schönheit eben soviel verloren, als an Geschwindigkeit gewonnen wird.

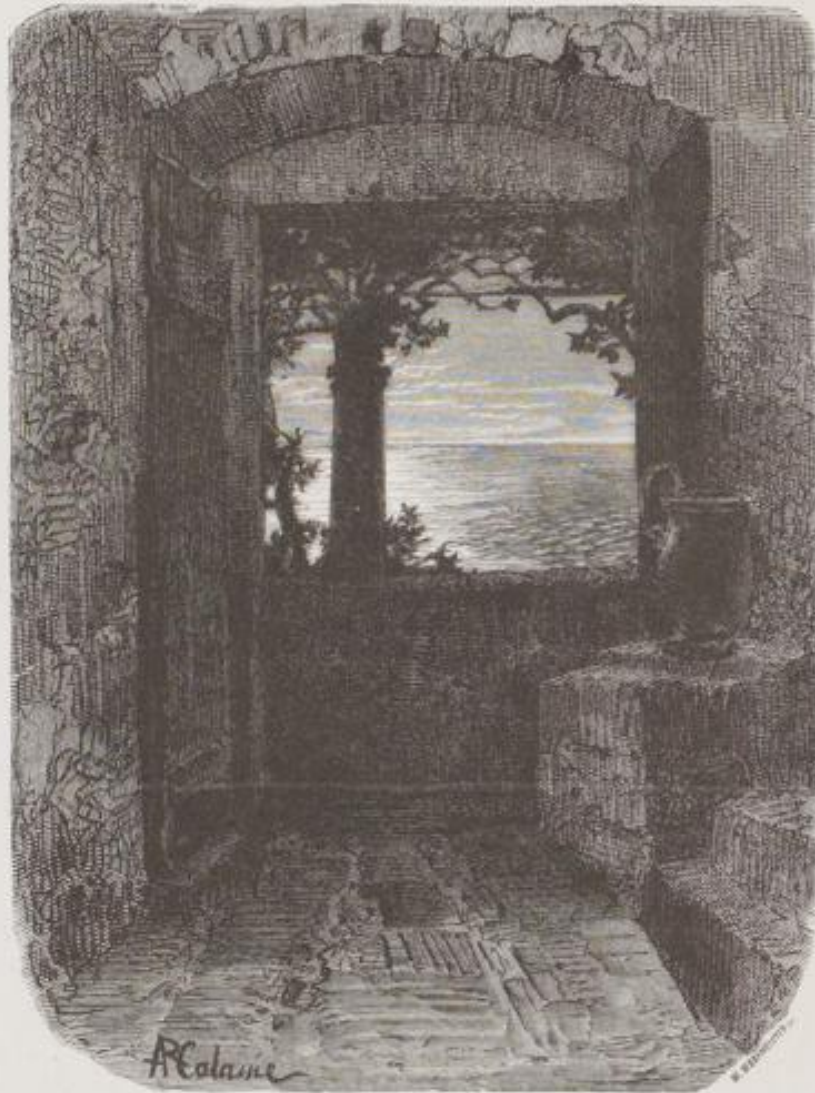
Von Genua bis nach Savona hin bleibt sich die Küste ziemlich gleich; fast überall, wo wir durch größere Orte kommen, sind ungeheure Werften am Strand errichtet, auf denen Hunderte von rührigen Händen zimmern; an manchen Stellen konnte man dreißig Schiffe zählen, die nebeneinander lagen.

Im feuchten Uferlande aber, den die Fluth geglättet, standen die Fischer und zogen zu zehn und zwölf an

einem Seil die Rege ein, die draußen im Meere lagen, von einer rothen Tonne bezeichnet, während andere in kleinen Segelbarken zum Fange fuhren. Alles, was hier schafft und wirkt, ist nackt bis an die Kniee; die Schiffer tragen rothe phrygische Mützen, und der Führer, der auf dem schmalen Sträßlein sein Maulthier treibt, singt sich vergnügt eine Romanze vor. Auf dem Karren aber, den das Maulthier zieht, war etwas mit plumper Kreide geschrieben; und die seltsame Devise hieß — „Morte ai stupidi!“

„Tod den Dummen!“ — wie kommt dieß Lofungswort in die Seele eines Gjeltreibers?

Reich an blühender Anmuth sind die kleinen Dörfer, die da am Meeresstrand (gar oft auf hohem Felsen)



LOGGIA AN DER RIVIERA.

hingen, in Gärten und Nebgeländen ver-  
steckt, mit Feigen- und Olivenbäumen ge-  
schmückt, hinter denen manches holde Kind  
grüßend hervorjah. Fast überall steht in  
den Gärten der sogenannte Riesenhans, der  
oft bis zur Höhe des ersten Stockwerks  
schießt, und sich ansieht wie ungeheures  
Meerschilf; in den Felsenpalten, wo sich  
weiche Erde angespült, stehen Moen mit  
ihren starren spizigen Blättern.

Bestimmend für den Eindruck der  
ganzen Fahrt sind übrigens die zahllosen  
Tunnels, deren wir oben gedachten; der  
Wechsel zwischen einem unbegrenzten Horizont  
und dem leeren dunklen Nichts tritt so jäh  
und häufig ein, daß es in mancher Stunde  
wirklich scheint, als triebe ein Dämon mit  
uns sein Spiel. Licht und Nacht, Nacht  
und Licht, das wiederholt sich oft mit der  
Schnelligkeit eines Blipes; wie ein funkeln-  
der Dolch, der plötzlich gezückt wird, trifft  
uns der Sonnenstrahl, wenn wir aus dem  
dröhnenden Schachte brausen, man zudt zu-  
sammen, aber schon im nächsten Augenblicke  
ist es wieder finster und das donnernde  
Gerassel beginnt von Neuem, denn die  
beiden Tunnels sind kaum zehn Schritte  
von einander entfernt. Das wirkt wie  
Blitz und Donner am hellen Sonntag!

Dann aber kommen wieder lange Strecken, wo wir dem Meere frei und schrankenlos gegenüberstehen, um das wunderbare Spiel der Farbe zu belauschen, das diesem Proteus eigen ist.

Wenn der Horizont in der Ferne blaßgelb schimmert, dann ist die Woge draußen dunkel, wie schwarzer Stahl; aber wenn der Himmel sein finsternes Gewölk zusammenballt und über den Fluthen aufstürmt, dann erbleichen diese und der weiße Gischt rollt auf blaßgrünen Wogen einher. Das ist die unheimliche Farbe des Sturms! Bisweilen schimmert Alles wie feines Silbergrau, die zitternde Blendung des Mittags bricht aus bewölktem Himmel, es kommt der Abendchein mit rosenfarbenem Lichte, bis sich endlich die volle Purpurgluth des Sonnenuntergangs über die Fluth ergießt.

Allein all' das sind seltene Höhepunkte, denn mondenlang liegt jeden Tag der klare blaue Himmel über dem mittelländischen Meere, und mondenlang glänzt die Fluth nur in blauem Azur, soweit das Auge reicht.

Der kleine Flecken, der dort auf dem Hügel beginnt, noch mit alterthümlichen Mauern versehen, und sich herabzieht bis an's Meer, heißt Finale; in Oneglia ward Andreas Doria geboren, dann kommt das durch seinen Hafen





STRAND BEI SAVONA.

onne beziehet, während unter  
 dt bis an die Küste; die Luft  
 sein Wasser nicht, nur die  
 er etwas mit plumper Kräfte  
 ele eines Schreiers!  
 Herceftand (ge er mit  
 ingen, in Gärten und  
 eht, mit Feigen und  
 amilt, hinter denen man  
 küßend herverficht. Mit  
 en Gärten der lagramm  
 i die zur Höhe mit  
 ficht, und die wüßte  
 Verrißheit; in den  
 eide fte angeht, wie  
 ren haren spigen  
 Schimmer für den  
 angen ficht und  
 amelt, deren mit  
 fchiel zwifchen  
 ad dem letzten  
 ad hängt ein, daß  
 erlich jchreit, als  
 es kein Spiel, Licht  
 ad Licht, das  
 andelheit eines  
 r Tode, der  
 es der Sonnen  
 hundert Schacht  
 mmen, aber  
 es wieder ficht  
 eroffel beginnt  
 den Lammes  
 n einander  
 fip und  
 und fchwerlos  
 Boge drau  
 Platten  
 heimliche  
 rcht mit  
 Sonnenuntergang  
 en Tag der  
 hure, h  
 erthümlichen  
 weien,  
 denn

Landes- u. Stadt-  
Bibliothek  
Düsseldorf



...den Ebbis von Maraja.  
...in einem Wald und grüne  
...vi es nicht ist, ist es wenn  
...in einem, für ein junges  
...Kapitane, der in der Mitte  
...mit Erde, welche Regener  
...die ist, er ist ein anst. .  
...in den ersten Stunden den  
...er zu  
...in der Folge, in der ich ein





REVOIR BEI SAN REMO.

berühmte Städtlein Porto Maurizio. Schon das schmale Terrain, das zwischen dem Meere und den Bergen übrig bleibt, von schwarzem Geröll und grünen Oliven erfüllt, bringt es mit sich, daß die Lage aller dieser kleinen Städte gar steil und malerisch ist, selbst wenn man absteigt von den reizenden Staffagen. An einem Fenster, das hart auf die See hinausgeht, sitzt ein junges Weib mit der Spindel und singt der scheidenden Sonne nach; unter den Zweigen des Orangenbaumes, der in der Mitte des Gartens steht, spielen ihre schwarzgelockten Kinder. Und an den Bahnhöfen selber, welches Treiben, welche Regsamkeit, wie viel pittoreske Gestalten; es ist entschieden schade, wenn man mit dem Schnellzug fährt, der seltener anhält. Trotzdem beherrscht derselbe die ganze Linie, und man erstaunt, wie viele Leute auch aus den untersten Ständen denselben benötigen, denn die grausame Phrase „time is money“ steckt selbst die Italiener an.

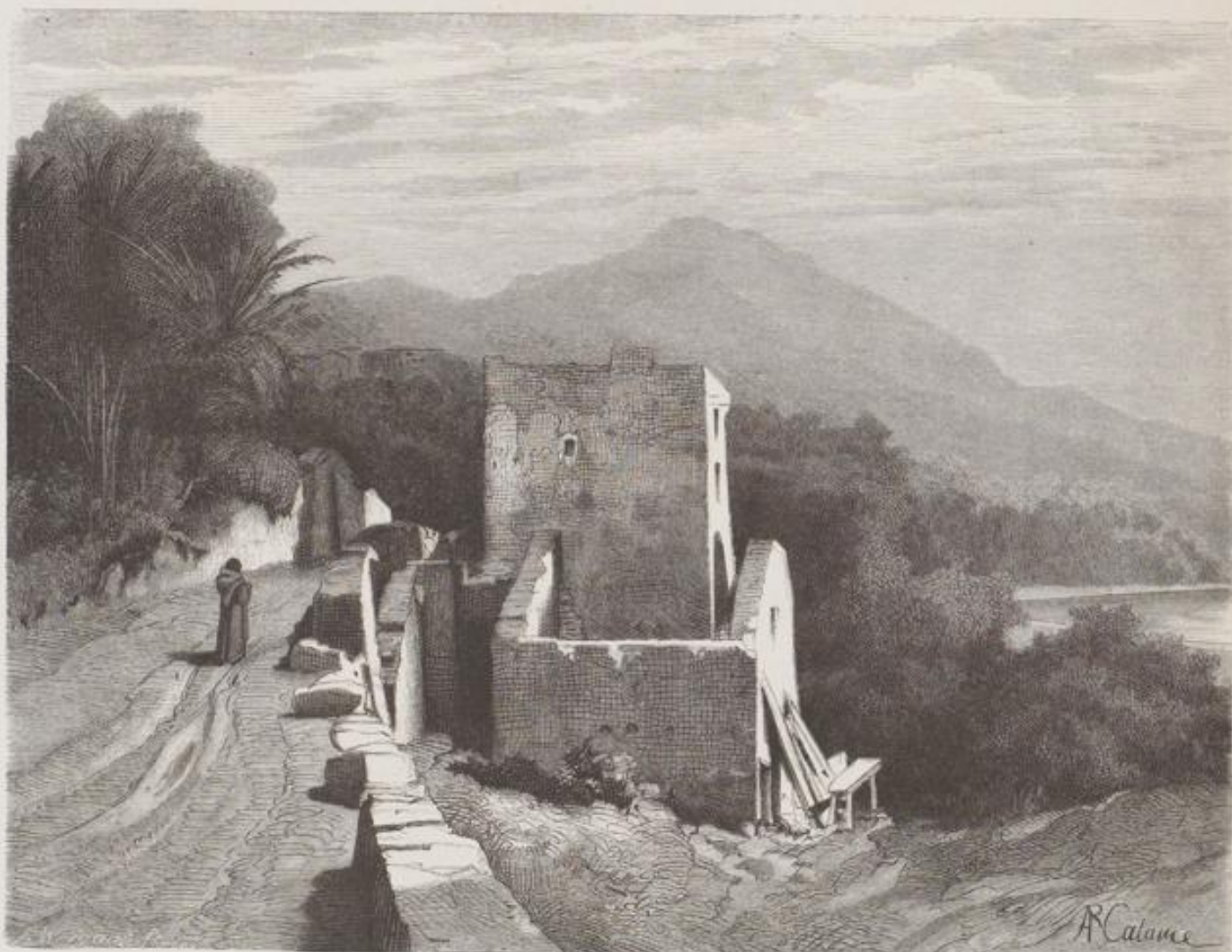
In dem Coupé, in das ich eingestiegen, saß eine Gestalt, die uns Alle höchlich ergötzte, ein runder Pfarrer



BEI BORDIGHERA.

aus der französischen Provinz, der juist auf einer Ferienreise begriffen war und als das Ideal gutmüthiger Lebenslust erschien. Bei jeder Station, wo der Zug zu halten schien, schnunzelte er mit dem ganzen Gesicht und sprang eilig heraus, um zu fragen, wie lang der Aufenthalt hier währe? „Cinque minuti“ — und dann lief er zum Buffet und holte eine Flasche dunkelrothen Weines, die regelmäßig bis zur nächsten Station wieder leer war, wo das Manöver von Neuem begann.

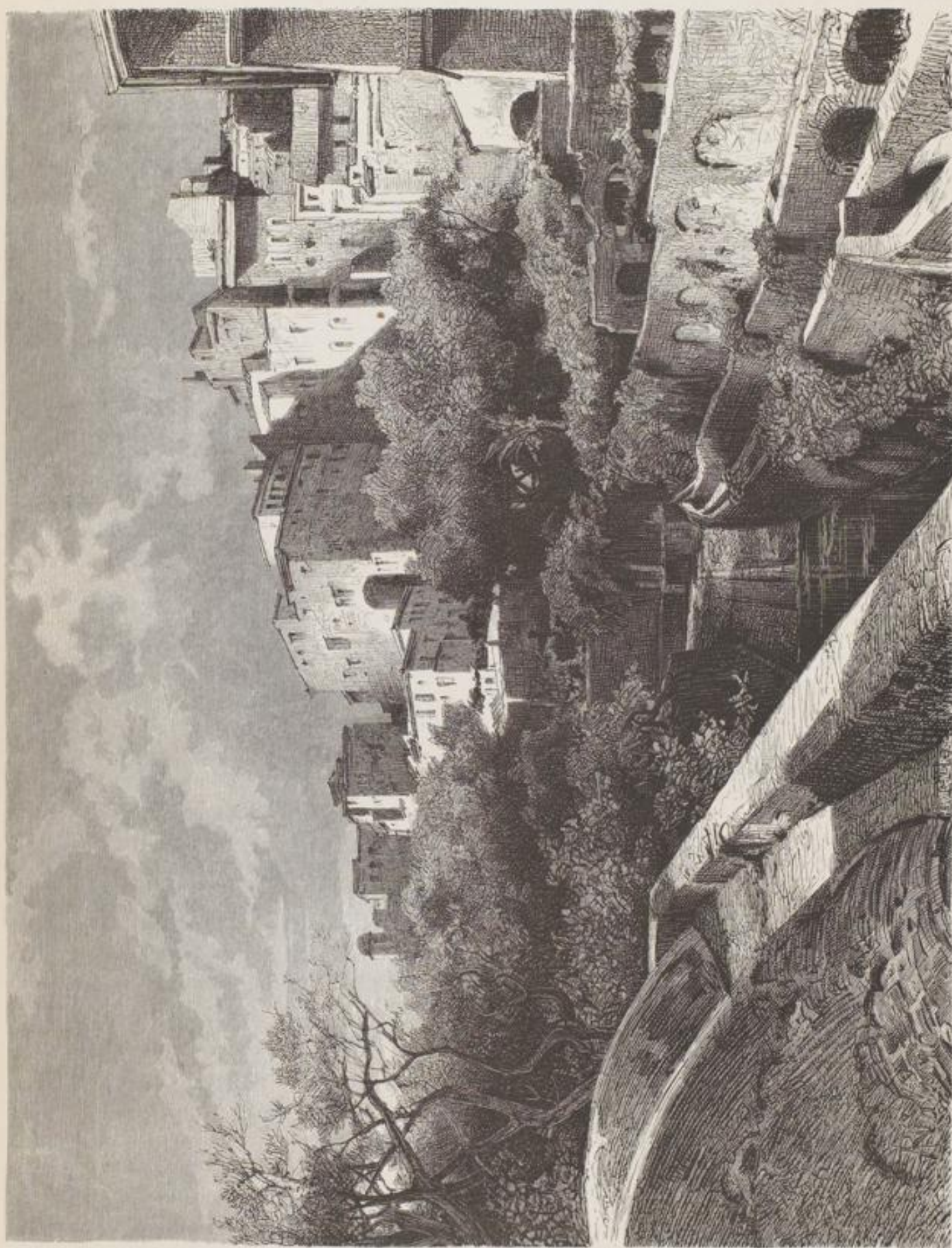
Der erste von den berühmten drei Kurorten, die uns auf der Riviera di Ponente begegnen, ist San Remo, ein Städtlein, das nahezu 12,000 Einwohner zählt. Es verdankt den Schutz, den es vor rauhen Winden genießt, dem doppelten Felscap, das im Osten und Westen die tiefgelegene Bucht umschließt; das Städtchen selber ist weit in's



BEI SAN REMO.

Land hineingebaut, während die neuen Paläste und Villen, die im Winter den Fremden dienen, sich alle der Küste nähern. So theilt sich San Remo mit scharfen Conturen in die hochgelegene Altstadt und das „quartier maritime“.

Die erstere ist in der That ein architektonisches Chaos, das kaum seines Gleichen hat; breite Bogen führen von einem Hause zum andern, um die alten hohen Mauern zu stützen, die so manchen Angriff von saracenischen Piraten bestanden haben. Das Klima von San Remo ist berühmt wegen seiner Milde und Gleichmäßigkeit und selbst die Vegetation, die doch auf der ganzen Riviera eine verschwenderische Fülle zeigt, hat sich hier noch unendlich gesteigert; wir wandeln zum erstenmale unter Palmen, von denen manche achtzig Fuß hoch sind. Von hier werden auch die zur Feier des Palmsonntages bestimmten Zweige nach Rom gesendet, und zwar von der Familie Bresca, der dieß Privilegium vom Papste Sixtus V. verliehen ward. Den Anlaß hiezu bot der bekannte Obelisk von rothem Granit, der heute noch auf dem Petersplatze in Rom steht, und dessen Aufzug rettungslos mißlungen wäre, hätte nicht der Matrose Bresca aus San Remo mit Lebensgefahr den Seilen nachgeholfen.



SAN REMO.

er und als das Ziel gewissermaßen  
 er mit dem ganzen Geiste zu  
 minuti" — und dann hat er ja  
 nächsten Station wieder vor sich.

iviera di Ponente begreifen, die  
 Schutz, den es vor ungenügender  
 umschließt; das Erlauben über dem



in Fremden dienen, sich als befehl  
 führt und das „quartier maitre“  
 in seines Gleichen hat; sein Spitz  
 die in manchen Augen so un  
 in seiner Wildheit und Weisheit  
 e liegt, hat sich hier noch weiter  
 hoch sind. Das hier mehr als  
 paar von der Familie Prese  
 et der bekannte Collet an einer  
 rettungslos mislungenen. In  
 en.

Landes- u. Stadt-  
Bibliothek  
Düsseldorf

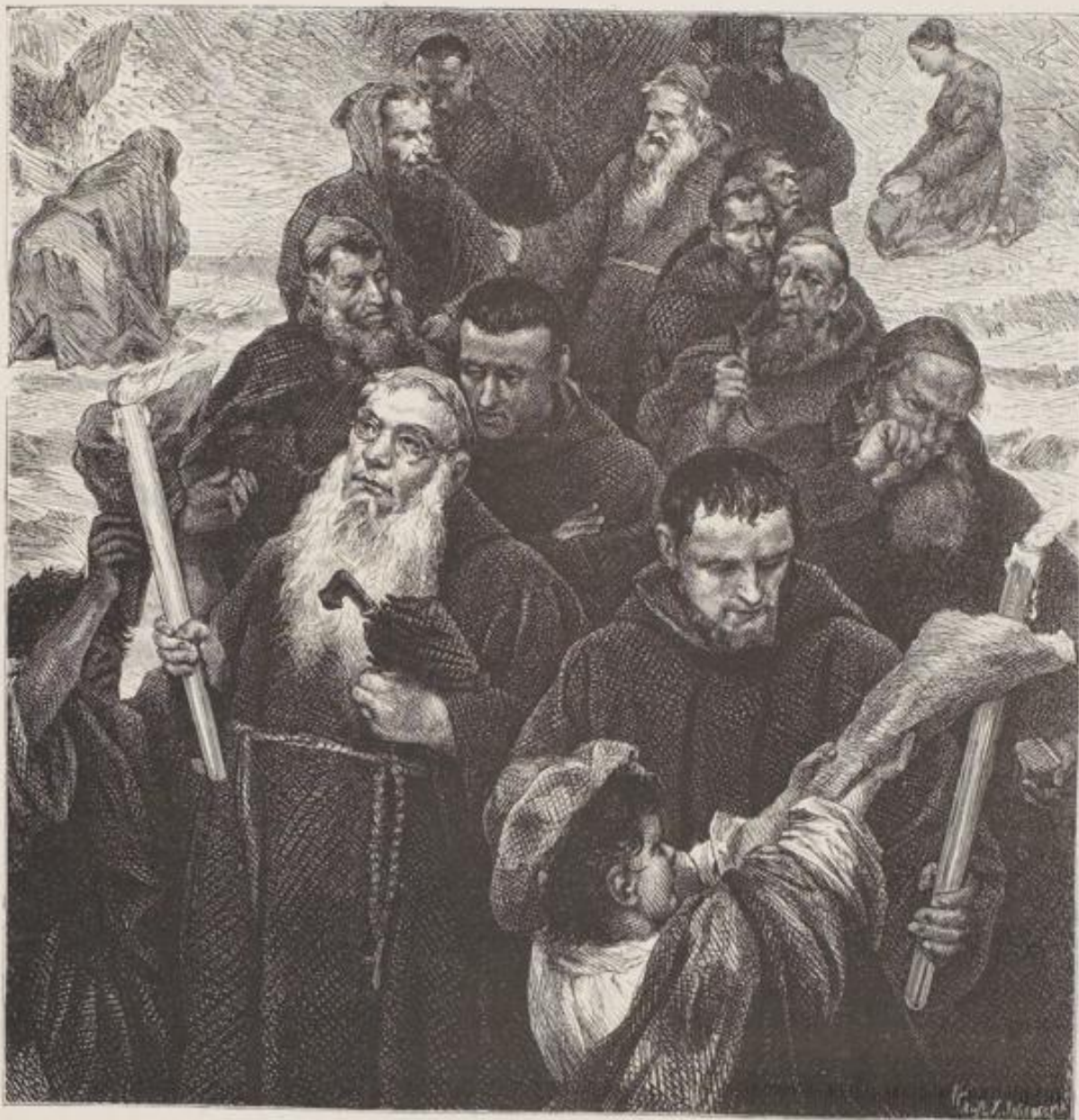
Es sollte und berühren  
die eine Seite verbunden  
ist die  
Mit der Fortsetzung, wo  
die die in der Sprache helfen  
in der Seite sind die



Die Seite, die die Seite ist die  
die Seite mit dem Titel, während  
die Seite sind und ist am viele  
die Seite ist die Seite in Prose  
die Seite sind, die Seite sind die  
die Seite mit dem Kopf mit  
die Seite von Seite ist eines  
die Seite die Seite unter  
die Seite die Seite ist die Seite

Der eigentliche und berühmteste Palmengarten jedoch an der gesammten Küste ist Bordighera, wo diese herrlichen Bäume in solcher Menge vorhanden sind, daß Zweige derselben bereits als Ausfuhrartikel nach Frankreich und Holland gehen.

Bald hinter Ventimiglia, wo man die französische Gränze überschreitet, gelangen wir nach Mentone, und auch dieser Ort ist in ganz Europa heilsam bekannt geworden. Die Lage der Stadt ist ähnlich wie die von San Remo, denn von beiden Seiten wird die Bucht durch Vorgebirge eingefast und im Rücken geben die hohen Berge der



PROCESSION.

Seealpen Schutz. Auch die Bauart ist die gleiche; die Altstadt erscheint so tief als möglich in's Land hineingerückt und liegt malerisch auf dem Hügel, während sich an der Küste hin die hellen geräumigen Häuser erheben, die für die Wintergäste errichtet und oft um viele tausend Franken vermietet werden.

Die Vegetation übertrifft an Pracht, wenn dieß möglich ist, fast noch die Städte, die wir bisher an der Riviera begegnet haben, vor Allem sind hier die Citronenbäume reich und kräftig; jeder Gassenjunge, der sich im Schmutz herumtreibt und keinen Knopf mehr am Rode hat, trägt doch im Knopfloch seine weiße Blüthe.

Das Klima von Mentone ist eines der glücklichsten in ganz Europa. Nur viermal in dreiundvierzig Jahren ging das Thermometer für einige Stunden unter Null herab, sehr oft war die niedrigste Temperatur des Winters acht Grad Wärme, während die Sommerhize fast nie jene Höhe erreicht, die man in Petersburg oder Paris alljährlich verzeichnet.

Früher war Mentone eine „Apanage“ jenes kleinen Fürsten, dessen Gebiet wir auf der nächsten Station berühren; jetzt ist es der Hauptort eines französischen Cantons, nachdem der Prinz von Monaco im Jahre 1860 vier Millionen Franken empfing, „pour céder une ville, que ne lui appartenait pas.“

Unter den Ausflügen, die Mentone bietet, ist St. Agnès entschieden der reizendste. Drei Pfade, von denen uns einer an herrlichen Kastanien vorbeigeleitet, führen zur Höhe; denn das kleine Dörflein, das diesen heiligen Namen trägt, liegt droben im steilen Felsgehäng. Die zerklüfteten Faden des Berges, die hoch über die Häuser ragen, geben ihm trauten Schutz, die Trümmer der verwitterten Ruine stammen aus den Tagen, da noch die Saracenen hier ihre Beste

hatten und Gebieter waren über das blaue Meer. Wie wunderbar ist hier der Blick auf seine endlose Fläche! — Allein auch denen, die den Bahnzug nicht verlassen haben, ist ein blendendes Bild beschieden, denn Monaco heißt das nächste große Wort, das jetzt auf allen Lippen liegt und eine sichtbare Erregung unter die Passagiere bringt; dort in dem goldstropfenden Casino steht die berühmte Spielhölle, die zu den „berechtigten Eigenthümlichkeiten“ dieses Duodezstaates zählt. Es wäre wohl der Mühe werth, hier auszustiegen, und bis zum nächsten Zuge tausend Napoleond'ors zu gewinnen, — denkt man



BORDIGHERA.

und Wälle, welche die Stadt umschließen, sind aus dem Felsen herausgebaut, geben dem ganzen Bilde ein kühnes, befestigtes Ansehen, das an den alten Piratensitz erinnert, dem dieser Fels einst diente. Tiefblau fällt sein Schatten in's Meer; in kühner Windung läuft die Straße am Ufer hin.

Auf der anderen Seite, fast gegenüber liegt Monte Carlo mit dem Casino, zu dem eine prächtige Straße, glatt wie das feinste Parquet, emporführt; überall sind Anlagen von den kostbarsten exotischen Pflanzen, überall gewahrt man, daß hier mit den Ziffern der Millionäre gerechnet wird.

Der Eingang des Casino's, das auf einem herrlichen freien Plage steht, ist mit Marmor Säulen geschmückt, dann erst kommen die einzelnen prachtvollen Säle, in denen Bälle und Concerte gehalten werden, ein Lesezimmer mit den Journalen der halben Welt, und endlich die fürstlich ausgestatteten — Salons de jeu. Alles ist streng auf französischem Fuße, man hört kaum ein anderes Wort, man sieht kein anderes Geld auf den grünen Tischen. Der Zutritt zu den letzteren erleidet übrigens mannigfache Beschränkung, denn alle Minderjährigen, alle Personen aus den dienenden Ständen, und alle Jene, die — nachlässig gekleidet sind, werden prinzipiell aus den Spielsälen verbannt. Man hält Alles auf gute Manieren, und wie es bei den Fechterspielen in der Arena kein höheres Ziel gab als „mit Anstand“ zu Grunde zu gehen, so gilt dieß auch für den Gentleman, der sich am grünen Tisch zu Grunde richtet.

Trotzdem gebriecht es nicht an Fällen, wo sich einer mitten im Saal eine Kugel vor den Kopf schießt.

Die Lage des Fürstenthumes, dessen Länge man in etwa dreißig Minuten durchmißt, und das an manchen Stellen nur hundertfünfzig Meter breit ist, ist einzig in ihrer Schönheit. Ein ungeheurer Fels, der vom Lande in die See vorspringt, und fast senkrecht in's Meer fällt, trägt auf seinem Plateau das Fürstenschloß und die Häuser der kleinen Stadt. In den Gärten, welche dieselben umgeben, stehen Pinien und Cypressen und an den Gehängen des Felsens selbst, wo dieser kleine Terrassen bildet, blühen Aloen und Reben. Die gezackten Mauern aber





Landes- u. Stadt-  
Bibliothek  
Düsseldorf

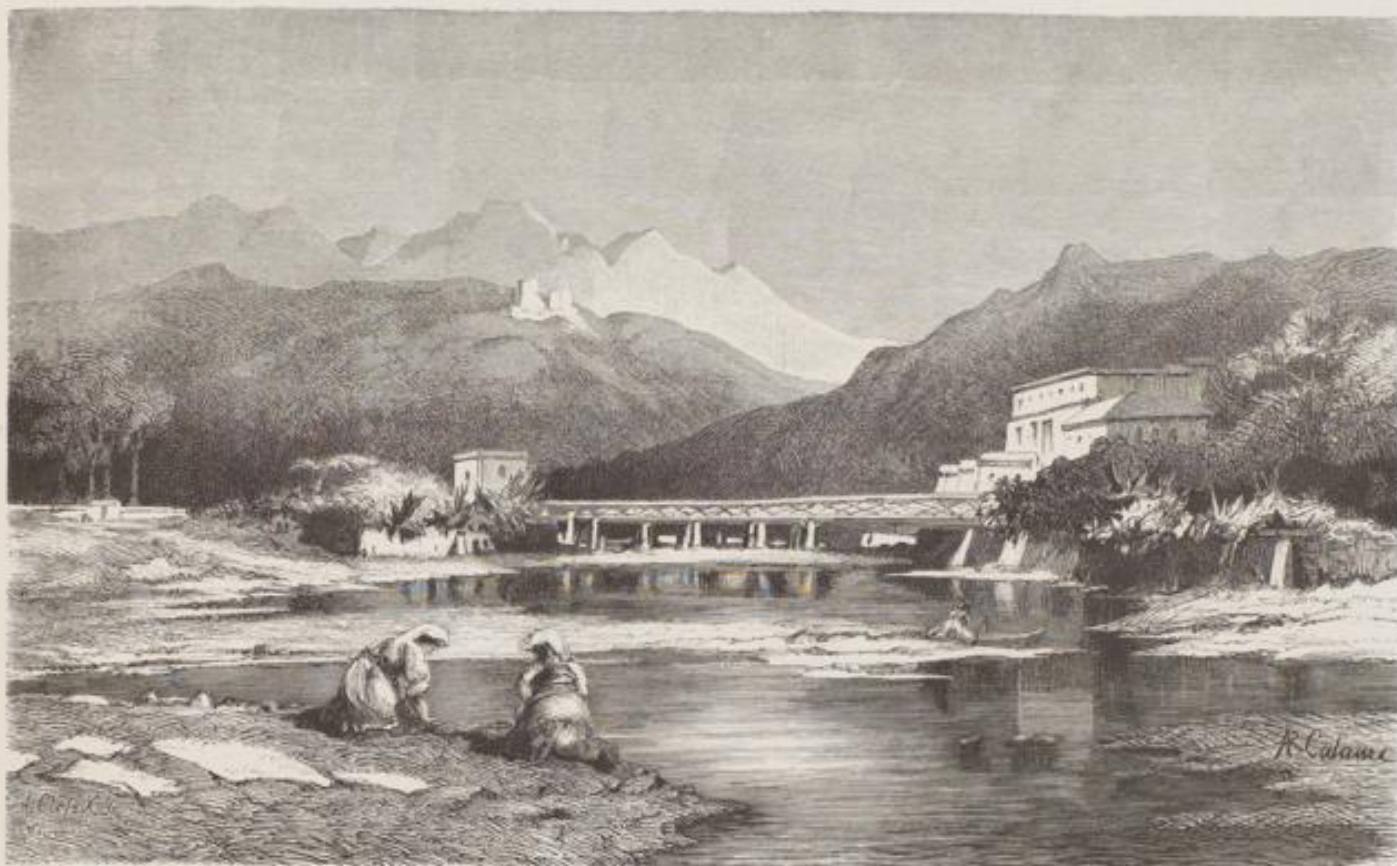
In einem über die Güte der  
... und jenseit freige; Niema  
... in Löhne setzen, die Worte aber  
... sich der Welt ist man be  
... in Eilen und Corriden  
... Winter haben schon je  
... zu nicht wird das lieblich  
... nach der Freude erho  
... in die Welt und Frieden unter



... von Krenau, und  
... die Eprichovt e  
...  
...  
...  
... auf dem Felsen die  
... der rücker die Zerücker, je  
... wiken die frangpösch  
... so friger sich an  
... um die grünen Zi  
... zurückblid. S  
... nur der Auge, nie  
... der Reigen der allmächtigen  
... Beispiel!

Die Controle über die Gäste des Spielsaals ist übrigens auch bei Jenen, deren Toilette kein selbstverständliches Veto enthält, noch ziemlich streng; Niemand darf ohne Eintrittskarte, die vom „Commissaire spécial“ unterzeichnet ist, den Spielsaal betreten, die Karte aber wird nur gegen genaue Angabe der Wohnung ausgehändigt. Auf die verbindlichste Weise der Welt übt man das Recht, an einander zu zweifeln.

Überall in Sälen und Corridoren treibt sich ein Schwarm von galonirten Lakaien umher, und selbst ihre glattrasierten Gesichter haben schon jene Blasirtheit angenommen, die im „Cercle des Etrangers“ zum guten Ton gehört. So nämlich wird das löbliche Institut der Spieler in seiner Gesamtheit bezeichnet, dieser Titel steht auf den grünen Karten, welche der Fremde erhält — „valable pour un jour“. Die Autorität aber, die das Ganze leitet, und die an allen Ecken und Enden unterschrieben steht, ohne daß man sie jemals sieht, heißt „l'Administration“.



BEI MENTONE.

sie scheint das Factotum von Monaco, und macht sich jedenfalls um die Finanzen desselben sehr verdient. Denn sicherlich ist nicht umsonst das Sprüchwort entstanden:

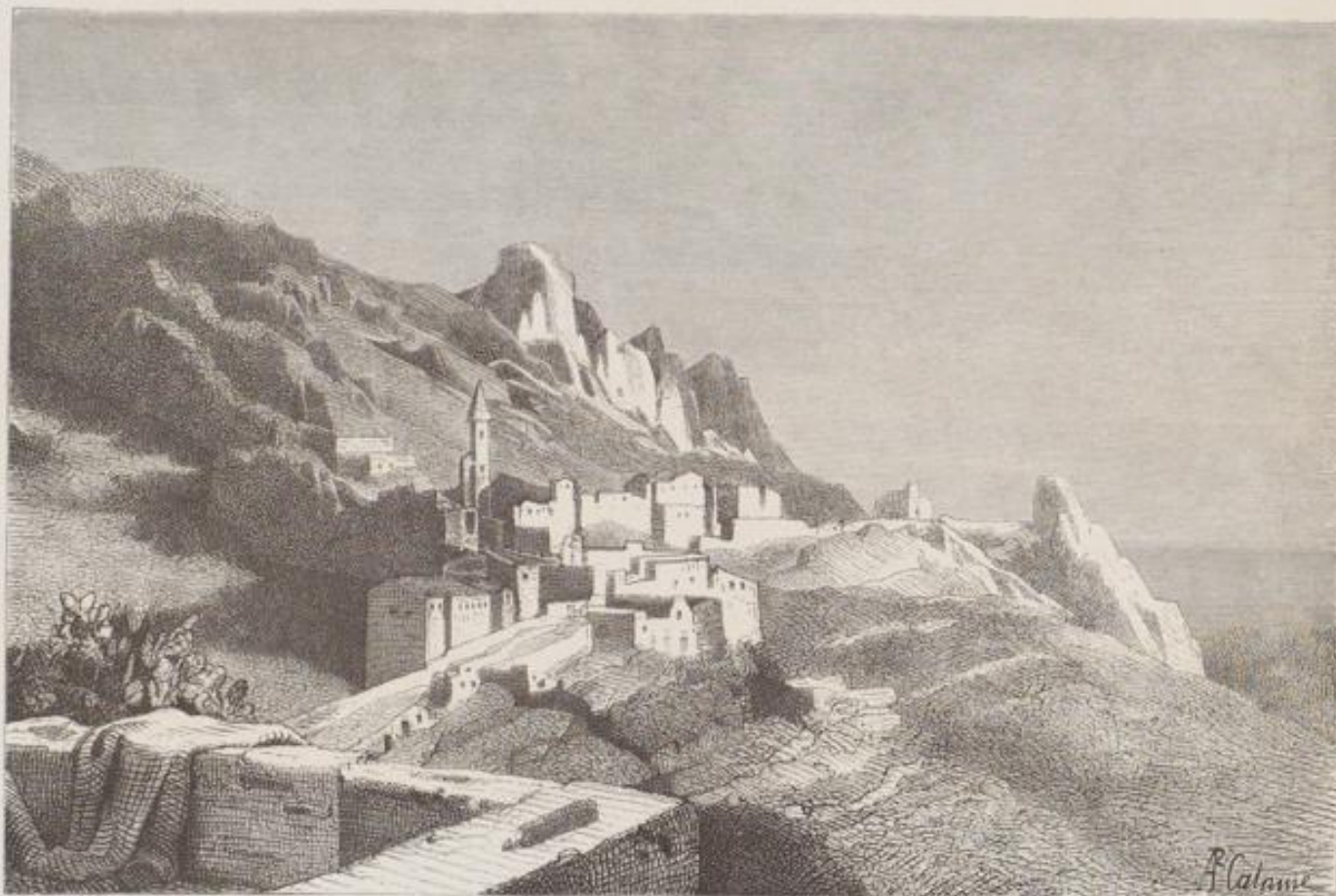
»Son Monaco sopra un scoglio  
Non semino e non raccoglio  
E pur mangiare voglio.«

(Ich bin Monaco, auf dem Felsen thronend, ich säe und ernte nicht, aber leben will ich doch.) Das Mittel wovon es lebte, bot früher die Seeräuberei, jetzt bietet sie das Spiel, also immerhin ein moralischer Fortschritt! Von einer „industrie utile“ wissen die französischen Chronisten des Landes, die wir zu Rathe zogen, wenig zu berichten.

Wie jedes Fieber, so steigert sich auch das Spiel wenn es Abend wird; der ganze Saal glüht dann in strahlendem Kerzenlicht und um die grünen Tische wird das Gedränge immer dichter, so daß die vorderste Reihe, wo die Stammgäste sitzen, entrüstet zurücksieht. Kein Wort des Jubels, kein Wort der Klage erschallt, nur das immer gleiche Klirren des Goldes; nur das Auge, nicht die Lippe darf hier sprechen, denn auch das gehört zum guten Ton, auch das steht in den Gelezen der allmächtigen „Administration“. Aber wie beredt sind diese Blicke, wie furchtbar deutlich ist dieß Mienenpiel!

Unermülich wirft die vornehme Dame dort mit den finsternen, massiven Zügen ihre Zwanzigfrankenstücke auf dieselbe Ziffer, aber wieder kommt eine andere Ziffer zum Gewinn; wie Wetterwolken zieht die brütende Berechnung über ihr Gesicht, so oft der Croupier mit kalter Hast die verlorenen Schätze an sich nimmt. „Cinq mille francs,“ flüstert sie jetzt ihrer Nachbarin zu, es war offenbar die Summe, die sie heute Abend verloren hatte, aber noch standen drei starke Rollen Gold vor ihr, noch war eine Stunde bis Mitternacht. „Messieurs, faites votre jeu!“

Hinter ihr stand ein junger Herr aus der Pariser Gesellschaft, der jedenfalls der Minderjährigkeit sehr knapp entronnen schien; allein wer wird mit einigen Wochen knausern bei Leuten, die in einer halben Stunde fünfzehntausend Franken verlieren. Solche Thaten stempeln allein schon zum Manne. Fünfzehnmal hintereinander setzte der junge Vicomte ein Tausendfrankbillet auf die Ziffer 17 (man erzählte sich, es sei ein bedeutungsvoller Tag für seine Geliebte), und fünfzehnmal zog der Croupier das feine weiße Blatt mit den blauen Lettern an sich, als wäre es ein



ST. AGNES BEI MENTONE.

Streifen Papier, der hinderlich im Wege liegt. Zuletzt lief doch ein leiser Schauer durch die Menge, sie war ja in ihrem empfindlichsten Nerv, in ihrer Gewinnsucht getroffen; der junge Vicomte aber ging schmolend hinaus auf die Marmorterrasse, wo sich die Flüchtigen unter Rosenhecken und Orangenbäumen versammeln. Was wird der alte Vicomte sagen, wenn der nächste Brief seines Sohnes kommt? Der Tag war gut für die Bank; nur ein einziger von all den Gästen gewann constant, ein Mann mit widerlicher Judasmiene, der jedesmal seine Silberlinge hinwarf und die goldenen Napoleons dafür zurüdnahm; er wählte den niedrigsten Einsatz — fünf Francs.

Ich will nicht leugnen, daß die Erfahrungen, die ich hier berichte, mich auch beträchtlich höher zu stehen kamen, als sie eigentlich werth sind, und daß Monaco stets zu meinen theuersten Erinnerungen zählen wird. Allein der „imitatorische Reflex“ (wie die Gelehrten sagen) ist niemals stärker, als wenn man andere gewinnen sieht, und so mag man immerhin den Anfang wagen, wenn man nur Vernunft genug behält, um rechtzeitig das Ende zu finden.

Die beiden Gebäude, welche das Casino flankiren, enthalten ein prachtvolles Café, ganz im hohen Stil der Pariser Boulevards und gegenüber das große Hôtel de Paris. Fünf prächtige Pforten, von Säulen getragen,



BEI TURBIA OBERHALB MONACO.

führen in die geräumige Restauration; von dem Luxus der Tapeten und Spiegelscheiben läßt sich nur schwer eine Beschreibung bieten. Um die einzelnen Tische aber sind zierliche spanische Wände gestellt, die die betreffende Gesellschaft vor profanen Blicken beschützen und nur dem Garçon mit dem Champagnerkorb einen Zutritt lassen. Helles Klirren von silbernen Stimmen klingt hier hervor, man hört das Rauschen der seidnen Roben, das sind jene Damen, die im Théâtre de la Gaité und Palais royal ihre Logen haben und die Pariser Mode beherrschen; sie leben von dem alten tröstlichen Spruche: „Anglück im Spiel, Glück in der Liebe.“

Wer das Land um Monaco will kennen lernen, dem bieten die Höhen reizenden Ausblick, die sich auch hier hinter der Küste felsig emporziehen. Der interessanteste Punkt derselben ist Turbia, welches fast 1700 Fuß über dem Meere liegt; in seinem seltsamen Namen liegt der Begriff antiker Trophäen, denn hier auf weithin sichtbarem Gipfel stand einst das Siegesdenkmal des stolzen Augustus. Es war errichtet worden zum Gedächtniß an die Unterwerfung der ligurischen Stämme und heute noch sieht man die gewaltigen Reste des Mauerwerkes; der Thurm, der einst dasselbe krönte, ward erst von Marshall Villars zerstört.

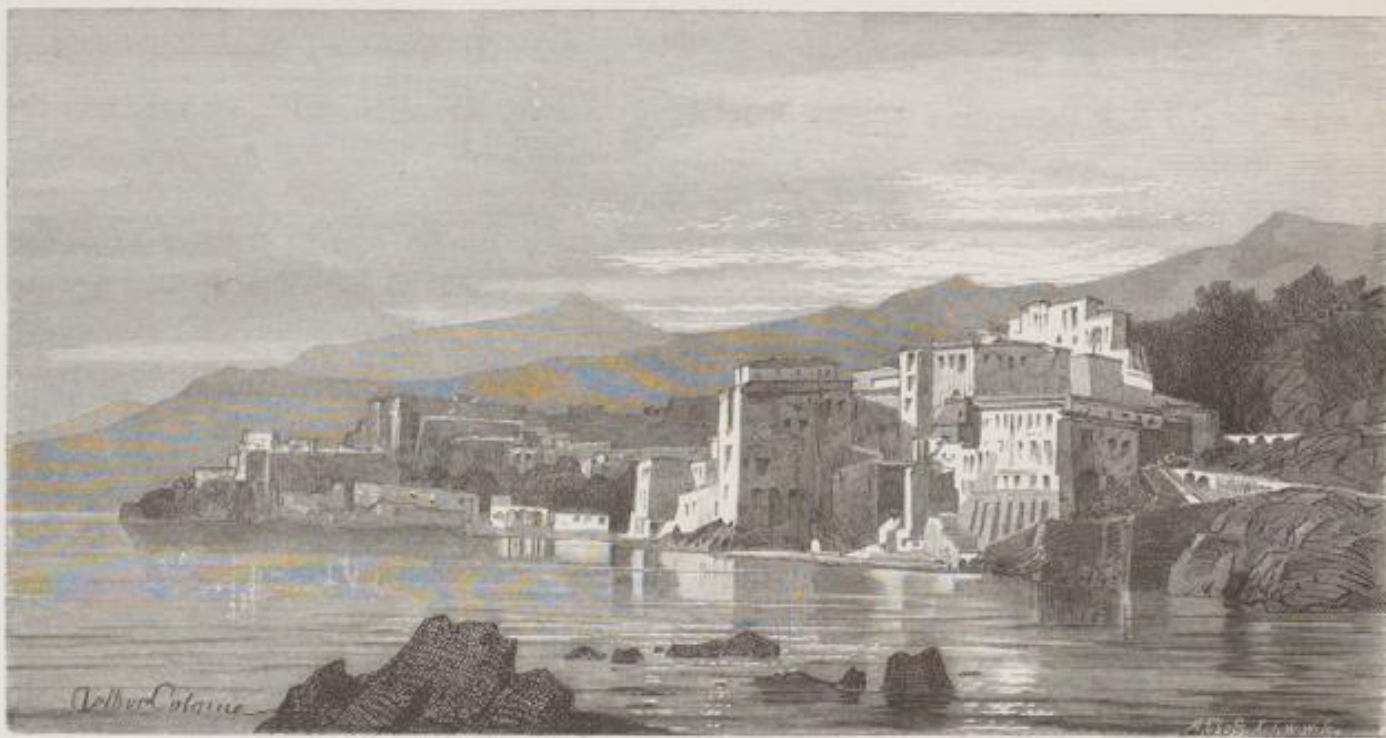
Durch das kleine Dörflein aber, in dessen friedlichen Häusern wohl so mancher Stein der römischen Trophäen ruht, führt die Straße nach Nizza, nach der Perle des mittelländischen Meeres; kurz vorher begegnet uns noch drunten am Strande liegend das schmucke Städtlein Villafranca. Es hat zwar nicht jenen welthistorischen Ruhm, den das gleichnamige Castell seit 1859 besitzt, aber doch gemahnen uns auch hier an Krieg und Waffenthaten die großen



HAFEN VON MONACO.

französischen Schiffe, die von Toulon bisweilen hierherkommen, denn der Hafen ist so tief und sicher, daß er selbst großen Kriegsdampfern Schutz bietet.

Noch wenige Miglien weiter und wir weilen in Nizza. Der Eindruck, welchen diese Stadt gewährt, ist nach allen Seiten hin gleich reizvoll; die Landschaft hat sich bis zur schrankenlosen Pracht entfaltet und auch räumlich erweitert, überall ringt das alte echte Volkselement von Italien mit der französischen — Civilisation, die sich der Oberfläche und des äußeren Verkehrs vollkommen bemächtigt hat. Ueber diesen lokalen Gegensatz aber breitet sich noch der Gegensatz all jener internationalen Elemente aus, die die Stadt von Oktober bis zur Mitte April bevölkern und auf die schon der Name zahlreicher Gebäude hinweist. Da ist die deutsche protestantische Kirche und dort der russische Tempel; hier die Promenade des Anglais und dort ein Laden, der sich als Dependenz eines Pariserhauses avisiert. Unter dem Titel „Aux graces enfantines“ werden Kinderkleidchen ausboten, selbst der Blumenhändler, der in der ärmlichsten Behausung wohnt, schreibt über seine Thüre: „Maison spéciale pour l'exportation de fleurs en France, Belgique et Angleterre.“ Ueberall zeigt sich der Pariser Ton zwischen



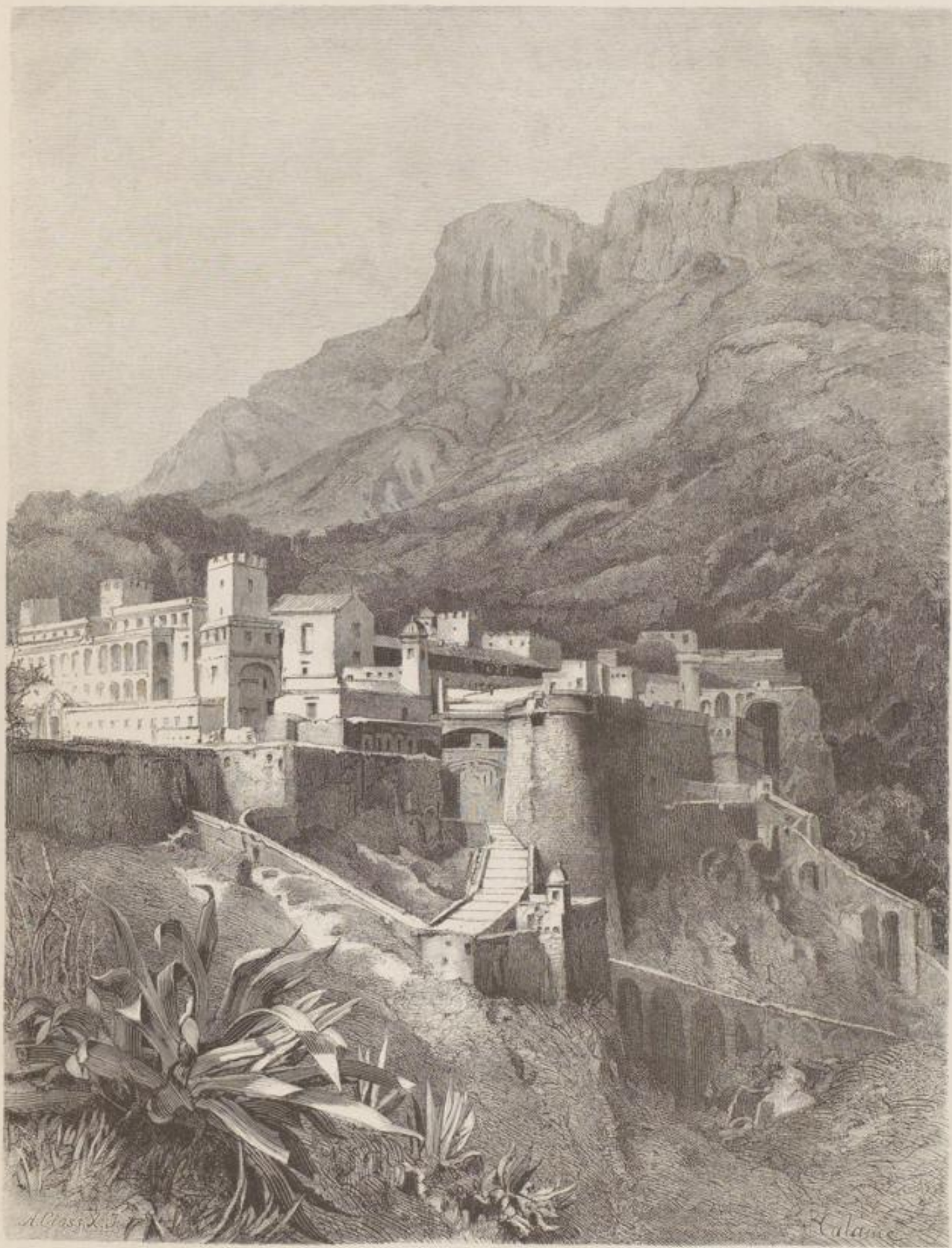
VILLAFRANCA.

Anmuth und Annahung wechselnd, und das Theater, wo man die fille de Madame Angot spielt, schreibt als beste Reclame auf den Zettel: „Grand succès parisien“.

Nizza liegt hart am Meere, aber das Meer bildet dort nicht jene Bucht, wie in San Remo oder Mentone, und der Hafen, der auf der Ostseite der Stadt errichtet ward, ist so unbedeutend, daß der Seeverkehr es nie zu besonderer Blüthe brachte.

Hier auf der östlichen Seite liegt auch die eigentliche Altstadt, die sich um den Schloßberg zusammen-drängt (in Gestalt eines Dreiecks); hier sind noch ab und zu jene schmalen, schmutzigen Straßen, die mit allem was Fuhrwerk heißt, auf dem feindlichsten Fuße stehen. Der westliche Theil dagegen und die ganze Küste gehören ausschließlich dem colonisirenden Talent der Fremden; denn mehr als achtzig der herrlichsten Villen haben dort ihren Platz gefunden; überall wandeln auf den Promenaden englische Matronen mit ihren Töchtern, die gleichgültig und vornehm zur Seite blicken, wenn die Offiziere der grande armée mit dem Lognon nach ihnen schielen und sich im Style Brecourts entgegenflüster „tiens, quel charmant édifice“!

Sichtbrüchige Lords fahren im Rollstuhl vorüber, den oberen Theil der Times in der Hand, den unteren auf den Knien; noch im November trägt man den Strohhut und den weißen Leinenrod. Oh, welcher Anachronismus



MONACO.

er Hofen ist so tief und sehr, die  
 andeut, welchen die Stadt geseh  
 denlofen Pracht erhalte und mit  
 der frangfischen - Künsten, die  
 er diesen letzten Begräbnis an  
 Stadt von Chloer ist zu den  
 Es ist die deutsche prunkvolle  
 et ein Leben, der sich als Damm  
 werden Hinderkünden anlagen, w  
 der seine Thüre: „Maus sprich  
 überall zeigt sich der Geist der



de de Malane Angot ist  
 e Pacht, wie in Ein Sen an de  
 unbedeutend, das der Stadt  
 t, die sich um den Schloß  
 malen, schauigen Stufen, wo  
 Zähl dagegen und so ganz  
 sig der herrlichen Bild  
 en mit ihren Zinnen, so prägn  
 dem Lognon mit ihrer  
 vil der Zime in der Stadt  
 en Vermeint. Es mehr

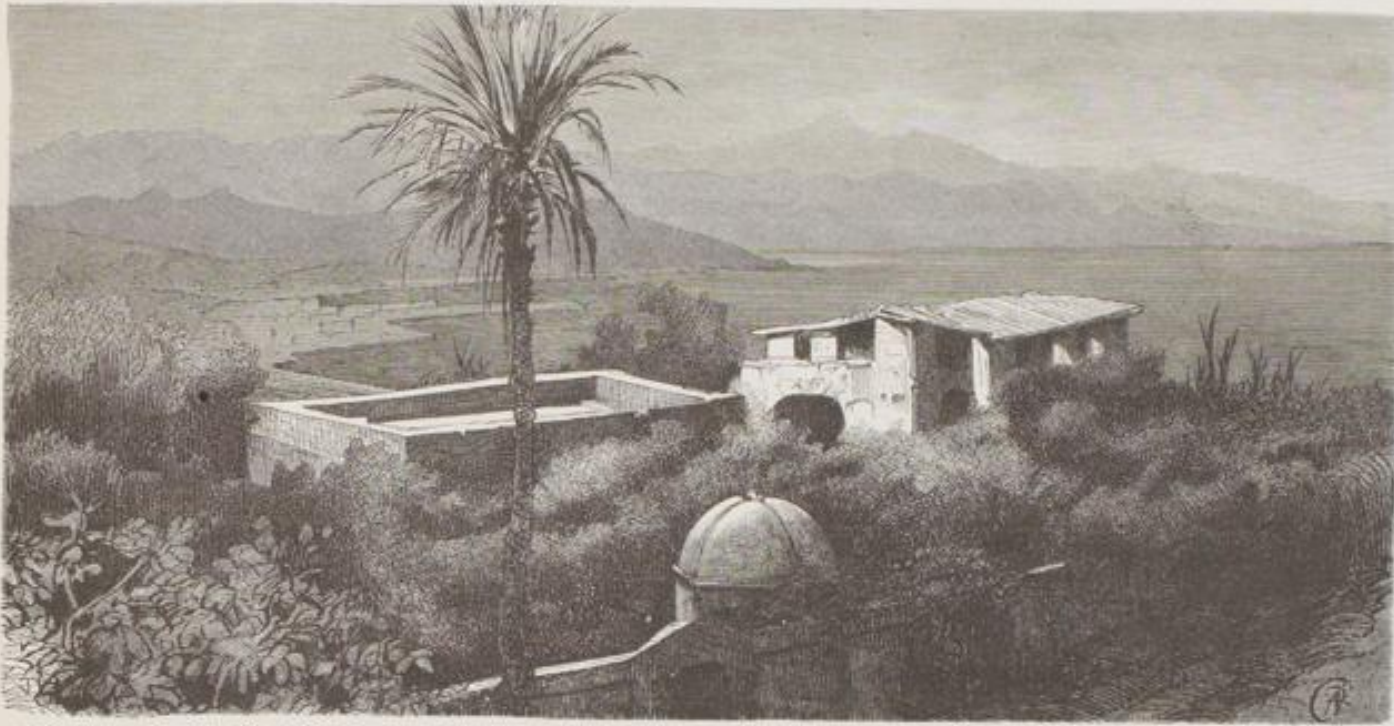
Landes- u. Stadt-  
Bibliothek  
Düsseldorf



in der Höhe, wenn man sie  
... Der wichtigste Sammelplatz  
... im letzten Jahre im Jahre  
... der Jardin public, der  
... in Buchenbaum von  
... in der Höhe, wenn man sie



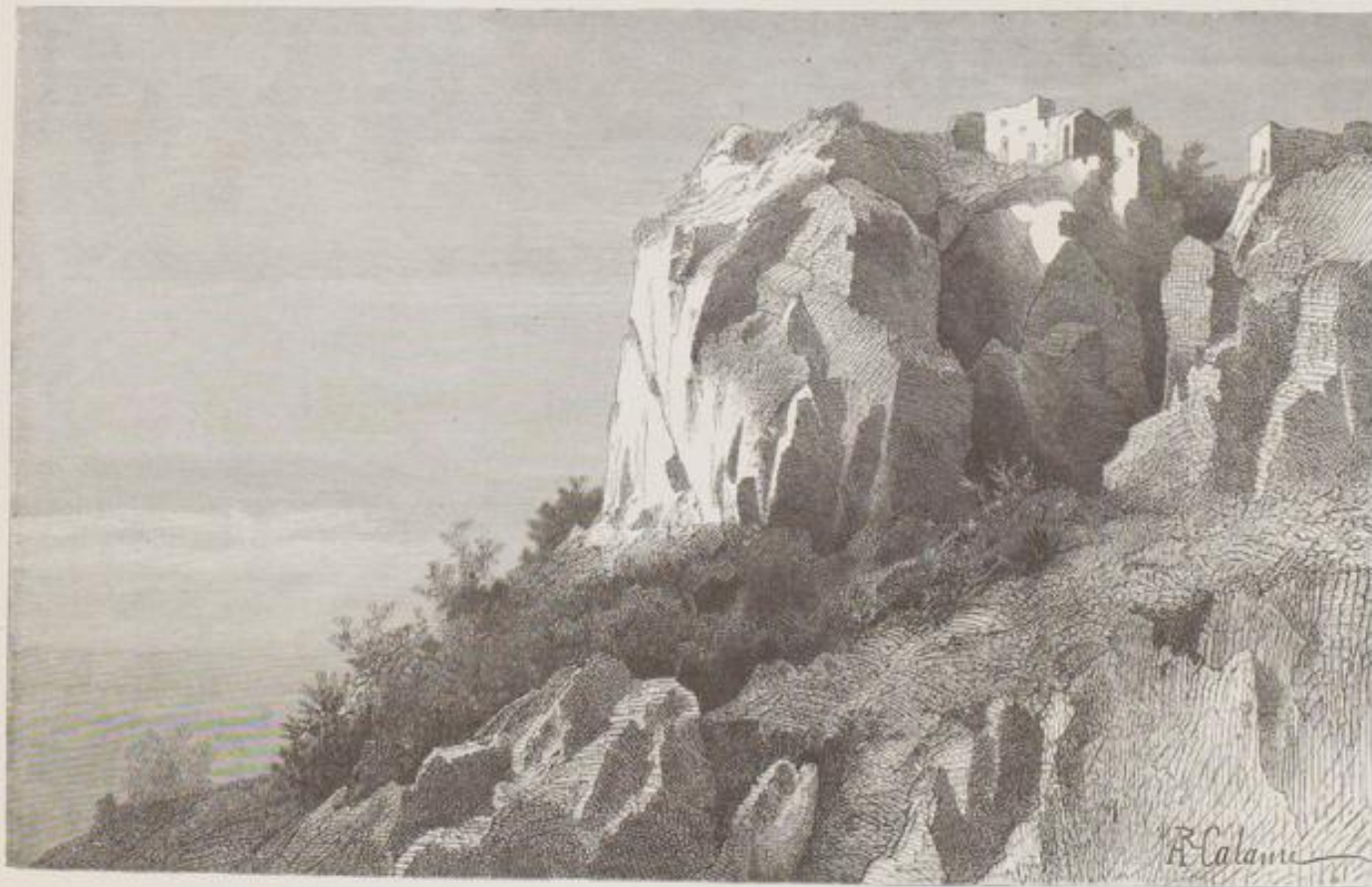




PARTIE BEI MONACO.

für ein deutsches Gemüth, wenn man sich denkt, daß Frau und Kinder daheim schon unter schneebedeckten Dächern wohnen! Der berühmteste Sammelpunkt für die vornehme Welt ist übrigens nicht bloß die Promenade des Anglais, die von der britischen Colonie im Jahre 1822 begonnen ward, um die nothleidenden Arbeiter zu beschäftigen, sondern ganz besonders der Jardin public, der gleichfalls nahe am Meer liegt und die kostbarsten exotischen Pflanzen enthält.

Da ist ein Myrthenbaum von wahrhaft kolossalen Formen, da stehen die herrlichsten Palmen, die in ganz Nizza zu finden sind; diejenige aber, die im Centrum des Gartens prangt, fut planté en l'honneur de l'annexion"!!



ALTES SCHLOSS BEI NIZZA.

Ganz nahe am Jardin public geht ein kleiner Fluß in's Meer, Paillon genannt, der dadurch unter seines Gleichen hervorrage, daß er fast niemals Wasser hat; nur sein zerklüftetes steiniges Bett starrt uns entgegen. Um so mehr Wesens wird von den Brücken gemacht, die über denselben führen, wie überhaupt die ganze Redeweise von einer fast komischen Großstädterei durchdrungen ist. Alles ist Avenue oder Boulevard, quai oder square, überall ward die französische Renommée an Stelle der italienischen Traditionen aufgefropft, und wo es nur immer ging, gab man das (vergängliche) Wörtchen impérial noch in den Kauf. Kurzum, nicht bloß der große Palmenbaum im Jardin public, auch noch verschiedenes Andere wurde eingesetzt zu „Ehren der Annexion“.

Ich war in hohem Maße gespannt, als ich vor einem Jahre nach Nizza kam, welchen Eindruck wohl die Wandlungen von 1870 dort zurückgelassen und wie überhaupt der Deutsche im südlichen Frankreich empfangen werde. Obwohl auf einige Unannehmlichkeiten gefaßt (wie sie blonden Haaren besonders nahe stehen), ging ich trotzdem

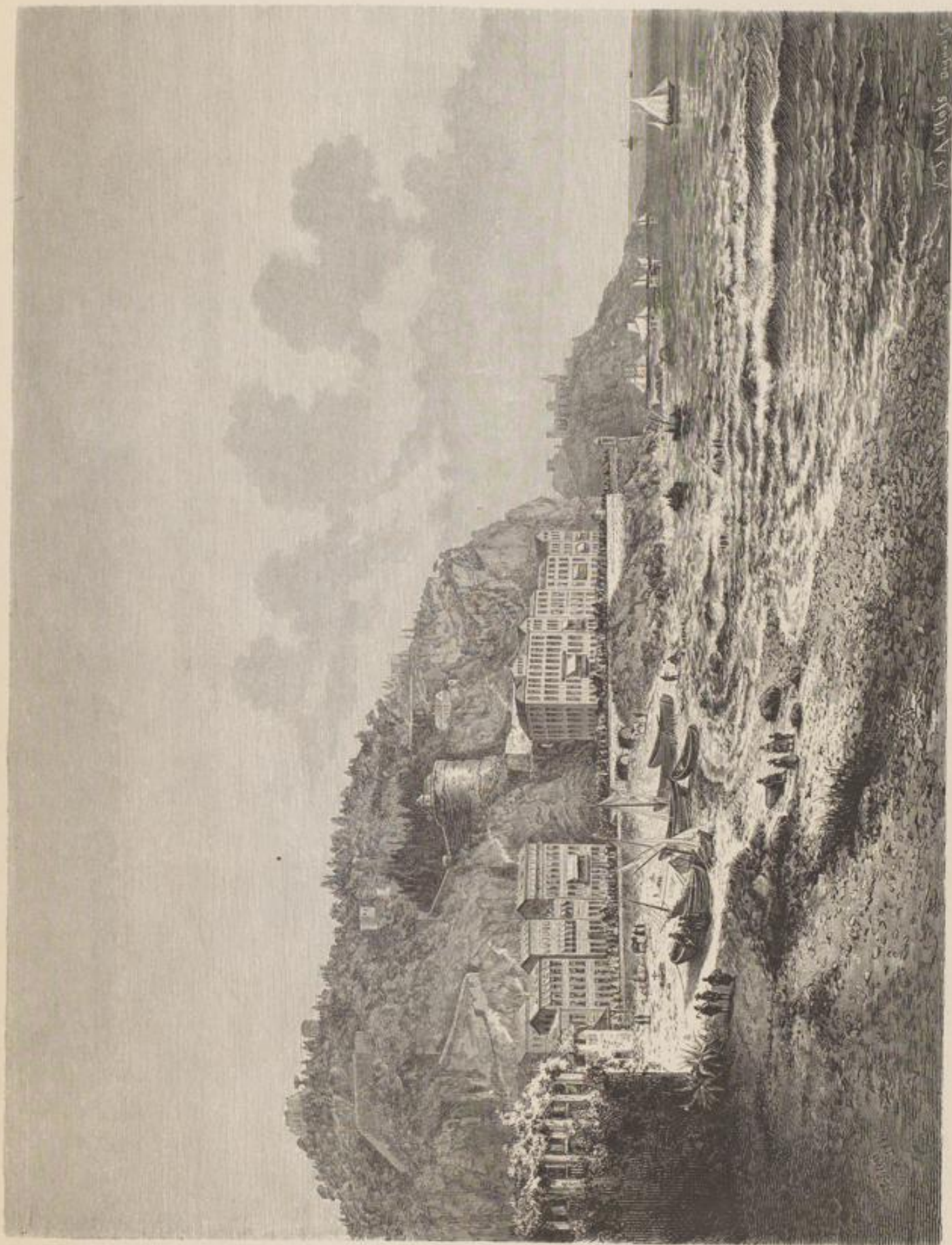


BAUERNSTUBE IN BRIGA.

in ein Hotel, das ausschließlich von Franzosen besucht war, aber mit Vergnügen gestehe ich, daß man mir sowohl an öffentlicher Tafel, wie im Einzelverkehr stets taktvoll und liebenswürdig begegnete; wem das zu viel des Guten schien, der hielt sich wenigstens reservirt, ohne zu schmähen. Und doch war Politik beinahe das einzige, das immer wiederkehrende Gespräch.

Jede Auskunft, die ich erbat, ward höflich gewährt, nicht selten ging der Gefragte selbst als Begleiter mit, kurz die Passion, daheim die Honneurs zu machen, überwand das Vorurtheil gegen den Fremden.

Nur ein einzigesmal bei einem gemeinsamen Frühstück, an welchem auch Italiener theilnahmen, gab es drohende Scenen, denn die Erbitterung der Franzosen gegen die letzteren ward neu entflammt, als man auf den Berliner Besuch des verstorbenen Königs Victor Emanuel zu reden kam. „Vous êtes des ingrats,“ scholl es schon beim ersten Glase Champagner über den Tisch; „ihr flüchtet euch unter die preußische Fiedelhaube,“ rief der Pariser erhitzt dem Piemontesen zu. „Warum habt ihr nicht lieber die preußische Fiedelhaube mit dem Schwert zer schlagen, anstatt mit Worten darüber herzufallen,“ fuhr jener drohend auf, „an Gelegenheit hat es euch doch weder bei Mey und Orleans,



NIZZA.

er, Pailen genannt, der selbst  
 ein heimges Pailen an  
 bern, wie überhaupt die ganze  
 er Boulevard, quasi der apud  
 stropft, und so es nur immer  
 nicht bloß der ganze Scherben  
 e "Kunze".



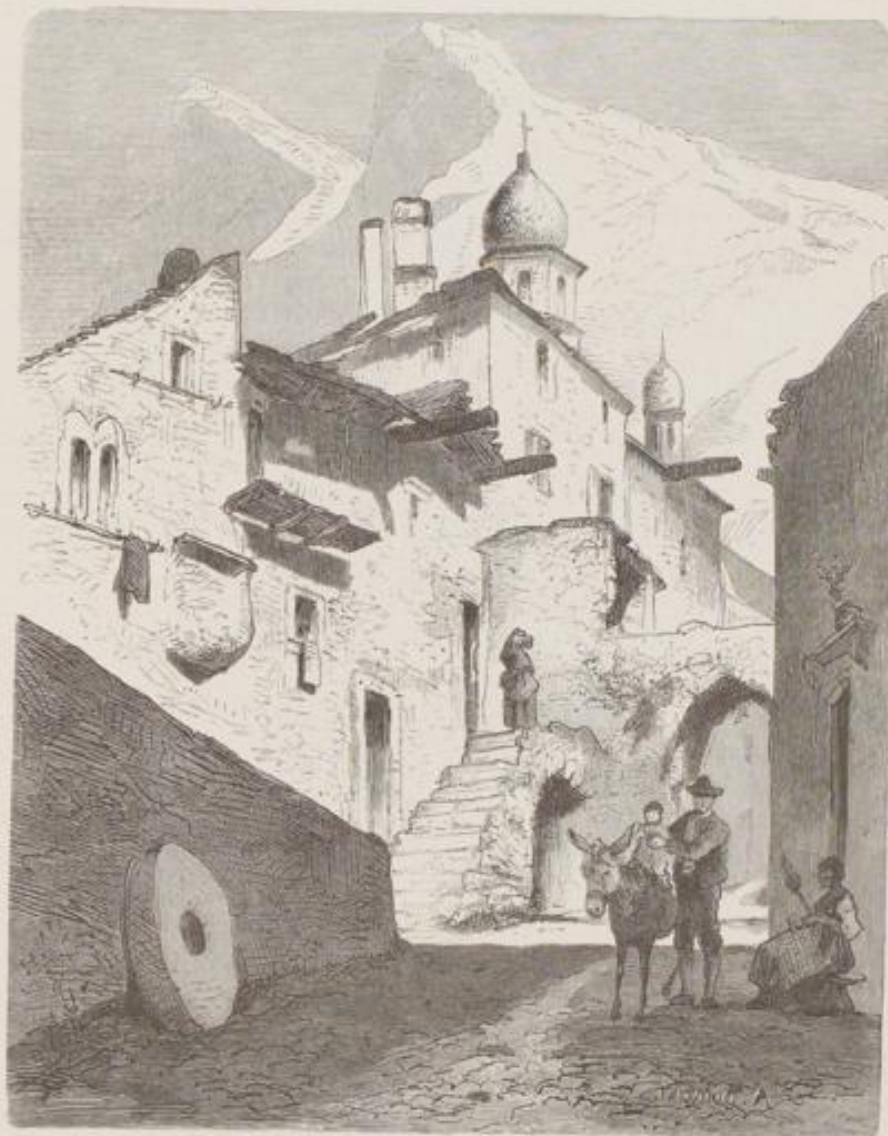
genügen gefche ist, daß man  
 erpogner; wenn die so viel  
 kühl behalte der einje, bei  
 a ging der Gefrage köst  
 urtheil gegen den Feinde.  
 in auch Kallier theilnahm, so  
 nen erklamm, als man auf  
 ches des ingrats, "hoff es  
 die "Hiddante," auf der Seite  
 che mit dem Schwert schlugen  
 er es rath doch weder bei



noch vor Paris und Belfort gefehlt?“ „Parcequ'on nous a trahis“, kreischten unisono die Franzosen, „lisez-donc le procès Bazaine, si on sait lire en Italie.“

Die Temperatur war bedenklich gestiegen, und ich leugne nicht, daß es mir allgemach schwül ward, denn nun war der Streit von den „undankbaren“ Italienern glücklich auf die siegreichen Deutschen hinübergespielt, nun kam die Reihe an mich. Ich sah wohl den zornerglühten Blick, den mir mein Gegenüber zuwarf, als wollte er sagen: „auch dieser ist einer aus der Schaar des Galiläers“. Ich hörte, wie er absichtlich laut zu seinem Nachbar sprach, daß er auf diesem Blondkopf schon die unsichtbare Pidelhaube witterte u. dgl. mehr.

Nun (dacht' ich mir), wenn selbst ein Mann wie Michelet jeden Deutschen, welcher durch Frankreich zieht,



STRASSE IN TENDA.

als „Reisepion“ denuncirte, „der seine geographischen Notizen an Bismard und Moltke sendet,“ warum sollte ein Pfefferkrämer von Marseille vernünftiger sein?

Treibt er's zu bunt, so mag er spüren, daß die Deutschen von 1877 etwas anderes sind, als die von 1863; einstweilen aber mag er noch ein wenig plaudern, bis das rechte Schlagwort kommt, um ihn zu fassen. Aber siehe da, die eigenen Landsleute selbst kamen dieser spitzigen Scene zuvor; ein alter stattlicher Fabrikherr aus Paris fuhr den Polterer unjanst an: „Du reste à quoi est bon tout cela? Je ne suis pas Napoléon moi et ce monsieur là n'est pas Monsieur Bismarck. Finissons-en!“

Dann ward, wie ja die Franzosen immer ein pathetisches Wort zur Stelle haben, auf den Völkerverfrieden toastirt; begeistert stieß man die Gläser an, nur einer ließ das seinige stehen, der zürnende Mann aus der Heimath

der Marseillaise. In seinem Lexikon war das Wort Friede für immer gestrichen, es gab für ihn nur mehr das Wort „Revanche“; die Andern aber gingen wohlgemuth über seinen Groll zur Tagesordnung über, und die Tagesordnung hieß — veuve Cliquot.

Das Schloß von Nizza, welches die Stadt hoch überragt, oder vielmehr der große Thurm desselben, soll schon im V. Jahrhundert erbaut worden sein; als Beleg hiefür gilt freilich nur die Tradition. Jetzt ist die Wehrhaftigkeit, die damals sein Zweck war, längst einem friedlichen Ziele gewichen, denn ungestört genießen wir von dem Belvedere, das sich über den Ruinen erhebt, den wunderbaren Blick ins Weite. Bis an die Küste von Corsica und bis an die Gipfel der Apenninen reicht unsere Fernsicht.

Wenn Nizza selbst so ziemlich alle pittoreske Verwilderung verloren hat, die wir stellenweise in echt italienischen Städten finden, wenn hier fast Alles der eleganten französischen Politur sich fügte, so bieten uns doch die Ausflüge in das umliegende Bergland noch allen Reiz einer einsamen Wanderung. Besonders gilt dieß von jenem Wege, der über den Col di Tenda und nach Baldieri führt, wo Victor Emanuel seine Jagden hielt; hoch über das zerfallene Gemäuer der kleinen Stadt ragen die schneeigen Gipfel herein, und obgleich von den Befestigungen, die im Mittelalter gegen die Saracenen errichtet wurden, nur noch wenige Ueberreste sichtbar sind, so hat sich doch die Erinnerung an ihre wilde Gegenwart mannigfach erhalten.

Nicht weit von Tenda liegt das Dörflein Briga, fast dreitausend Fuß über dem Meere, malerisch an das Ufer der Levenza gebaut und in der tiefsten Einsamkeit verloren. Wie Nomaden leben die Männer bei ihrer Heerde in den Bergen, die Frauen aber, wenn sie daheim entbehrlieh sind, steigen nach Nizza hinab und verdienen sich dort ihre Mitgift.

Ein anderer Punkt, der in jenen Berggebieten berühmt ward, ist die Certosa von Pesio, ein altes Kloster, auf dessen innerem Hofe mächtige Bäume stehen, die ihren kühlen Schatten auf die Zellen der Mönche werfen. So mancher Pilger suchte hier Raht, der auf mühevollen Wegen seiner Sünden ledig werden wollte; jetzt ist es eine Zufluchtsstätte für Kranke, denen der Arzt die starke Bergluft anbefohlen. Berge und Meer, sie sind ja das Beste und Größte, was die Natur geschaffen, in ihnen liegt die Hoffnung und das Geheimniß aller Genesung!



SCHLOSS MONACO.



An der

an beiden Seiten hin breitet  
der, gegen Nord und Nordgen.  
die Provence und Riviera di I  
die nach Süden, den Jähen o  
the mit einemmal die Masse B  
an Norden dehnt und aus  
die sich gegen Osten, die un  
die, die sie zuerst berührt und im Hin  
die sie zu einem Rhein gezogen; jede  
die gelähen im südlichen Halbk  
die nach Süden sich nur auf einer  
die in der Mitte der Felsheit, die sich  
die einen Schutze gegen die Stadt de  
die nach Osten und von gelähen Estuare  
die nach Süden in der Höhe der Berge  
die nach Süden hin sich erstreckt. Ob  
die nach Süden hin, die westlich unrichtig



LAVAGNA. HEIMKEHR VOM FISCHFANG.

## An der Riviera di Levante.

Nach beiden Seiten hin breitet der Golf, als dessen Mittelpunkt das stolze Genua erscheint, seine blühenden Ufer, gegen Abend und Morgen, und daher stammt auch der Name jener wunderbaren Küsten — Riviera di Ponente und Riviera di Levante. Wir folgen nun der letzteren Straße, auch sie ist, wie der Weg nach Westen, den Felsen abgerungen, brausend geht es durch die Tunneln der steilen Klüfte, dann thut mit einemmal die blaue Fluth sich auf mit ihrem duftigen Spiegel. Das Ufer ist von Oliven und Myrthen bekränzt und aus dem grünen Schatten lugen schmucke Dörfer und Villen.

Die erste größere Station, die uns auf der Riviera di Levante begegnet, heißt Nervi, eine kleine Stadt, die als Curort berühmt und im Winter viel von Deutschen besucht ist; ihre Gärten reichen dicht an's Meer und sind mit ewigem Grün gesegnet; hohe Berge schützen sie vor rauhem Wind.

Fest geschlossen im mächtigen Halbkreis stehen dieselben vor uns, sobald wir nach Lavagna kommen; das glänzende weiße Städtlein steht wie auf einer erhabenen Bühne, und auch der Held soll dieser Bühne nicht fehlen. Lavagna ist die Heimath der Fieschi, die schon im ersten Jahrhundert jene Grafschaft besaßen, aus ihrem Blute stammt der bekannte Verschwörer gegen die Macht der Doria's. Auch zwei Päpste, Innocenz IV. und Hadrian V., sind der gleichen Stadt und dem gleichen Stamme entsprossen; aber selbst im gegenwärtigen Jahrhundert trat der verrufene Name noch einmal in der Weltgeschichte hervor, als im Jahre 1835 das bekannte Attentat auf dem Boulevard du Temple gegen Louis Philippe stattfand. Ob der Thäter den Namen Joseph Maria Fiesco, den er in Anspruch nahm, wirklich besaß, ist heute noch unentschieden, nur so viel steht fest, daß er schon zweimal wegen Verschwörung





liegen dort am Abhang der Berge, deren schmutzige Häuser zerfallen dareinsinken, und um deren enges Gewinkel sich noch manchmal schützend die alte Mauer zieht.

Das erste der kleinen Dörfer, die uns begegnen, heißt Moneglia, über dessen Dächern das Gemäuer einer uralten Feste emporragt. Sie hatte einst den Eingang der klaffenden Schlucht beherrscht, die sich von hier in die Berge zieht, denn immer wilder und steiler wird nun der Pfad; es geht landeinwärts weit ab vom Meere. Schon sind wir fast zweitausend Fuß über den blauen Spiegel emporgestiegen, eine einsame Osteria liegt am Wege, Baracca genannt, und den gleichen Namen trägt das ganze Thal, durch das nun die Straße führt. Endlich ist der Höhepunkt des Weges erreicht, wir haben uns in weitem Bogen von der Küste entfernt und sind tief in das Bergland hineingedrungen; nun aber geht es wieder hinab und dem Meere zu; die Armuth, die der felsige Boden seinen Bewohnern aufzwingt, weicht wieder einer blühenden Fülle, sobald wir in's Thal von Borghetto herabgestiegen. In Cassana, das nicht ferne liegt, sind dunkle Höhlen, die durch die Knochenfunde bekannt geworden, welche man dort gemacht hat; das wilde, ausgebrannte Bett, an welchem der Weg dahinzieht, gehört dem kleinen Flüschen Bara. Noch einmal begegnet uns ein graues, einsames Dorf, San Benedetto klingt mir sein Name nach, dann aber geht es mit Macht der Küste entgegen.

Das ist der alte mühevollen Weg der Berge — aber auch er ist jetzt, wie so mancher Pfad, verwaist; denn jetzt ist die Bahn von Sestri nach la Spezia eröffnet, die man dem Strand in jahrelanger Mühe abgerungen, und ihr folgen nun die Tausende von fremden Gästen. Es geht mit Windeseite — die feine blaue Kette, die uns von Ferne entgegenlänzt, zeigt die Berge Carrara's; an dem Golfe, der sich herrlich aufthut, liegt schon la Spezia. Die Stadt selber ist noch ziemlich enge und ohne Pracht, obwohl mit jedem Jahr neue Paläste entstehen; aber um so zauberhafter ist ihre Lage im Grün der Oliven.

Der Hafen von la Spezia, wie er zwischen zwei befestigten Felsspitzen sich ausdehnt, hat nahezu einen Weltruf und gilt für einen der prächtigsten Kriegshäfen Europa's; schon der erste Bonaparte ordnete Vermessungen und



AUF DER HALBINSEL BEI SESTRI LEVANTE.



in den Knochen gedrungen, und noch heute wird auf den Gassen Italiens ein Bild verkauft, das damals in hunderttausend Exemplaren über die ganze Halbinsel verbreitet ward: „Stivale di Garibaldi.“

In la Spezia aber, in der „Città di Milano“, wo das Krankenlager des Gefangenen stand, drängten sich damals die Aerzte aus allen Ländern der Welt zusammen; die berühmten Chirurgen Albanese und Gypriani, der Engländer Patridge und der Russe Perigoff, aber sie alle wußten den Schmerz nicht zu lindern und keine Einheit der Diagnose zu finden. Endlich, da Garibaldi selbst den dringenden Wunsch aussprach, wurde Nélaton gerufen, der auch gegen Ende October eintraf und in la Spezia den europäischen Ruf begründete, der ihn von da ab begleitete.

Schon bei der ersten Untersuchung der Wunde wich er von der Meinung seiner Collegen ab, und behauptete, daß die Kugel noch in der Wunde vorhanden sei, was von den sieben verammelten Aerzten nur zwei vermuthet hatten.

Er selber erzählt den Vorgang in einem Berichte, den er der Oeffentlichkeit übergab, auf folgende Weise: „Mit Hülfe des Stiletts untersuchte ich die Wunde. In einer Tiefe von  $2\frac{1}{2}$  Centimeter stieß ich auf einen entgegenstehenden harten Körper, der beim Anstoßen einen dumpfen Ton von sich gab. Dieser war ganz verschieden von jenem, der sich bei der Berührung

mit Nervengewebe hören läßt, ohne daß er indeß die Idee einer Reibung auf der rauheren Oberfläche der Zellengewebe gab. Zur Seite mit dem Stilet ausweichend, kam ich an dem Hemmnis vorüber und stieß in einer Tiefe von fünf bis sechs Centimeter auf den Knochen. Das erste Hemmnis war offenbar die Kugel. Ich theilte dieß dem General mit und bat ihn, sich dessen selbst zu versichern. Zu diesem Zwecke gab ich ihm das Stilet, das an der Spitze mit einem Stückchen Sevresporzellan von rauher Oberfläche versehen war. Der General führte das Instrument selbst in die Wunde, traf auf den hemmenden Gegenstand, drückte nachhaltig darauf und zog dann das Stilet wieder zurück. Das Porzellanstückchen war nicht mehr weiß, sondern mit einem



SIRENENBRUNNEN IN CARRARA.

schwärzlichen, anscheinend metallischen Ueberzug bedeckt. Die Analyse wies nach, daß es Blei war. Kein Zweifel mehr, die Kugel war gefunden.“

Begreiflicherweise nimmt der Vorgang, den wir hier erzählen, in den Annalen von la Spezia eine wichtige Stelle ein, man hört noch heute Jung und Alt davon erzählen, wenn auf den Einsiedler von Caprera die Rede kommt.

Die Umgebung der Stadt ist durch ihre Schönheit berühmt, am meisten Porto Venere, das seinen Namen

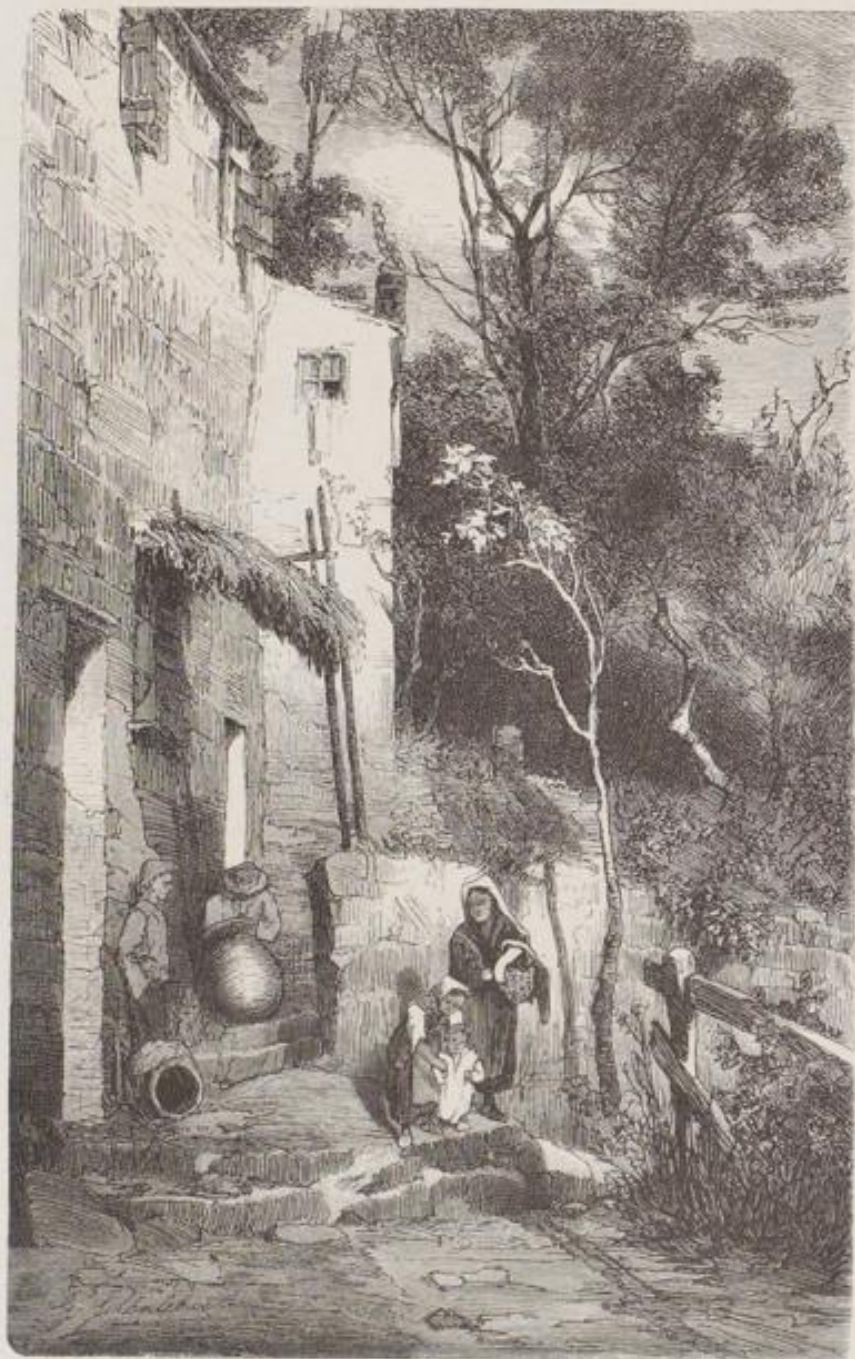
der Göttin dankt, deren Tempel an diesem Ufer stand, längst ehe die Pisaner an dessen Stelle ihre Kirche und das von Palmen verdeckte Kloster erbauten.

Wenige Miglien entfernt (in der Gestalt eines Dreiecks) liegt draußen im Meere die Insel Palmaria, ein marmornes Eiland, und Lerici, das hoch auf dem Felsen thront, in Olivenbäumen geborgen, während unten auf der Werfte rüstige Schiffer hämmern.

Die nächste größere Stadt, die wir auf der Riviera di Levante begegnen, ist Sarzana, und obwohl sie kaum zehntausend Bewohner zählt, ist sie doch reich an stolzen Erinnerungen. Aus Sarzana stammt Nicolaus V., einer der größten Päpste, die der heilige Stuhl getragen; aus Sarzana stammen die Bonaparte's, ehe sie (1612) nach Corsica zogen.

Hinter Avenza zweigt die Bahn nach Carrara ab. Marmorne Adern durchlaufen den ganzen Küstenweg, den wir eben zurückgelegt; sie schimmern bunt in den Schluchten der Berge, sie tauchen aus der Fluth empor in jenen kleinen Inseln, die der Küste gegenüberliegen, hier aber sind sie gleichsam vereinigt zu einem kolossalen unerschöpflichen Schachte.

Carrara ist die Schachtammer der Erde, aus der seit den Zeiten des Augustus jener weiße Marmor gehoben ward, den dann die Hand des Künstlers besetzte; Museen ruhten in der Tiefe



LERICI BEI LA SPEZIA.

dieser Berge. Die Gruben, in denen er gebrochen wird, liegen tief im Gebirg; es sind wilde trockige Schluchten, aus denen die edle Gestein kommt, der trockigen Geistesiefe vergleichbar, aus der der geniale Gedanke emporsteigt, der im Marmor sich auf ewig verkörpert.

Mehr als vierhundert Gruben stehen jetzt in Thätigkeit, man hört weithin den Knall der Minen, wenn das Pulver die weißen Quadern aus dem Felsen reißt, man sieht in ungeheuren Schaaren die braunen Gestalten ziehen, die ihr hartes Leben im Kampf mit dem Stein verbringen.

Der Reichthum, welchen die Stadt an diesem edlen Stoffe besitzt, drängt sich uns überall entgegen. Nicht

wies nach, daß es hier ...  
 in den Händen von ...  
 auf den Gipfeln von ...  
 am meisten ...  
 der ...  
 im ...  
 an ...  
 Palmen ...  
 Berg ...  
 Schutz ...  
 Meer ...  
 mens ...  
 auf ...  
 können ...  
 der ...  
 Die ...  
 auf ...  
 in ...  
 taufend ...  
 reich ...  
 Ezras ...  
 geigen ...  
 getragen; ...  
 Bonaparte's ...  
 im ...  
 nach ...  
 durch ...  
 mit ...  
 in ...  
 auf ...  
 John ...  
 hier ...  
 einen ...  
 Ezras ...  
 Fide, ...  
 August ...  
 ward, ...  
 behalte; ...  
 im ...  
 er, ...  
 hier ...  
 deren ...  
 pt, ...



PORTO VENERE AM HAFEN VON LA SPEZIA.





INSEL PALMARIA AM GOLF VON LA SPEZIA.

blos unmittelbar dort, wo derselbe gehoben wird, sondern auch in Kirche und Haus; selbst der schlichteste Bürger ziert seinen Sims damit, selbst in der ärmsten Osteria steigen wir über Stufen — von carrarischem Marmor.

Unter den Städten, die wir noch der Küste entlang begegnen, ist Massa und Pietra Santa hervorzuheben; überall bricht die steinerne Kraft des Bodens noch in einzelnen Adern durch; Delbaum und Wein schmücken die Höhen, und aus ihrem Grün schauen Castelle und Ruinen mit tausendjährigen Rhythmen.

Zur Rechten aber dehnt sich, in unermesslichen Duft getaucht, die blaue Fluth des mittelländischen Meeres; der frische Seewind rauscht uns entgegen, wir aber ziehen fort auf der goldenen Straße, die zwischen Berg und Meer dahinführt, in deren Namen schon das Wogenspiel der Küste und der Sonnenstrahl des Morgens liegt. — Riviera di Levante!



AN DER RIVIERA.



BOCCIASPIEL.

## In der Emilia.

In keinem Lande gewährt die Wanderschaft so vielen Gewinn, wie in Italien, aber in keinem Lande wird auch die Schranke so fühlbar, die über allem Reisen liegt: die Schranke von Raum und Zeit. Bei uns im Norden ist das viel leichter, da liegt zwischen den großen Städten, die uns Halt gebieten, gar oft nur kahle Ebene und öder Sand; hier aber ist fast jedes Städtlein, das zwischen den großen Centren liegt, geschichtlich oder malerisch bedeutungsvoll. Ueberall hat die Kunst ihre herrlichen Perlen verstreut; die Menge kleiner Höfe und Potentaten, die das zerplitterte Land beherrschten, geben der Blüthe hundert verschiedene Mittelpunkte; man sollte nirgends vorübergehen und kann doch nicht allenthalben verweilen! Ohne Opfer, ohne Verzicht auf tausendfache Schönheit, hat noch keiner Italien bereist und Italien beschrieben.

Es ist das alte Gebiet der Via Emilia, das Gebiet der Romagna mit den Legationen, das wir noch im Fluge durchziehen, ein Landstrich, dessen Städte schon Jahrhunderte vor Christus blühten, auf dessen Boden das sterbende Römerreich verhauchte, bis eine neue klassische Epoche aus den zerfallenen Trümmern emporstieg. Wo ist eine Stadt, die uns die Schätze altchristlicher Kunst in solcher Fülle zeigt wie Ravenna; in Parma fand der unsterbliche Geist Correggio's seine Heimat, und von Ferrara, wo das Haus der Este herrschte, wo Tasso und Ariost gewohnt, gilt das Wort:

„Italien nennt keinen großen Namen,  
Den dieses Haus nicht seinen Gast genannt.“ (Goethe.)

Aber auch den übrigen Städten der Emilia fehlte es weder an Ruhm noch an Männern, die diesen Ruhm verkündeten, und wo man Wissenschaft und Kunst nicht aus Begeisterung pflegte, war ihnen doch die Prachtliebe der Fürsten günstig. Und wie sturmbewegt war die politische Geschichte, die über diese vielgepalteten Länderstriche dahinging, seit Gallier und Gothen hier in Waffen standen, seit Belisar Ravenna nahm, bis zur Revolution von 1849, da Garibaldi mit seinen Schaaren an diese Küste trat. Fast alle großen Geschlechter, die die Geschichte Italiens im Mittelalter beherrschten, von den Visconti in Mailand bis zu den Borgia's in Rom, haben den Schauplatz ihrer





lia.

an, wie in Italien, aber in dem  
 : Die Schranke von Rom ist ja  
 rigen Tülden, die am Fuß glän  
 e Schildern, das prägen an gep  
 bet die Kunst ihre herrlichen Pfe  
 de Land beherrschen, gehen sie die  
 an doch nicht allenthalben vermit  
 ten betritt und Jochen tödlichen  
 magna mit den Egypciern, die in  
 brittas Wüsten, auf dem Eise der  
 en Trümmern erwecket. So ist  
 venna; in Parma sind die wüth  
 te, wo Lohs und Kranz geschick  
 en.  
 genannt." (Auch)  
 an Nulm noch an Wännen, die  
 g fliegte, war ihnen doch die  
 , die über die niedrigen Hü  
 der Ravenna sahen, die zu  
 e großen Reichthum, die die  
 Regia's in Rom, haben die



CANOSSA.

Landes- u. Stadt-  
Bibliothek  
Düsseldorf



... in dem der Kinde erfuhr, und  
... der beiden Können. —  
... die einzige Freigabe aber fanden  
... die Zeit, die er nun in langer Mei-  
... er ihm in Europa, das hinter  
... der war in dem goldenen  
... die! Die höchste Kunst das  
... die Freiheit, den die Zeit



PIFFERARI

Zehden auch auf das Gebiet der Emilia erstreckt, und neben diesem Kampf der Waffen tobte der Kampf der Geister, den wir mit einem Worte bezeichnen können. — Hier steht das Schloß Canossa.

All' diese mächtigen Ereignisse aber fanden einen charakteristischen Ausdruck in den Denkmalen und der Architektur jener Städte, die wir nun in langer Reihe begegnen.

Die erste von ihnen ist Piacenza, das hinter zwölf gewaltigen Forts fast ein halbhundert Kirchen und ein halbtausend Paläste trägt; aber nur in dem holden Namen tönt noch das Wohlgefallen nach, das eine vergangene Zeit an dieser Stätte fand! Wie lieblich klingt das Wort: Piacenza!

Der Mittelpunkt alles Verkehrs, den die Stadt heutzutage besitzt, ist die Piazza dei Cavalli, dort steht der

Palazzo del Comune, der den Bürgern als Rathhaus dient. Das Erdgeschoß stellt eine Fassade von fünf Bogen dar; in der Halle, die sich unter denselben wölbt, wurden einst die Gerichte gehalten und die Angelegenheiten des Volkes verhandelt; das obere Stockwerk aber, dessen Fenster von prächtigen Rundbogen umrahmt sind, diente den Versammlungen des Rathes, und eine Zeitlang sogar dem Theater. Trotz der Grazie, die der Mittelbau besitzt, macht das Ganze doch einen äußerst kräftigen, fast kriegerischen Eindruck, der durch die schroffen Zinnen des Daches gesteigert wird. Auch die beiden ehernen Reiter, die vor dem Palaste stehen, zwei Statuen der Farneſe, fügen sich dem Gesamtbild vortrefflich ein.

Aber weit überboten, ja fast vergessen ist dieser schöne Bau, wenn wir nun nach Ferrara kommen und dort dem Schlosse gegenüberstehen, mit seiner düsteren Herrlichkeit! Längst hat die Zeit diese Mauern geschwärzt, die sich wie eine Beste aus dem Wasser erheben, das rings umher die breiten Gräben füllt; riesige Thürme, Zinnen und Bräden treten uns auf jeder Seite entgegen, und das Alles sieht so gewaltig und finster aus, daß sich in die Bewunderung beinahe ein leises Grauen mischt. Man kann an die Allmacht, aber nicht an den Segen der Geschlechter glauben, die hier herrschten; man fühlt beinahe noch den Druck, der Tasso auf dem Gemüthe lag, wenn er hier am Hof der Este verweilte. Und doch war damals die Stadt belebt von einer bunten fröhlichen Menge, denn die Bevölkerung umfaßte hunderttausend Seelen; jetzt aber sind die Straßen öde und leer, und das drohende Castell sieht nur herab auf eine verarmte Einsamkeit.

Die Seelenzahl, die Ferrara in den Tagen seines Glanzes hatte, hat Bologna noch heute, allein es könnte ohne Ueberfüllung die dreifache Bewohnerzahl umfassen, so kolossal und weit ist die Stadt gebaut. Fast sieht es aus, als ob die breite Ebene, in die wir nun herabgestiegen, auch das Auge und die Hand der Männer, die hier bauten, bestochen und zu reichem Geben verleitet hätte; denn ein Palast steht neben dem anderen und immer wieder münden die Straßen in Plätze aus, denen thurmhohe Mauern zum Rahmen dienen. Ja selbst die Statuen, die dort stehen, sind in diese riesigen Dimensionen hineingewachsen; die Gestalt des Neptun, die auf dem gleichnamigen Platze einen Brunnen schmückt, ist beinahe zehn Fuß hoch und hat mit den übrigen kleinen Broncefiguren, die den Meer-gott umringen, ein Gewicht von zwanzigtausend Pfund.

An den Neptunplatz stößt die Piazza Maggiore an (jetzt nach Victor Emanuel genannt), die durch den Markt, der dort gehalten wird, ein buntes Leben, und durch die Gebäude, die sich hier zusammengedrängen, eine stolze Würde erhält. Man fühlt dieselbe unbewußt, wenn sich der Tageslärm verläuft und der Vollmond über dem Palazzo Apostolico emporsteigt!

Palazzo Apostolico — auch dieser Name ist nun erloschen, aber in ihm liegt doch die ganze sturmvolle Vergangenheit Bologna's, denn die Krone, die die Gebieter dieser Stadt getragen, war die Tiara des Vatikans.

Der Einfluß der geistlichen Macht, der sich dadurch von selbst ergab, verräth sich auch in den zahllosen Kirchen, die sich nicht nur durch bedeutenden Kunstwerth, sondern gleichfalls durch ungeheure Dimensionen hervorthun. Dieß gilt vor Allem von der Hauptkirche Bologna's, von S. Petronio, deren Riesenhaftigkeit beim ersten Anblick geradezu verblüfft, aber auch die übrigen sind mit verschwenderischen Mitteln erbaut. Denn nur wenige Städte Italiens waren so reich wie Bologna, das wegen seiner Wohlthätigkeit sogar den Beinamen la Grassa führte; allein soviel auch die Kirche von diesem Reichthum in Anspruch nahm, die Gesinnung der Bürger blieb doch allzeit unabhängig und stolz. Nicht durch künstlerischen Werth, aber durch Curiosa aller Art ragt S. Stefano hervor, ein Complex von Kirchen und Kapellen, in dem sich Bilder und Statuen, Silbergeschmuck und Reliquien bunt durcheinanderdrängen.

Doch all' diese Tempel mit ihren prächtigen Thürmen, all' diese Giebel und Zinnen fürstlicher Paläste sind für das Gesamtbild der Stadt nicht so entscheidend, wie ein Profanbau, der auf Meilen hin das Häusermeer überragt und den die Mythe von sieben Jahrhunderten umrankt.

Das sind die schiefen Thürme, die beide nach ihren Erbauern genannt sind, der größere Asinelli, der kleinere la Garisenda. Die Aussicht, die der erstere von beiden gewährt (er überragt den anderen um hundertdreißig Fuß), reicht von den Hügeln Padua's bis an die Apenninen und von der Adria bis an die Thürme Modena's; alle Schätze, womit Natur und Menschenhand dieß Land überschüttet, liegen hier vor unserem Blick. Schon vor zweitausend Jahren führte die Via Aemilia, die nordwärts bis nach Mailand zog, durch dieß geeignete Gefilde.

Erst wenn wir uns nach Osten hin dem Meere nähern, wird die Gegend sumpfig und öde, und nahe an

dem verhandeten Ufer steigt dann eine Stadt empor, die nicht an Lebensfreude, aber wohl an Ruhm die meisten Mittelstädte Italiens überragt. Ihr Name ist Ravenna.

Wer kennt nicht die Hünengestalt des alten Gothenkönigs Theodorich, hier steht sein Grabmal; wer sieht ohne Schmerzgefühl den großen Dante in die Verbannung ziehen, hier fand er Ruhe für Zeit und Ewigkeit. In Ravenna war es, wo Thumelicus, der Sohn des Cheruskerfürsten Hermann, als Gladiator heranwuchs, wo Gaston de Foix in einer der blutigsten Schlachten fiel, welche Europa jemals gesehen hat, wo Byron seinen Frieden suchte am Herzen der schönen Gräfin Guiccioli. Und doch sind das nur einzelne Höhepunkte in den reichen Erinnerungen der Stadt, die Jahrhunderte lang so stürmisch und dann Jahrhunderte lang so einsam und weltvergessen dahingelebt.

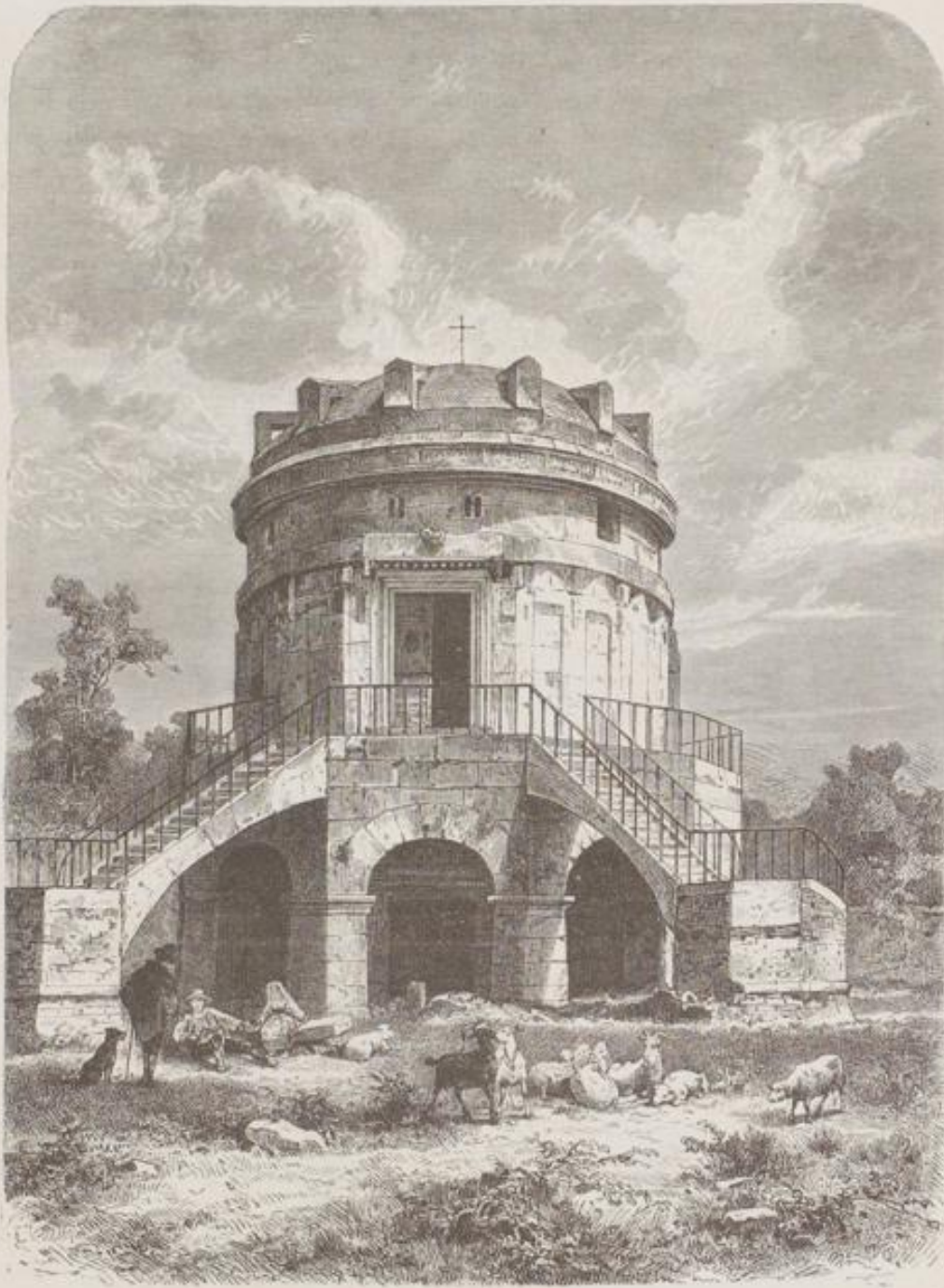
Der Schwerpunkt ihrer Geschichte aber liegt und bleibt doch in der frühesten Vergangenheit gelegen, in jener Zeit, die gleichsam zwischen dem Untergang der römischen und dem Aufschwung der deutschen Geschichte steht. In Ravenna's Mauern, hinter denen Honorius vergeblich Schutz gesucht, herrschte Odoaker, der kühne Führer der Heruler, bis wider den Mächtigen ein noch mächtigerer zog. Jahrelang warb Theodorich, der große Gothenkönig, mit den Waffen in der Faust um ihren Besitz, bevor sie sich ergab; Odoaker selbst verlor durch Mörderhand dabei das Leben, aber die Stadt blieb auch unter der Herrschaft der Gothen, was sie schon unter dem Heruler gewesen war, die Hauptstadt Italiens, während Rom als „riesiges Skelett im Bauschutt einer Welt begraben lag“. Durch ihren Namen sind die Zaubersäden nordischer Heldensage gewebt, die sich um die Gestalt des großen Dietrich von Bern gesponnen haben. Auch Belisar steht in den Reihen ihrer Besieger, dann kamen die Longobarden und der Franke Pipin; lange Zeit blieb sie dem Kaiser treu, vor allem Heinrich IV.; doch wie die Kaisermacht selbst zuletzt der Macht des Papstthums unterlag, so fiel auch Ravenna in seine Hand und war bald nicht mehr als eine „Provinzstadt des Kirchenstaates“. Gleichwohl blieb ihr eine andere unvergängliche Bedeutung für immer gesichert, denn sie sollte, wie Gregorovius, der Meister italienischer Geschichte sich ausdrückt, „das Pompeji der gothischen und byzantinischen Zeit“ werden.

Das heutige Ravenna ist die Schatzkammer und die Metropole für das Studium altchristlicher Kunst; fast überall nämlich sind die Werke, die der Pinsel und die Baukunst im fünften und sechsten Jahrhundert schufen, durch den Vandalismus der folgenden Jahrhunderte wieder vernichtet worden; eine Basilika, wie S. Apollinare in Classe ist, steht als Unikum unter den Denkmalen der Erde.

Wie man vermuthet, ward sie auf den Trümmern eines alten Apollotempels erbaut; der Heilige, nach dem sie genannt ist, erlitt schon unter Kaiser Vespasian den Martyrtod. Die Kirche ist jetzt fast eine Stunde von der inneren Stadt entlegen und der Weg führt nahe an dem reizenden Piniemwald vorüber, der auf Byron so tiefen Eindruck machte; damals aber als sie gebaut ward (534—549), war Classis noch die Hafenstadt, die mit dem Aufschwung des Handels entstand und mit dessen Zerfall wieder unterging.



SCHIEFE THUERME IN BOLOGNA.



GRABMAL THEODORICH'S ZU RAVENNA.

Nicht der schlichte Erzähler, sondern nur der gediegene Kenner alter Kunst darf in Ravenna das Amt des Führers üben, nicht dem Vergnügen, sondern der ernsten Arbeit gehören die Tage, die der nordische Wanderer dort verbringt. Die Gegend hat etwas melancholisch-ödes, und das Leben der Stadt leidet noch heute daran, daß sie Jahrhunderte lang einsam und abseits vom Wege lag, aber doch, wie unermesslich reich ist der Gewinn, den sie bietet! Ravenna ist ein neuer Farbenton in dem herrlichen Bilde und eine neue Saite in dem herrlichen Volkstang: Italien. Es zeigt uns abermals, wie unerschöpflich die geistigen Schätze dieses Landes sind. Und darin liegt unser Trost! Wir sind uns wohl bewußt, indem wir nun vom freundlichen Leser scheiden, wie viel wir ihm schuldig blieben, doch wer möchte sich je dem Wahne ergeben, das Unerschöpfliche zu erschöpfen!



MARKTPLATZ MIT NEPTUNSRUNNEN IN BOLOGNA.

in der in Marmor der der  
 die der neulich  
 tridet nach hase dem  
 trich in der Gernu, der  
 dem herlichen Sölling  
 und der  
 und mit der

Landes- u. Stadt-  
Bibliothek  
Düsseldorf

Vom Herrn

Edua